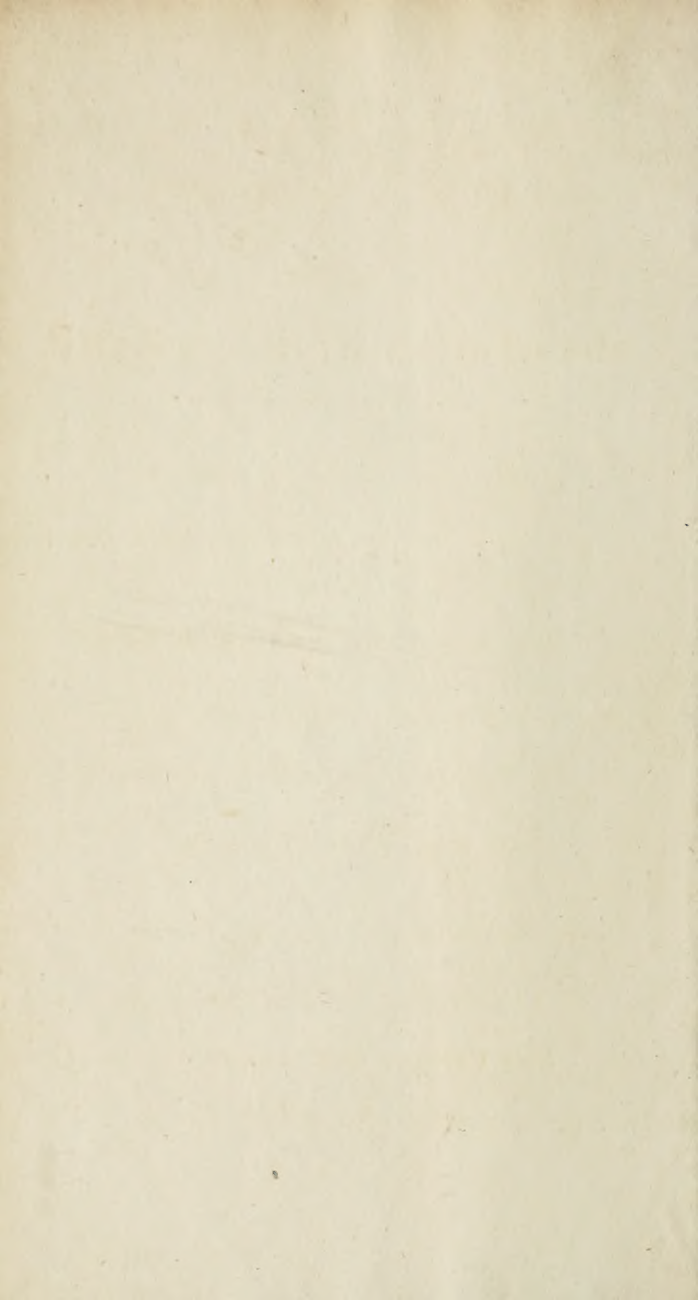


יהוה


INSTITVTIO THEOLOGICA
ANDOVER FVNDATA MDCCCVII.
Ps. CXIX. 169.
כדברך
הבינני
JOH. XVII. 17.
ὁ λογος ὁ σος αληθεια ἐστι.
ΑΚΡΟΓΩΝΙ
ΟΥ ΧΡΙΣΤΟΥ.



Locke's
Versuch
über den
menschlichen Verstand.

Aus dem Englischen übersetzt
mit einigen Anmerkungen und einer Abhandlung
über
den Empirismus in der Philosophie
von

D. Wilhelm Gottlieb Tennemann.

Zweiter Theil.

Leipzig,
bey Johann Ambrosius Barth,
1797.

Inhalt

des zweiten Theils.

Zweites Buch.

S.

Drittes Buch.

Locke's Versuch über den menschlichen Verstand.

Zweites Buch.

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Von dem Vermögen und der Kraft. *)

§. 1.

Entstehung dieses Begriffs.

Die tägliche Erfahrung von der Veränderung der Gegenstände der einfachen Vorstellungen an Aussen-

*) Ich habe das Wort power bald mit Vermögen bald mit Kraft übersetzt, weil Locke diese beiden Begriffe nicht sorgfältig unterscheidet. In einigen Stellen schien es mir sogar nothwendig, beide Bedeutungen neben einander zu setzen.

Auſſendingen; die Bemerkung, daſs hier ein Ding aufhört zu ſeyn, dort ein andres an ſeine Stelle tritt; die Beobachtung des beſtändigen Wechſels der Vorſtellungen in dem Gemüthe, der theils von den Eindrücken äuſserer Objecte auf die Sinne, theils von der Beſtimmung unſerer eigenen Wahl abhängt; alles dieſes leitet den menſchlichen Verſtand auf den Schluſs, daſs eben dieſelben bisher beobachteten Veränderungen auch in der Zukunft an denſelben Objecten, durch dieſelben Urſachen und auf dieſelbe Weiſe ſtatt finden werden. Er denkt ſich demnach in dem einen Weſen die Möglichkeit, daſs die einfachen Merkmale deſſelben wechſeln, und in dem andern die Möglichkeit, dieſen Wechſel hervorzubringen, und kommt hierdurch auf den Begriff von einem Vermögen. So ſagt man, das Feuer habe ein Vermögen das Gold zu ſchmelzen, oder die Konſiſtenz ſeiner Beſtandtheile und ſeiner Härte zu zerſtöhren, und es in einen flüſſigen Körper zu verwandeln, und das Gold habe das Vermögen geſchmolzen zu werden. In dieſem und ähnlichen Fällen wird das Vermögen nur in Beziehung auf den Wechſel der Vorſtellungen und der dadurch vorſtellbaren Beſchaffenheiten betrachtet. Denn wir können keine Veränderung in einem Objecte, keine Einwirkung auf daſſelbe als nur vermittelſt der Veränderung in der Vorſtellung deſſelben wahrnehmen und denken.

§. 2.

§. 2.

Thätiges und leidendes Vermögen.

Das Vermögen ist in dieser Rücksicht zweierlei, insofern es in der Möglichkeit besteht, eine Veränderung zu bewirken, oder eine Veränderung anzunehmen. Jenes kann thätiges, dieses leidendes Vermögen heissen. Ob nicht die Materie aller thätigen Kraft beraubt, ihr Urheber hingegen über alle leidende Kraft erhaben sey, und ob nicht der Zwischenzustand der erschaffenen Geister in der Vereinigung thätiger und leidender Kräfte bestehe, das verdiente wohl eine eigne Untersuchung. Dazu ist aber hier der Ort nicht; denn mein Zweck ist nicht, den Ursprung der Kräfte, sondern die Entstehungsart dieses Begriffs zu untersuchen. Die thätigen Kräfte machen, wie wir hernach sehen werden, einen grofsen Theil unsrer zusammengesetzten Begriffe von körperlichen Substanzen aus, und ich führe sie der gemeinen Vorstellungsart gemäfs hier als solche an. Aber vielleicht sind sie doch im Grunde nicht so thätige Kräfte, wofür wir sie zu voreilig nehmen, und es dürfte daher nicht unzweckmäfsig seyn, um dem Begriffe von Vermögen und Kraft die gröfste Klarheit zu geben, auf die Betrachtung Gottes und der Geister zurückzugehen.

§. 3.

Das Vermögen schliesst etwas Relatives ein.

Der Begriff von Vermögen enthält zwar etwas Relatives, eine Beziehung auf eine Handlung oder Veränderung; aber bei welchem Begriff findet sich nicht nach aufmerksamer Betrachtung das nehmliche? Enthalten nicht die Begriffe von der Ausdehnung Dauer und Zahl eine versteckte Beziehung auf Theile? Bey der Figur und Bewegung ist das noch sichtbarer. Was sind die sinnlichen Beschaffenheiten, Farben, Gerüche u. s. w. anders, als die Kräfte verschiedener Körper in Beziehung auf unsre Vorstellungen, und hängen diese Kräfte nicht selbst von der Grösse, Gestalt, Verbindungsart und Bewegung der Körpertheile ab? Da also bei allen Begriffen etwas Beziehliches statt findet, so darf auch der Begriff von Kraft mit Recht eine Stelle unter den einfachen Begriffen erhalten, weil er einen Hauptbestandtheil des zusammengesetzten Begriffs von der Substanz ausmacht.

§. 4.

Den klärsten Begriff von thätigen Vermögen erhalten wir aus dem Geisterreiche.

Vorstellungen von leidenden Vermögen erhalten wir in reichlichen Masse fast durch alle

Ob-

Objecte der Sinne. Durchgehends drin-gen uns die Sinne die Wahrnehmung auf, daſs die ſinnlichen Beſchaffenheiten, ja ſo-gar die Subſtanz an den meiſten Auſſen-dingen in einer beſtändigen Veränderung ſind, und wir denken ſie uns daher mit Grund als durchaus veränderlich. Auch von thätigen Vermögen (welches die eigentli-che Bedeutung des Worts power iſt) finden ſich in der Erfahrung nicht weniger Beiſpiele. Denn wo nur eine Veränderung wahrgenom-men wird, da muſs ſich der Verſtand auch ir-gendwo eine Kraft, von welcher die Wirklich-keit abhängt, und in dem veränderten Dinge eine Empfänglichkeit für dieſelbe denken. In-deſs wird uns eine aufmerkſamere Unterſuch-ung überzeugen, daſs die Sinne keinen ſo deut-lichen Begriff von wirkenden Kräften als die Reflexion über die Thätigkeiten unſers Gei-ſtes an die Hand geben. Denn da ſich jede Kraft auf eine Thätigkeit bezieht, und es über-haupt ſo viel wir wiſſen zwei Arten von Thä-tigkeiten, das Denken und die Bewegung giebt, ſo wollen wir unterſuchen, woher wir die klärſte Vorſtellung von den Kräften dieſer Thätigkeiten erhalten. 1) Von dem Denken giebt uns die Körperwelt nicht die geringſte Vorſtellung; ſie entſteht allein durch die Re-flexion. 2) Durch die Körper erhalten wir auch keinen Begriff von einem Anfange der Be-

wegung. Ein ruhender Körper giebt uns keine Vorſtellung von einer thätigen Bewegungskraft, und wenn er in Bewegung geſezt wird, ſo iſt die Bewegung in ihm mehr ein Leiden als eine Thätigkeit. Wenn die Billiardkugel dem Stoſse des Stabes nachgiebt, ſo verhält ſich die Kugel nicht thätig, ſondern leidend; und wenn ſie durch den Stoſs eine andre im Wege liegende in Bewegung ſetzt, ſo theilt ſie dieſer nur die Bewegung mit, die ſie wo anders empfangen hatte, und verliert ſo viel davon, als ſie der andern mittheilet. Wir erhalten alſo nur einen dunkeln Begriff von einer Bewegungskraft in dem Körper, weil er die Bewegung nur mittheilt, nicht anfängt, und dieſes nicht den Anfang einer Thätigkeit ſondern die Fortſetzung eines leidenden Zuſtandes in ſich enthält. Die Vorſtellung von dem Anfange einer Bewegung erhalten wir nur allein, wenn wir über das, was in uns vorgehet, reflectiren. Denn die innerre Erfahrung lehrt uns, daſs wir durch ein bloſses Wollen, durch eine bloſse Vorſtellung ruhende Glieder des Körpers in Bewegung ſetzen können. Die Wahrnehmung der Wirkungen in der Körperwelt ſcheint mir alſo nur einen unvollkommnen, dunkeln Begriff von einer thätigen Kraft zu gewähren, weil ſie uns in derſelben keine Kraft aufweiſet, welche eine Thätigkeit, es ſey Denken oder eine Be wegung, anfängt. Glaubt aber

aber doch jemand in dem Stosse, mit welchem Körper auf einander wirken, schon einen klaren Begriff von Kraft entdeckt zu haben, so streitet das mit meinem Zweck gar nicht. Denn auch die Anschauung ist eine von den Quellen, woraus der Verstand seine Begriffe gewinnet. Nur schien mir die Untersuchung, ob nicht der Verstand durch die Reflexion einen klärern Begriff von der thätigen Kraft als durch die Anschauung erhalte, kein der Aufmerksamkeit unwürdiger Gegenstand zu seyn.

§. 5.

Verstand und Wille sind zwei Kräfte.

So viel ist zum wenigsten einleuchtend, daſs wir in uns ein Vermögen finden, verschiedene geistige Handlungen und Bewegungen des Körpers anzufangen, zu unterlassen; fortzusetzen und abzubrechen, und zwar durch die bloſse Vorstellung oder Wahl des vorstellenden Subjects, wodurch die Vollbringung oder Unterlassung der Handlung gleichsam vorgeschrieben wird. Dieses Vermögen der Seele, in einem bestimmten Falle die Aufmerksamkeit auf eine Vorstellung zu lenken oder abzuziehen, die Bewegung eines Theils des Körpers der Ruhe, oder diese jener vorzuziehen, ist der Wille. Die wirkliche Ausübung desselben,

durch die Beſtimmung zu einer Handlung oder ihrer Unterlaſſung heiſst das Wollen. Willkührlich heiſst die Handlung, welche zufolge der Vorſchrift des Gemüths gethan oder unterlaſſen wird; unwillkührlich aber, wenn ſie ohne eine ſolche beſtimmende Vorſtellung zur Wirklichkeit kommt. Das Vermögen wahrzunehmen iſt der Verſtand. Das Wahrnehmen als Handlung des Verſtandes iſt von dreierlei Art; 1) das Wahrnehmen der Vorſtellungen; 2) das Wahrnehmen der Bedeutungen der Gedankenzeichen; 3) das Wahrnehmen der Verknüpfung oder des Widerſpruchs, der Uebereinſtimmung oder Nichtübereinſtimmung der Vorſtellungen. Alle dieſe Wirkungen werden dem Verſtande oder dem Vorſtellungsvermögen beigelegt; das Denken begreift aber nach dem Sprachgebrauche nur die beiden letzten.

§. 6.

Seelenkräfte.

Das Vorſtellungs- und das Willensvermögen der Seele werden gewöhnlich mit einem Ausdrucke, Seelenkräfte bezeichnet, der immer paſſend genug iſt, wenn er nur nicht ſo gebraucht wird, daſs er Verwirrung und (was wohl hier wirklich der Fall ſeyn möchte) den Wahn veranlaſst, als wenn dadurch ein reales Weſen in der Seele angezeigt würde,

wel-

welches diese Handlungen verrichtete. Wenn man sagt: der Wille ist die oberste und bestimmende Kraft der Seele; sie ist frei oder nicht frei, sie bestimmt die niedern Kräfte, sie folgt der Vorschrift der Vernunft: so mögen diese und ähnliche Ausdrücke zwar für diejenigen einen bestimmten und deutlichen Sinn haben, welche ihre eignen Begriffe scharf unterscheiden, und ihre Gedanken mehr nach der Evidenz der Dinge als dem Schalle der Worte bestimmen. Allein ich befürchte doch, dass der Ausdruck Seelenkräfte bei manchen den verwirrten Begriff von mehreren verschiedenen handelnden Wesen in uns erzeugt hat, die verschiedene Wirkungskreise und Rechtsansprüche hätten; von denen eins Gesetze gäbe, das andre sie befolgte, und das dritte sie ausübte. Dieser Wahn hat nicht wenig Dunkelheit, Verwirrung und Zänkereien in der Untersuchung dieser Gegenstände veranlasst.

§. 7.

Begriff von Freiheit und Entstehung desselben.

Jeder Mensch muss unstreitig ein Vermögen, verschiedene Thätigkeiten anzufangen oder zu unterlassen, fortzusetzen oder zu unterbrechen, in seinem Innern entdecken. In der Betrach-

tung des Umfangs dieſes Vermögens der Seele über menſchliche Handlungen liegt der Grund der Begriffe von Freiheit und Nothwendigkeit.

§. 8.

Alle Thätigkeiten, die wir kennenl laſſen ſich, wie wir ſchon geſagt haben, auf zwei Arten, nehmlich auf das Denken und die Bewegung zurückführen. Inſofern nun der Menſch das Vermögen hat, nach eigner Wahl und Beſtimmung zu denken und nicht zu denken, ſich zu bewegen oder nicht zu bewegen, inſofern iſt er frei. Wo die Vollbringung oder Unterlaſſung einer Handlung nicht in gleichem Grade in der Gewalt des Menſchen ſtehet, ein Thun oder Nichtthun nicht, das eine wie das andre, auf die beſtimmende Wahl der Seele erfolgt, da iſt er nicht frei, aber die Handlung kann noch immer willkührlich ſeyn. Der Begriff der Freiheit iſt alſo der Begriff von dem Vermögen eines handelnden Weſens, eine beſtimmte Handlung zu thun, oder zu unterlaſſen, der Vorſtellung oder der Beſtimmung der Seele gemäſs, wodurch das eine dem andern vorgezogen wird. Wo das eine oder das andere nicht in der Macht des handelnden Weſens ſtehet, und nicht durch ſein Wollen hervor-

vorgebracht wird, da ist keine **Freiheit**, sondern das handelnde Wesen stehet unter dem **Gesetz der Nothwendigkeit.***) Freiheit ist also nicht möglich, wo kein Denken, Wollen, und kein Wille ist, aber das Denken und Wollen, und der Wille kann ohne Freiheit seyn. Ein kleines Nachdenken über ein oder zwei bekannte Fälle wird das klärer machen.

§. 9.

*) Man darf in der folgenden weitläufigen Abhandlung nicht erwarten, daſs Locke zur Auflösung der Schwierigkeiten in der Lehre von der menschlichen Freiheit etwas beitrage. Er betrachtet die Freiheit eigentlich nur in psychologischer Hinsicht, als das Vermögen der Seele, sich durch Vorstellungen zur Hervorbringung oder Nichthervorbringung einer Handlung zu bestimmen. Der Wille ist gleichsam die wirkliche Aeuſserung jenes Vermögens, wodurch die unbestimmte Möglichkeit sich zu einer Handlung oder ihrem Gegentheil zu entschlieſsen in Wirklichkeit verwandelt wird. Daher betrachtet Locke die Freiheit als ganz unvereinbar mit dem Willen. Der Wille wird durch das Begehren, welches durch die Vernunft modificirt ist, bestimmt * §. 71. Es ist also hier nur von der comparativen oder psychologischen Freiheit die Rede, auf welche die innere Wahrnehmung leitet, aber nicht von der absoluten moralischen Freiheit, welche die Vernunft um des unbedingten Sollens wegen, welches mit dem Sittengesetz verbunden ist, annehmen muſs.

§. 9.

Ein Ball wird für kein freihandelndes Wesen gehalten, er ruhe oder bewege sich durch den Schlag eines Rackets und zwar aus keiner andern Ursache, als weil man glaubt, er könne nicht denken oder wollen, und daher auch nicht die Bewegung der Ruhe oder diese jener vorziehen; beide Veränderungen des Balls gehören unter den Begriff der Nothwendigkeit. Wenn ein Mensch in das Wasser fällt, indem die Brücke unter ihm einstürzt, so ist er darin kein freihandelndes Wesen; denn ob er gleich den Willen hat, nicht in das Wasser zu fallen, so stehet doch die Unterlassung dieser Bewegung nicht in seiner Gewalt, und sein Wollen hat keinen Einfluss auf das Aufhören derselben. Eben so ist es, wenn ein Mensch durch eine konvulsivische Bewegung sich oder seinen Freund schlägt; es steht nicht bei ihm, durch seinen Willen oder die Bestimmung seiner Seele diese Bewegung zu unterlassen, oder aufzuheben. Niemand legt ihm in diesem Falle Freiheit bei; jeder bemitleidet ihn als einen, der aus Zwang und Nothwendigkeit handelt.

§. 10.

Die Freiheit gehet den Willen nicht an.

Man denke sich noch einen andern Fall. Ein Mensch wird schlafend in ein Zimmer gebracht

bracht, wo sich eine Person befindet, die er zu sehen und zu sprechen sehnlichst wünschte, und so eingeschlossen, dass es nicht in seiner Gewalt stehet hinauszugehen. Er erwacht, freuet sich, in einer so erwünschten Gesellschaft zu seyn, und bleibt sehr gerne da, d. i. er ziehet das Bleiben dem Weggehen vor. Ist sein Bleiben nicht eine Handlung seines Willens? daran zweifelt wohl niemand. Da er aber eingeschlossen ist, so hat er offenbar nicht die Freiheit, nicht zu bleiben oder zu gehen. Die **Freiheit** ist also **kein Merkmal des Willens**, oder des Vermögens zu wählen, sondern der **Person**, **welche das Vermögen hat, zu handeln und nicht zu handeln**, nachdem die Vernunft das eine oder das andre bestimmt oder wählet. So weit dieses Vermögen reicht, so weit erstreckt sich auch der Umfang des Begriffs von Freiheit. Wo die Aeusserung desselben gehemmt, oder durch Zwang die unbestimmte Möglichkeit einer Handlung und ihres Gegentheils aufgehoben ist, da ist auch keine Freiheit und keine Anwendung des Begriffs statthaft.

§. 11.

Das Willkührliche ist dem Unwillkührlichen aber nicht dem Nothwendigen entgegengesetzt.

Hiervon haben wir Belege genug, und selbst

selbst an unserm Körper. Das Herz schlägt, das Blut cirkuliret, kein Gedanke, keine Willenshandlung kann es hemmen. In Rücksicht auf diese Bewegung ist der Mensch nicht frei, weil das Gegentheil derselben nicht von seiner Wahl abhängt, und wenn er es wollte, doch nicht durch die Bestimmung seiner Seele wirklich werden würde. In der sonderbaren Krankheit, dem Veitstanze, bewegen sich die Füsse des Kranken convulsivisch, dass er tanzen muss, er mag wollen oder nicht, und er kann durch keinen Einfluss seiner Vorstellungen die Bewegung hindern. Ein solcher Wunsch hat bei dieser Handlung keine Freiheit, er ist unter dem Gebiet der Nothwendigkeit, wie ein Stein der fällt, wie ein Ball, der durch das Racket fortgetrieben wird. Auf der andern Seite wird die Ausführung des Vorsatzes, den Körper an einen andern Ort zu bewegen, gehindert, wenn ein Mensch die Gicht hat oder in Fesseln gelegt ist. In diesen Fällen fehlet die Freiheit; aber das Stillsitzen selbst des Gichtkranken ist noch immer eine Willenshandlung, wenn es dem Herumgehen vorgezogen wird. D a s W i l l k ü r l i c h e s t e h e t a l s o nicht d e m N o t h w e n d i g e n s o n d e r n n u r d e m N i c h t w i l l k ü h r l i c h e n e n t g e g e n. Denn ein Mensch kann seine Handlung einer andern nicht möglichen, oder seinen jetzigen Zustand dem Nichtdaseyn oder der Veränderung desselben

ben vorziehen, ſollte auch die Nothwendigkeit alle Veränderung dabei unmöglich gemacht haben.

§. 12.

Was Freiheit iſt.

Wie es ſich mit den Bewegungen des Körpers, ſo verhält es ſich auch mit den Vorſtellungen. In Rückſicht derſelben ſind wir nur da frei, wo wir eine Vorſtellung nach eigner Beſtimmung ergreifen, oder zurückweiſen können. Da ein Menſch in dem wachenden Zuſtande immer einige Vorſtellungen in dem Bewuſstſeyn haben muſs; ſo hat er eben ſo wenig Freiheit, ob er denken oder nicht denken will; als ob ſein Körper einen andern berühren oder nicht berühren ſoll. Aber er hat zuweilen die Wahl, ob er ſeine Aufmerkſamkeit von einem Gedanken ab, auf den andern richten will, und in Rückſicht dieſer Vorſtellungen iſt er frei, ſo wie in Anſehung der Körper, auf welchen er ruht, die er nach Willkühr verändern kann. Es giebt aber gewiſſe Vorſtellungen, ſo wie einige Bewegungen des Körpers, welche unter gewiſſen Umſtänden unvermeidlich ſind, und durch keine, auch die gröſste Anſtrengung nicht abgewendet werden können. Ein Menſch auf der Folter hat nicht die Freiheit, die Empfindung des Schmerzes zu unter-

terdrücken, und ſich mit andern Betrachtungen zu zerſtreuen. Zuweilen reiſst eine ſtürmiſche Leidenſchaft unſere Gedanken fort, wie ein Orkan unſere Körper, ohne uns die Freiheit zu laſſen, an einen andern Gegenſtand zu denken, den wir eher wählen ſollten. Sobald aber ein Menſch wieder ſo viel Gewalt über ſich erhält, daſs er eine äuſſere Bewegung des Körpers, oder eine Vorſtellung in ſeinem Innern durch die Vorſtellung des Beſſerſeyns aufhalten oder fortſetzen, anfangen oder unterlaſſen kann, ſo betrachten wir ihn auch wieder als ein freihandelndes Weſen.

§. 13.

Wo das Denken ganz und gar oder das Vermögen, ſich durch das Denken zum Handeln oder Nichthandeln zu beſtimmen, fehlet, da findet Nothwendigkeit ſtatt. Sie heiſst bei einem Weſen, das der Willensbeſtimmung fähig iſt, Zwang, wenn der Anfang oder die Fortſetzung einer Handlung gegen eigne Wahl und Ueberzeugung läuft; Einſchränkung, wenn die Verhinderung oder Hemmung einer Handlung mit ſeinem Wollen ſtreitet. Weſen, die des Denkens und Wollens völlig beraubt ſind, ſind in jeder Rückſicht nothwendig (phyſiſch) wirkende Weſen.

§ 14.

Wenn dieses richtig ist, wie es mir scheint, so stelle ich den Lesern anheim, ob es nicht dazu dienen kann, eine Streitfrage zu beendigen, welche schon so lange Zeit den Denkern zu schaffen machte, und, wie mir dünkt, nicht vernünftig ist, weil sie nicht denkbar ist, die Frage nehmlich: ob der menschliche Wille frei sey oder nicht. Denn, wenn ich mich nicht irre, so folgt aus dem Gesagten, daſs die Frage ganz unstatthaft ist, und so wenig zu bedeuten hat, als die: ob der Schlaf des Menschen schnell, oder seine Tugend viereckigt ist. Die Freiheit läſst sich so wenig mit dem Willen als die Geschwindigkeit der Bewegung mit dem Schlafe, oder die viereckigte Figur mit der Tugend zusammendenken. Ueber die Ungereimtheit der letztern Fragen lacht Jedermann, weil die Unvereinbarkeit der Vorstellungen einleuchtend ist. Und über die erstere wird man nicht anders urtheilen, wenn man nach reiflicher Untersuchung eingesehen hat, daſs die Freiheit, als ein bloſses Vermögen, nur allein dem handelnden Subjecte zukommen, und nicht für eine Eigenschaft oder Modification des Willens, der auch nur ein Vermögen ist, gehalten werden kann.

§. 15.

Von dem Wollen.

Es ist äusserst schwer, die innern Handlungen des Gemüths durch klare Begriffe zu erklären, und sie durch Worte auszudrücken, und ich muss daher die Leser erinnern, dass die Ausdrücke, Vorschreiben, Anordnen, Wählen, Vorziehen, keinesweges das Wollen deutlich genug darstellen, woferne sie nicht selbst darüber reflectiren, was sie bei dem Wollen thun. Der Ausdruck Vorziehen scheint die Willenshandlung noch am besten auszudrücken, und bestimmt sie doch nicht scharf genug. Es ist möglich, dass ein Mensch das Fliegen dem Gehen vorzieht; aber kann man wohl sagen: er will es? Das Wollen ist offenbar eine Thätigkeit des Gemüths, wodurch es mit Besonnenheit die Herrschaft äussert, die es über etwas in dem Menschen sich verschaft hat, um dadurch eine Handlung zu vollbringen oder zu verhindern. Und was ist der Wille anders als die Kraft dieses zu thun? Ist aber diese Kraft wirklich etwas mehr als ein Vermögen, und zwar der Seele, ihre Gedanken zur Hervorbringung, Forsetzung oder Unterbrechung einer Handlung zu bestimmen, insofern das von uns abhängt? Kann man wohl laugnen, dass ein wirkendes Wesen, versehen mit dem Vermögen über seine Handlun-

lungen nachzudenken und ihre Ausübung oder Unterlaſſung zu beſchlieſsen, dieſes Vermögen des Willens beſitze? Der Wille iſt alſo nichts anders als dieſes Vermögen. Die Freiheit iſt auf der andern Seite das Vermögen des Menſchen, ſich zur Vollbringung einer Handlung zu beſtimmen oder nicht zu beſtimmen, je nachdem die Ausübung oder die Unterlaſſung derſelben wirklich in der Seele vorgezogen worden, oder, mit andern Worten, je nachdem ſie das eine oder das andere will.

§. 16.

Die verſchiedenen Vermögen gehören dem handelnden Subjecte an.

Es iſt alſo einleuchtend, daſs der Wille nichts anders iſt, als ein Vermögen oder eine Fähigkeit, und daſs die Freiheit ein andres Vermögen iſt. Die Frage; ob der Wille frei ſey, heiſst alſo mit andern Worten ſo viel als: ob ein Vermögen ein andres, eine Fähigkeit eine andre Fähigkeit beſitzt, eine Frage, deren Ungereimtheit zu ſehr in die Augen fällt, als daſs ſie eine Antwort oder Unterſuchung verdiente. Wer ſiehet nicht ein, daſs Vermögen nur handelnden Weſen angehören, nur Eigenſchaften der Subſtanzen nicht anderer Vermögen ſind? Wer die Frage auf-

stellt: ob der Wille frei sey, fragt in der That nichts anders als: ob der Wille eine Substanz, ein handelndes Wesen sey? oder setzt das wenigstens voraus, da die Freiheit nur einer Substanz beigelegt werden kann. Wenn die Freiheit in einer bestimmten Bedeutung einem Vermögen beigelegt werden kann, so ist es das Vermögen des Menschen durch eine Wahl eine Bewegung in einem Theile seines Leibes hervorzubringen, oder zu unterlassen, das ist aber eben das, weswegen man den Menschen frei nennt, ist die Freiheit selbst. Und wer noch fragen könnte, ob die Freiheit frei sey, von dem würde man mit Recht urtheilen, er wisse nicht, was er schwatze und verdiene nicht weniger mit Midas Ohren geziert zu werden, als einer der fragen wollte: ob der Reichthum selbst reich sey.

§. 17.

Man kann zwar das Ungereimte des Ausdrucks Kraft (Faculty,) wodurch man das Willensvermögen bezeichnete, und welches Veranlassung gab, von demselben als einem für sich bestehenden handelnden Wesen zu reden, durch eine gewisse Wendung, die den wahren Sinn aus den Augen rückt, einigermaafsen verbergen. Allein der Wille bedeutet in Wahrheit nur ein Vermögen, eine Fähigkeit zu wählen oder vorzuziehen. Und in dieser Rücksicht leuchtet

tet es von selbst ein, wie ungereimt es ist, demselben Freiheit beizulegen. Wenn es vernünftig ist, Kräfte als für sich bestehende Dinge anzunehmen, welche wirken können (wie man unter andern sagt, der Wille bestimme, der Wille sey frei), so darf man auch eine Kraft zum Sprechen, Gehen, Tanzen annehmen, wodurch diese Wirkungen als gewisse Modificationen der Bewegungen hervorgebracht werden, so wie man den Verstand und den Willen als Kräfte betrachtet, welche das Vorstellen und Wählen, als Modificationen des Denkens, hervorbringen. Dann kann man eben so richtig sagen: die Kraft zum Singen singet, die Kraft zum Tanzen tanzet, als der Wille wählet, der Verständ denket; die Kraft zu reden bestimmt die Kraft zum Singen und diese ist der ersten gehorsam oder ungehorsam, als der Wille bestimmt den Verstand, der Verstand befolgt den Willen oder befolget ihn nicht.

§. 18.

Gleichwohl haben diese Ausdrücke allgemeinen Eingang gefunden, zugleich aber auch grosse Verwirrung gestiftet. Denn alles jenes sind verschiedene Vermögen der Seele oder des Menschen auf verschiedene Art zu wirken, und er äussert sie, jenachdem er es für gut hält. Aber kein Vermögen wirkt auf das

andere; das Vermögen zu wählen nicht auf das Vermögen zu denken, oder umgekehrt, noch das Vermögen zu tanzen auf das Vermögen zu ſingen, oder umgekehrt. Und doch drückt man ſich gewöhnlich ſo aus: der Wille wirke auf den Verſtand, oder der Verſtand auf den Willen.

§. 19.

Ich will gar nicht läugnen, daſs ein Gedanke Veranlaſſung zu einer Willenshandlung geben, und dieſe das Nachdenken über einen beſtimmten Gegenſtand veranlaſſen kann. Eben ſo kann der Geſang einer gewiſſen Melodie mit einem gewiſſen Tanz, und ein Tanz von einer Art mit einem Geſange in Verbindung ſtehen. Aber in allen dieſen Fällen wirkt kein Vermögen auf das andre. Es iſt die Seele, die wirket und dieſe Vermögen ausübt; es iſt der Menſch, der die Handlung ausübt, er beſitzt das Vermögen oder die Fähigkeit zu der beſtimmten Handlung. Das Vermögen ſtehet in Beziehung auf das handelnde Subject, aber es iſt dieſes nicht ſelbſt. Das Subject, welches das Vermögen zu wirken oder nicht zu wirken beſitzt, kann allein frei oder nicht frei ſeyn, aber nicht das Vermögen. Die Freiheit kommt nur demjenigen zu, was ein Vermögen zu wirken hat.

§. 20.

§. 20.

Alle dieſe Vorſtellungsarten ſind dadurch veranlaſst worden, daſs man den Kräften beilegte, was ihnen nicht zukommt. Die Einführung und der häufige Gebrauch dieſes Begriffs in der Seelenlehre und Arzneikunde hat unſre Erkenntniſs von der Natur unſers Selbſt und unſers Körpers wenig befördert. Ich läugne nicht das Daſeyn von Kräften ſowohl in der Seele als in dem Körper. Beide würden nicht wirken, wenn ſie nicht gewiſſe Vermögen dazu hätten. Denn kein Weſen kann wirken, wenn es nicht fähig dazu iſt, und es iſt nicht fähig, wenn es kein Vermögen beſitzt. Ich läugne auch nicht, daſs dieſe und ähnliche Worte, da ſie einmal in Umlauf gekommen ſind, in dem Sprachgebrauche ihre Stelle behalten müſſen. Sie ganz abſchaffen wollen, würde nur zu ſehr Ziererei verrathen. Und ſelbſt die Philoſophie, ſo wenig ſie ein üppiges Gewand liebet, muſs doch, wenn ſie vor dem Publikum auftritt, ſo viel als es mit der Wahrheit und Deutlichkeit beſtehen kann, zu gefallen ſuchen, und ſich in die Mode und Sprache des Volkes kleiden. Man begieng nur dabei den einzigen Fehler, daſs man von den Kräften ſo ſprach, als wären ſie eben ſo viel beſonders wirkende Weſen. Denn wenn man fragte: was iſt es, das macht, daſs die Spei-

ſen in dem Magen verdauet, daſs etwas aus dem Körper ausgeführet wird, und daſs ſich etwas beweget, ſo begnügte man ſich mit der leichten Antwort: es ſei die Verdauungs- die Ausführungs und Bewegkraft. Und ſo ſagte man auch in Anſehung der Seele: die Denkkraft oder der Verſtand denket die Willenskraft will oder gebietet. Das iſt mit andern Worten ſo viel als: das Vermögen zu verdauen verdauet; das Vermögen zu denken denket. Denn Kraft, Fähigkeit, Vermögen ſind nur verſchiedene Ausdrücke für eine und dieſelbe Sache. Jene Sätze, auf eine verſtändlichere Weiſe ausgedrückt, bedeuten alſo nur ſo viel: die Verdauung, die Bewegung, das Denken wird durch etwas verrichtet, was die Fähigkeit zum Verdauen, zum Bewegen und zum Denken hat. Und das kann auch wohl nicht anders ſeyn, ſo wie der Menſch ohne ein Vermögen der Freiheit nicht frei ſeyn kann.

§. 31.

Die Freiheit gehört dem handelnden Weſen oder dem Menſchen nicht dem Willen an.

Doch wir kehren wieder zu unſrer Unterſuchung über die Freiheit zurück. Die Frage iſt eigentlich nicht, ob der Wille, ſondern ob der Menſch frei iſt. Ich bemerke erſt-

lich

lich, dass ein Mensch so weit frei ist, als er durch die Bestimmung oder Wahl seiner Seele, welche die Wirklichkeit einer Handlung der Nichtwirklichkeit oder diese jener vorzieht, bewirken kann, dass dieselbe wirklich oder nicht wirklich werde, z. B. den Finger in Bewegung zu setzen, wenn er ruhet oder umgekehrt ihn wieder ruhen zu lassen, Worte auszusprechen oder zu schweigen. So weit also das Vermögen zu handeln oder nicht zu handeln zufolge der Bestimmung des Denkens, welche das eine oder das andere vorzieht, reicht insofern ist ein Mensch frei. Denn läst sich wohl eine gröſsere Freiheit denken, als das Vermögen zu thun was man will? Man kann aber thun was man will, wenn man dadurch, dass man einem Handeln oder Nichthandeln den Vorzug giebt, das eine oder das andere wirklich macht. Denn Wollen heisst, eine Handlung dem Nichtdaseyn derselben vorziehen In Rücksicht auf die Handlungen, welche in dem Gebiete dieses Vermögens liegen, scheint also der Mensch so frei zu seyn, als er es durch die Freiheit nur immer seyn kann.

§. 22.

Allein das befriediget noch nicht den Untersuchungsgeist des Menschen, der von sich alle Gedanken einer Schuld, so weit als mög-

 lich

lich entfernen will, und ſollte es auch dadurch geſchehen, daſs er ſich in einen ſchlimmern Zuſtand als einer blinden Nothwendigkeit verſetzte. Eine Freiheit, welche nicht mehr als das in ſich begreift, ſcheint nicht des Namens werth zu ſeyn; und man betrachtet es als eine gute Ausflucht, dem Menſchen alle Freiheit abzuſprechen, weil er nicht ſo frei iſt, zu wollen, als zu thun was er will. Man hat daher in Beziehung auf die Freiheit auch die Frage aufgeworfen: ob der Menſch Freiheit des Willens beſitze? Dieſes iſt wohl der Sinn der Streitfrage, ob der Wille frei ſey.

§. 23.

Ich denke darüber ſo. Das Wollen iſt eine Handlung. Die Freiheit beſtehet aber in einem Vermögen zu handeln oder nicht zu handeln. Ein Menſch kann alſo in Anſehung des Wollens oder der Willenshandlung nicht frei ſeyn, wenn ſich der Verſtand einmal eine Handlung, die in ſeiner Gewalt ſtehet, als etwas, das ſogleich ausgeführt werden muſs, vorgeſtellt hat. Der Grund davon liegt vor Augen. Denn da eine Handlung, welche von ſeinem Willen abhängt, unvermeidlich entweder wirklich oder nicht wirklich werden muſs, und da das eine ſowohl als das andere auf

auf die Bestimmung und Wahl seines Willens regelmäsig erfolget, so ist es für ihn schlechterdings nothwendig, das eine oder das andere zu wollen, d. i. eines dem andern vorzuziehen, weil eines von beiden nothwendig folgen muss; und was erfolgt das erfolgt durch die Wahl und Bestimmung seines Geistes, das ist, durch sein Wollen: denn wollte er es nicht, so würde es auch nicht zur Wirklichkeit kommen. In Rücksicht auf die Willenshandlung hat also ein Mensch in einem solchen Fall keine Freiheit; denn das Vermögen zu handeln oder nicht zu handeln, worin die Freiheit besteht, findet bei dem Wollen nicht statt. Es ist unvermeidlich nothwendig, die Vollbringung oder Unterlassung einer Handlung, die in der Gewalt des Menschen stehet, vorzuziehen, wenn sie einmal beschlossen; und man muss das eine oder das andere nothwendig wollen, und hierauf folgt die Handlung oder die Unterlassung derselben wirklich und zwar ganz willkührlich. Das Wollen ist also der Nothwendigkeit unterworfen, und in Ansehung dessen hat der Mensch keine Freiheit; sonst müsste Freiheit und Nothwendigkeit beisammen bestehen, und der Mensch zugleich frei und nicht frei seyn können.

§. 24.

Es ist also einleuchtend, dass der Mensch in dem Augenblick, da er sich eine Handlung vor-

vorsetzt, **keine Freiheit** hat, zu wollen oder nicht zu wollen, weil das Wollen bestimmt und unvermeidlich ist. Wenn ein Mensch stille sitzt, so ist er doch noch frei, insofern er gehen kann, wenn er will. er ist nicht frei, wenn er nicht das Vermögen hat sich zu bewegen, so wie einer, der von einer steilen Höhe herabstürzt, weil er diese Bewegung nicht aufhalten kann, wenn er gleich wollte. Dieses vorausgesetzt, ist es offenbar, dass ein Mensch, der gehet, wenn er sich vorgesetzt hat nicht mehr zu gehen, keine Freiheit mehr hat, sich zu dem Gehen oder Nichtgehen zu entschliessen. Zu dem einen oder andern muss er sich nothwendig bestimmen. So verhält es sich mit allen andern Handlungen die in unsrer Gewalt sind, wenn einmal ein Entschluss gefasst ist. Von dieser Art sind die meisten menschlichen Handlungen. Denn unter der grossen Anzahl willkührlicher Handlungen, welche während des ganzen Lebens im wachenden Zustand je en Augenblick auf einander folgen, sind nur wenige, welche vor der Vollziehung überdacht und dem Willen vorgehalten werden. Bei allen diesen Handlungen hat das Gemüth in Ansehung des Wollens kein Vermögen zu wirken oder nicht zu wirken, also auch keine Freiheit; denn es fehlt an dem Vermögen, die Willenshandlung zu unterlassen; es muss in Ansehung derselben

et-

etwas bestimmen die Ueberlegung sey noch so kurz, der Gedanke so schnell, sie lassen den Menschen entweder in dem Zustand vor dem Denken, oder verändern ihn, sie bestimmen das Gemüth entweder zur Fortsetzung oder zur Unterlassung der Handlung. Das Gemüth entschliesst sich also offenbar eins vorzuziehen, und das andre nachzusetzen, und die Fortsetzung oder Unterbrechung einer Handlung ist dann willkührlich aber unvermeidlich.

§. 25.

So viel ist also klar, dass der Mensch in den meisten Fällen keine Freiheit hat, zu wollen oder nicht zu wollen. Nächst diesem entsteht aber die Frage: ob der Mensch die Freiheit habe, das zu wollen, was ihm von zwei Dingen gefällt, z. B. Ruhe oder Bewegung, eine Frage, die zu offenbare Ungereimtheiten enthält, als dass sie nicht die Ueberzeugung herbeiführen sollte, dass die Freiheit den Willen nichts angehet. Denn sie heisst soviel als: ob ein Mensch wollen kann, was er will, oder ob ihm das gefallen kann, was ihm gefällt. Die Frage bedarf wohl keiner Antwort. Wer aber so fragen kann, muss einen Willen voraussetzen, der die Handlung dieses Willens, und einen andern, der wieder jenen und so ins Unendliche, bestimmt.

§ 26.

§. 26.

Zur Vermeidung dieſer und andrer Ungereimtheiten iſt nichts ſo nützlich, als die Begriffe von dem Gegenſtande einer Unterſuchung genau zu beſtimmen. Hätte man immer die Begriffe von der Freiheit und dem Wollen feſtgeſetzt, und zu allen Streitigkeiten über dieſe Gegenſtände mitgebracht, ſo würde unſtreitig ein groſser Theil der Schwierigkeiten, welche die Menſchen bei ihrem Denken verwirren, leichter aufgelöſst, und der Punct bald entdeckt werden, wo die unentwickelte Bedeutung der Worte, oder die Natur des Gegenſtandes die Dunkelheit verurſacht.

§. 27. 28. 29.

Man erinnere ſich daher immer an folgende Punkte. Erſtlich, die Freiheit beſteht in der Abhängigkeit der Wirklichkeit oder Nichtwirklichkeit einer Handlung von dem Wollen, aber nicht in der Anhängigkeit einer Handlung oder ihres Gegentheils von unſrer Wahl. Ein Menſch, der auf einer Klippe ſtehet, hat die Freiheit zwanzig Klaftern abwärts zu ſpringen, nicht weil er das Vermögen hat, die entgegengeſetzte Handlung zu thun, d. i. zwanzig Klaftern in die Höhe zu ſpringen, denn das iſt unmöglich; ſondern

dern weil er das Vermögen hat, zu springen oder nicht zu springen. Wenn ihn aber eine grössere Gewalt fest hält, oder hinunterstürzt, so hört seine Freiheit auf, weil das Thun oder Nichtthun nicht mehr in seiner Gewalt ist. Ein Gefangner in einem wohlverwahrten Zimmer von 20 Fuſs im Viereck, der auf der nördlichen Seite desselben ist, hat die Freiheit, 20 Fuſs südwärts zu gehen, denn er hat das Vermögen, das zu thun, oder nicht zu thun. Aber darin ist er nicht frei, um in demselben Augenblick 20 Fuſs nordwärts zu gehen. Die Freiheit bestehet also in dem Vermögen zu handeln oder nicht zu handeln, nachdem man sich durch den Willen zu dem einen oder den andern bestimmt. Zweitens. Das Wollen ist eine Handlung der Seele, indem sie ihr Denken auf die Hervorbringung einer Handlung richtet, und dadurch ihr Vermögen sie hervorzubringen äuſsert. Man erlaube mir zur Ersparung von Worten, unter einer Handlung allezeit auch die Unterlassung einer vorgesetzten Handlung zu verstehen. Denn die Unterlassung einer Handlung erfordert nicht weniger eine Bestimmung des Willens, und hat oft eben so wichtige Folgen als eine wirkliche Handlung; sie kann daher in dieser Rücksicht gar wohl für eine Handlung gelten. Ich erinnere das nur, damit man mich nicht missverstehe, wenn ich der Kürze wegen mich so

aus

ausdrücke. Drittens. Der Wille ist das Vermögen der Seele, die wirkenden Kräfte des Menschen zur Thätigkeit oder Nichtthätigkeit zu bestimmen, insofern dieses von der Bestimmung des Willens abhängt. Wenn man fragt: was bestimmt den Willen? so ist die einzig richtige und passende Antwort: die Seele: denn dasjenige, was das allgemeine Bestimmungsvermögen zu dieser oder jener Richtung bestimmt ist nichts anders, als das handelnde Subject selbst, indem es sein Vermögen auf diese besondere Art äussert. Wenn diese Antwort nicht befriedigend ist, so ist jene Frage offenbar mit dieser gleichgeltend: was bestimmt die Seele in jedem besondern Fall, ihr allgemeines Vermögen sich zu bestimmen auf diese bestimmte Thätigkeit oder Nichtthätigkeit zu richten? Hierauf antworte ich: der einzige Bewegungsgrund zur Fortsetzung des nehmlichen Zustandes oder derselben Thätigkeit ist das damit verknüpfte Vergnügen. Zur Abänderung eines Zustandes oder einer Thätigkeit kann uns aber nichts reitzen, als etwas Unangenehmes; Unlust ist der grosse Bewegungsgrund, der auf die Seele wirkt, um sie in Thätigkeit zu setzen, welches ich, der Kürze wegen, das Bestimmen des Willens nenne. Dieses werde ich jezt ausführlicher erklären.

§. 30.

§. 30.

Unterschid zwischen dem Wollen und Begehren (Wünnschen desire).

Dieser Untersuchung müssen wir noch eine Betrachtung vorausschicken. Ich suchte eben die Willenshandlung durch die Ausdrücke Wählen, Vorziehen und ähnliche zu erklären, welche sowohl einen Wunsch als den Willen bezeichnen, weil ich keine andern Worte dazu fand. Da es aber eine sehr einfache Handlung ist, so wird man sie immer besser durch die Reflexion auf das, was bei dem Wollen in dem Gemüthe vorgehet, als durch noch so mannigfaltige Ausdrücke kennen lernen. Diese Warnung, sich nicht durch Worte täuschen zu lassen, welche den Unterschied zwischen dem Willen und andern Thätigkeiten des Gemüths nicht scharf genug bestimmen, scheint desto nothwendiger zu seyn, da ich das Wollen oft mit andern Gemüthsbestimmungen vorzüglich mit dem Wünschen und Begehren sogar von denjenigen verwechselt finde, welche sich hier Undeutlichkeit in Begriffen und Ausdrücken nicht gerne möchten vorwerfen lassen. Ein grosser Theil der Dunkelheit und der Missverständnisse in dieser Sache scheint mir eine Folge dieser Verwechselung gewesen zu seyn; um so mehr muss

man ſie zu vermeiden ſuchen. Wer ſeine Aufmerkſamkeit auf die Veränderung richtet, welche in dem Gemüthe bei dem Wollen vorgeht, wird finden, daſs der Wille ein Vermögen iſt, das nichts anders zum Gegenſtande hat, als die jedesmalige Beſtimmung des Gemüths, vermittelſt welcher es durch das bloſse Denken eine Handlung, die es in ſeiner Gewalt zu haben meint, anzufangen, fortzuſetzen oder abzubrechen ſtrebt. Dieſe Betrachtung zeigt offenbar, daſs der Wille von dem Wunſche ganz verſchieden iſt. Denn bei einer und derſelben Handlung kann ein Wunſch auf etwas ganz anders gerichtet ſeyn, als der Wille. Eine Perſon verlangt von mir, ich ſoll eine andre zu etwas bereden, ich übernehme das Geſchäft, weil ich es nicht wohl abſchlagen kann; aber indem ich Vorſtellungen zu dem Ende thue, kann ich wünſchen, daſs ſie keinen Eingang finden mögen. Mein Wille und mein Wunſch ſind in dieſem Falle offenbar widerſtreitend. Ich will die Handlung, welche auf einen gewiſſen Punkt gerichtet iſt, aber ein Wunſch nimmt die ganz entgegengeſetzte Richtung. Ein Menſch findet bei einem heftigen Anfall der Gicht in den Gliedern ſeinen Kopf erleichtert und den Mangel an Eſsluſt in ſeinem Magen gehoben; er wünſcht auch von den Schmerzen in den Händen und Füſsen befreiet zu ſeyn; denn wo Schmerz iſt,

ist, da ist auch ein Wunsch nach Entfernung desselben. Und doch bestimmt sich sein Wille zu keiner Handlung, die den Schmerz heben könnte, weil er befürchtet, die schädlichen Säfte möchten sich dadurch auf einen edlern Theil werfen. Das Wollen und das Begehren sind also zwei ganz verschiedene Thätigkeiten des Gemüths, und der Wille, als das Vermögen zu wollen, muss von dem Begehrungsvermögen unterschieden werden.

§. 31.

Die Unlust bestimmt den Willen.

Wir kehren jetzt zur Untersuchung, was den Willen in Rücksicht auf unsre Handlungen bestimmt, zurück. Nach wiederholten Nachdenken bin ich überzeugt, dass nicht die Aussicht auf ein grösseres Gut, wie man geglaubt hat; sondern die Unlust, vorzüglich wenn sie sehr stark ist, den Willen von Zeit zu Zeit bestimmt; und zu Handlungen reitzt. Die Unlust kann man, wie sie es auch ist, ein Verlangen nennen. Denn Verlangen ist Unbehaglichkeit des Geistes, welche aus dem Bedürfniss eines abwesenden Guts entsteht. Jede Art des körperlichen Schmerzes, jede Art der Beunruhigung des Gemüths ist Unlust, mit welcher ein Wunsch in gleichem Verhältniss verknüpft, und kaum davon zu unterschei-

 den

den ift, und man kann daher die Unluft fo lange ein Verlangen nennen, bis jenes Gut erlangt ift. Denn niemand fühlet einen Schmerz, ohne in demfelben Verhältnifs zu wünfchen, von demfelben befreiet zu werden, als der Schmerz empfunden wird. Auffer diefem Verlangen nach Befreiung von Schmerz, giebt es noch ein andres, welches aus der Abwefenheit eines pofitiven Guts entfpringt. Auch hier ftehet das Verlangen und die Unluft in gleichem Verhältnifs; in dem Grade man ein abwefendes Gut verlangt, in demfelben leidet man für daffelbe. Allein jedes abwefende Gut pflegt nicht eine Unluft zu erzeugen, welche mit feiner wirklichen oder vorgeftellten Gröfse in gleichem Verhältnifs ftehet, fo wie der Schmerz allezeit ein gleich ftarkes Verlangen hervorbringt. Denn der Mangel eines Guts erregt nicht allezeit Unluft, und kann daher ohne Verlangen betrachtet werden. Wo aber Verlangen ift, da ift auch Unbehaglichkeit und beide ftehen in gleichem Verhältnifs.

§ 32.

Dafs das Verlangen ein Zuftand der Unluft ift, davon kann fich jeder durch Selbftbeobachtung überzeugen. Wer hat nicht in diefem Gemüthszuftande empfunden, was jener Weife von der Hoffnung, die nicht fehr davon verfchieden ift, fagt: Eine fich weiter entfernende

nende Hoffnung macht das Herz krank. Je gröfser das Verlangen ift, defto gröfser ift auch die Unluft, ja diefe fteigt zuweilen bis auf den Grad, dafs fie ähnliche leidenfchaftliche Ausdrücke als jener war: gieb mir Kinder, oder ich fterbe, auspresst. Das Leben mit allem feinen Genufs wird dann felbft zuweilen zu einer Laft, die man unter dem fortdauernden Druck der Unluft nicht länger ertragen mag.

§. 33.

Gutes und Böfes, gegenwärtiges und abwefendes wirken zwar auf das Gemüth; aber doch wird der Wille zu willkührlichen Handlungen unmittelbar nur durch die Unluft beftimmt, welche mit einem auf die Abwefenheit eines Guts, theils eines negativen (Befreiung von Schmerz), theils eines pofitiven (Genufs eines Vergnügens) gerichteten Verlangen verknüpft ift. Ich werde durch die Erfahrung und durch objective Gründe zeigen, dafs die Unluft den Willen zu den fucceffiven willkührlichen Handlungen beftimmt, welche den gröfsten Theil des menfchlichen Lebens ausmachen, und uns auf verfchiedenen Wegen verfchiedenen Zwecken entgegenführen.

§. 34.

Wenn ein Mensch mit seinem gegenwärtigen Zustande vollkommen zufrieden, d. h, wenn er ohne alle Unlust ist, was bleibt denn dem Willen, der Thätigkeit und Betriebsamkeit noch übrig, als in demselben zu verharren? Diess ist eine Thatsache, wovon sich jeder Mensch durch Beobachtungen überzeugen kann. Der weise Schöpfer, der wusste, was den Willen bestimmt, unterwarf daher den Menschen auf eine. seinem Zustand und Wesen angemessene, Weise der Unbehaglichkeit des Hungers, des Durfts, und anderer natürlichen Bedürfnisse, welche zu bestimmten Zeiten zurückkehren, um den Willen zur Erhaltung der Individuen und der Gattung zu bestimmen und anzureitzen. Wenn die blosse Betrachtung der guten Folgen, welchen uns die unangenehmen Empfindungen entgegenführen, zureichend gewesen wäre, den Willen in Thätigkeit zu setzen, so dürfte wohl wenig oder gar kein Schmerz und physisches Uebel in der Welt angetroffen werden. Allein das Gefühl der kleinsten Unbehaglichkeit ist ein stärkerer Bewegungsgrund als die Aussicht auf ein grosses Vergnügen,

§. 7.

§. 35.

Nicht das gröſste poſitive Gut, ſondern die Unluſt beſtimmt den Willen.

Daſs die Vorſtellung eines Guts und eines gröſsern Guts den Willen beſtimme, ſcheint ein ſo gründlicher, und durch die allgemeine Einſtimmung aller Menſchen beſtätigter Grundſatz zu ſeyn, daſs ich mich nicht wundere, wenn ich in der erſten Ausgabe denſelben annahm. Und vielleicht werden die Menſchen dies für verzeihlicher halten, als daſs ich jetzt von dieſer allgemein angenommenen Meinung abzugehen wage. Allein nach einer ſchärfern Unterſuchung kann ich nicht umhin zuſchlieſsen, daſs ein Gut, ja ein gröſseres Gut, obgleich vorgeſtellt und anerkannt, doch den Willen nicht beſtimmet, wenn nicht ein mit demſelben verhältniſsmäſſiges Verlangen entſteht, und durch das Bedürfniſs eine unangenehme Empfindung erzeugt. Man überzeuge einen Menſchen noch ſo ſehr, daſs Ueberfluſs der Armuth vorzuziehen iſt; man laſſe ihn erkennen und eingeſtehen, daſs die Bequemlichkeit eines feinern Lebens beſſer iſt, als eine ſchmuzige Dürftigkeit, alles das wird ihn nicht rühren, ſo lange er mit der letzten zufrieden iſt, und nichts Läſtiges in derſelben findet; ſein Wille wird ſich zu keiner Thätigkeit entſchlieſſen,

um ſich in einen andern Zuſtand zu verſetzen. Wenn ein Menſch bei voller Ueberzeugung von den Vorzügen der Tugend, daſs ſie für einen Menſchen, der hohe Zwecke in dieſem, und groſse Hoffnungen in dem künftigen Leben hat, ſo unentbehrlich iſt, als Nahrungsmittel für das thieriſche Leben, noch nicht **nach Rechtſchaffenheit hungert und dürſtet**, und keine Unluſt über den Mangel derſelben empfindet, ſo wird ſich der Wille zu keiner Thätigkeit beſtimmen, um dieſem erkannten gröſsern Gut nachzuſtreben; ſondern ſtatt deſſen durch andere unangenehme Empfindungen zu andern Handlungen gereitzt werden. Man laſſe auf der andern Seite einen Zecher einſehen, daſs ſeine Geſundheit und ſein Vermögen zerrüttet wird; daſs Verachtung, Krankheiten, Mangel an allen Dingen, ſelbſt an ſeinem geliebten Getränke ihn endlich bei dieſer fortgeſetzten Lebensart treffen müſſen; die zurückkehrende Unluſt, wenn er ſeine Geſellſchafter vermiſst, und das zur Gewohnheit gewordene Bedürfniſs wird ihn doch wieder zur gewöhnlichen Zeit in das Zechhaus treiben, ſollte er auch den Verluſt der Geſundheit, des Ueberfluſſes und vielleicht gar der Freuden eines andern Lebens vor Augen haben, und das geringſte jener Güter dem Kitzel ſeines Gaumens und dem leeren Geſchwätz einer berauſchten Geſellſchaft vorziehen. Es fehlt ihm keines-

nesweges an der Kenntniſs des gröſsern Gutes, denn er erkennt es an, und entſchlieſst ſich in den nüchternen Augenblicken ihm nachzuſtreben. Allein wenn ihn das Bedürfniſs der gewohnten Zerſtreuungen wieder quält, ſo verlieren jene Vorſtellungen ihre Kraft, und die vorhandene Unluſt beſtimmt dann ſeinen Willen wieder zu der gewöhnlichen Handlungsweiſe. Dieſe Empfindung wurzelt alſo immer ſtärker ein, daſs ſie bei nächſter Gelegenheit die Oberhand gewinnt, ob er ſich gleich in ſeinem Innern verſpricht, nicht mehr ſo zu handeln, und es das letztemal ſeyn zu laſſen, daſs er der Erlangung eines gröſsern Guts entgegen arbeitet. Er iſt alſo von Zeit zu Zeit in dem Zuſtande jenes unglücklichen Weibes, welches klagte: Ich erkenne und billige das Beſſere und wähle das Schlechtere. *) Ein Gedanke, der, ſo ſehr ihn die Erfahrung beſtätiget, doch vielleicht nur auf dieſe Weiſe erkläret werden kann.

§. 36.

Wenn wir den Urſachen dieſer unleugbaren Thatſache nachforſchen, ſo werden wir in Rückſicht auf die Glückſeligkeit, worauf

*) Ovids Verwandlung., B. VII. v. 20, 21. — Video meliora proboque — Deteriora ſequor.

alle unſre Handlungen abzwecken, es ganz natürlich finden, daſs die gegenwärtige Empfindung der Unluſt nur allein auf die Wahl des Willens Einfluſs hat, weil nur eine Willensbeſtimmung auf einmal möglich iſt. Denn ſo lange wir Unluſt empfinden, können wir uns unmöglich überzeugen, daſs wir im Beſitz oder auf dem Wege der Glückſeligkeit ſind. Unluſt und Unbehaglichkeit, die von jedermann für unvereinbar mit der Glückſeligkeit gehalten werden, rauben uns auch die Empfänglichkeit für das Gute, das wir beſitzen, und verbittern jeden Genuſs des Vergnügens. So lange man daher noch Unluſt empfindet, wird die Entfernung derſelben als der erſte und nothwendigſte Schritt zur Glückſeligkeit immer in der Regel die Wahl des Willens am erſten beſtimmen.

§. 37.

Ein anderer Grund beſtehet darin. Die Unluſt iſt allein gegenwärtig, und es iſt gegen die Natur, daſs das Abweſende da wirken ſoll, wo es nicht iſt. Das abweſende Gut, könnte man ſagen, werde auch durch die Betrachtung der Seele vergegenwärtiget. Die Vorſtellung davon kann in der That der Seele vorſchweben, und inſofern als gegenwärtig betrachtet werden; allein nichts kann als ein gegenwärtiges Gut in der Seele den Wunſch nach Entfernung einer

einer Unluſt; die uns jezt zur Laſt iſt, überwiegeo, bis es ein Verlangen erwecket, und die damit verknüpfte Unluſt mehr Einfluſs auf die Beſtimmung des Willens hat, als jene. Bis dahin iſt die Vorſtellung jedes Guts von einer andern Vorſtellung in nichts verſchieden, ſondern nur ein Gegenſtand einer unthätigen Betrachtung, der auf den Willen niht wirket, noch uns in Thätigkeit ſetzt. Die Urſache davon werden wir gleich zeigen. Wie viele Menſchen giebt es, welche ſehr lebhafte Vorſtellungen von den unausſprechlichen Freuden des Himmels haben, und ſie für möglich ja wahrſcheinlich halten, und doch mit dem Genuſs der irdiſchen Glückſeligkeit zufrieden ſind? Und ſo beſtimmt das überwiegende unangenehme Gefühl ihrer auf dieſes Leben eingeſchränkten Bedürfniſse ihren Willen unaufhörlich, ohne indeſſen einen Schritt zu thun, um ſich der künftigen Glückſeligkeit zu nähern, wie groſs ſie ſich dieſelbe auch vorſtellen.

§. 38.

Wenn der Wille nach der gewöhnlichen Meinung durch die Ausſicht eines Guts beſtimmt würde, in ſo fern es in der Betrachtung dem Verſtande gröſser oder kleiner erſcheint — und ſo iſt es mit jedem abweſenden Gute — ſo ſehe ich nicht ein, wie er ſich von der unendlichen Glückſeligkeit des Himmels je los-

reiſ-

reiſsen kann, wenn ſie einmal als möglich vorgeſtellt iſt. Denn da jedes abweſende Gut, durch deſſen bloſse Vorſtellung der Wille beſtimmt werden ſoll, nur möglich aber nicht untrüglich gewiſs iſt, ſo müſste ein unendlich gröſseres mögliche Gut einen regelmäſsigen und beſtändigen Einfluſs auf den Willen bei allen auf einander folgenden Handlungen haben; und dann müſsten wir auf der Laufbahn zum Himmel immer mit unverwandtem Blick, ohne Stillſtand fortrücken, und keine unſrer Handlungen dürfte auf ein anderes Ziel gerichtet ſeyn.

So würde unter jener Vorausſetzung der Zuſtand des Gemüths und die regelmäſſige Richtung des Willens bei allen ſeinen Beſtimmungen ſeyn. Allein daſs dieſes nicht ſo iſt, lehrt die Erfahrung offenbar. Das unendlich gröſste und dafür erkannte Gut wird oft vernachläſſiget, um die abwechſelnden unangenehmen Empfindungen, welche aus dem Bedürfniſs von Kleinigkeiten entſtehen, zu befriedigen. Es rührt zwar zuweilen das Gemüth, aber es erhält nicht den Willen in einem unveränderlichen Streben darnach. Wenn aber eine groſse überwiegende Unluſt ſich einmal des Willens bemächtiget hat, ſo hält ſie ihn feſt. Hieraus läſst ſich ſicher auf das ſchlieſsen, was den Willen beſtimmt. Ein heftiger körperlicher Schmerz, die unbändige Leidenſchaft der Liebe, die unruhige Begierde nach

nach Rache erhält den Willen in beſtändiger Spannung, und ſo lange er durch den Einfluſs dieſer ſtarken Bedürfniſſe und der fortdauernden Unluſt beſtimmt wird, läſst er nie den Verſtand das Object aus dem Geſichtspunkt rücken, ſondern richtet alle Gedanken und Kräfte des Körpers dahin. Hieraus ſcheint mir einleuchtend zu werden, daſs der Wille oder das Vermögen, den Menſchen vorzugsweiſe zu einer Handlung zu beſtimmen, durch das Gefühl der Unluſt beſtimmt werde; und ich berufe mich deshalb auf die Selbſtbeobachtung eines jeden Menſchen.

§ 39.

Ich habe mich bisher hauptſächlich auf das mit dem Verlangen verknüpfte Gefühl der Unluſt eingeſchränkt. Denn dieſes wirkt vorzüglich und am deutlichſten auf den Willen; ſelten wird eine Handlung beſchloſſen oder eine willkührliche Tath vollzogen, ohne daſs ein Verlangen mitwirket. Dieſs iſt wohl auch die Urſache, warum der Wille und das Begehren ſo oft verwechſelt werden. Demungeachtet darf man nicht glauben, daſs die Unluſt, welche ein Beſtandtheil oder wenigſtens eine Begleiterin anderer Leidenſchaften iſt, hier ganz ausgeſchloſſen ſey. Mit der Abneigung, der Furcht, dem Zorn, dem Neide, der Schaam u. ſ. w. iſt immer auch eine Art von Unluſt verbunden,

wo·

wodurch sie einen bestimmenden Einfluſs auf den Willen erhalten. Selten sind diese Leidenschaften in dem wirklichen Leben einfach, rein und unvermischt; obgleich in philosophischen Untersuchungen nur eine den Namen führt, welche am stärksten wirkt und in dem Zustande des Gemüths am meisten hervorsticht. Ja es giebt meines Erachtens kaum eine Leidenschaft, mit welcher nicht ein Verlangen (Begehren) verbunden ist. Wo eine Art von Unlust ist, da ist auch gewiſs ein Verlangen. Denn Glückseligkeit ist der allgemeine Wunsch, und in dem Verhältniſs wir Unlust empfinden, in demselben fehlt es uns auch, nach unsrer eignen Ueberzeugung, ohne Rücksicht auf unsern übrigen Zustand, an Glückseligkeit. Zudem ist der gegenwärtige Augenblick keine Ewigkeit; bei jedem Vergnügen siehet man über das Gegenwärtige hinaus; das Verlangen hält mit jedem Blick in die Zukunft gleichen Schritt und hat immer den Willen, im Gefolge. Selbst bei der Freude wird daher durch das Verlangen, es ferner zu genieſsen und durch die Furcht es zu verlieren, die Thätigkeit, von welcher das Vergnügen abhängt, genährt und unterhalten. Wenn aber ein anderer höherer Grad der Unlust an die Stelle tritt, so wird der Wille gleich zu einer neuen Thätigkeit bestimmt und das gegenwärtige Vergnügen vernachläſsiget.

§. 40.

§. 40.

Da es aber in der Welt nicht an mannichfaltigen Anläſsen zu unangenehmen Empfindungen und an verschiedenen zerstreuenden Wünschen fehlet, so entstehet zunächst die Frage, was den gröſsten Einfluſs auf den Willen hat. In der Regel ist es das dringendste Bedürfniſs, deſsen Befriedigung in demselben Zeitpunkt für möglich gehalten wird. Denn der Wille ist das Vermögen, die wirkenden Kräfte zu einer Handlung um eines Zwecks willen zu bestimmen, und er kann daher zu keiner Zeit auf das gerichtet werden, was gerade jezt für unerreichbar gehalten wird. Denn für eine Sache arbeiten, die nicht erreichbar ist, hieſse bey einem verständigen Wesen soviel, als absichtlich zwecklos handeln. Daher wirkt das stärkste Gefühl der Unlust nicht auf den Willen, wenn die Entfernung derselben als unmöglich erscheint. Mit dieser Ausnahme bestimmt in der ganzen Reihe von willkührlichen Handlungen, die das menschliche Leben ausmachen, immer das dringendste und stärkste Gefühl von Unlust den Willen: die Unlust ist der stärkste Reitz zur Thätigkeit, und von ihr hängt in den meisten Fällen die Wahl der nächsten Handlung ab. Denn das eigenthümliche und einzige Object des Willens sind unsre eigenen Handlungen und das Wollen kann nichts hervorbringen, als eine Handlung, die in unserm Vermögen stehet. Dieſs

Diefs ift der Wirkungkreis, auf welchen der Wille eingefchränkt ift.

§. 41.

Alle Menfchen wünfchen Glückfeligkeit.

Wenn man weiter fragt: was erregt das Begehren: fo antworte ich: Nichts anders, als die Glückfeligkeit. Glückfeligkeit und Unglückfeligkeit find Ausdrücke für zwei entgegengefezte Zuftände, deren lezte Grenzen wir nicht kennen; fie find das, was kein Auge gefehen, kein Ohr gehört hat und was keines Menfchen Herz fafsen und begreifen kann. Doch erhalten wir fehr lebhafte Eindrücke von einigen Graden derfelben durch mannichfaltige Empfindungen von Vergnügen und Freude und von Schmerz und Kummer, die ich unter den Worten Vergnügen und Schmerz der Kürze wegen zufammenfaffe. Es giebt ein Vergnügen und Schmerz des Körpers und der Seele oder richtiger, fie gehören beide der Seele an, nur mit dem Unterfchied, dafs einige in der Seele durch gewiffe Vorftellungen, andere in dem Körper durch gewifse Modificationen der Bewegung ihren Urfprung haben.

§. 42.

Glückseligkeit nach ihrem grössten Umfange ist das höchste Vergnügen und Unglückseligkeit der höchste Schmerz, dessen Menschen empfänglich sind. Der niedrigste Grad der Glückseligkeit bestehet darin, dass man so wenig Schmerz und so viel wirkliches Vergnügen empfindet; als man ohne das nicht zufrieden leben kann. Vergnügen und Schmerz werden in verschiedenen Graden durch die Einwirkung gewisser Gegenstände theils auf die Seele theils auf den Körper hervorgebracht. Alles, was daher fähig ist, Vergnügen zu erzeugen, heisst Gut, und was Schmerz hervorbringen kann, Uebel und zwar nur wegen Erzeugung dieser Empfindungen, welche unsre Glückseligkeit und Unglückseligkeit ausmachen. Obgleich aber jedes Object gut an sich ist, was einigen Grad des Vergnügens, und böse an sich, das einigen Grad des Schmerzen hervorbringen kann, so werden doch beide wegen Kollision mit einem höhern Grade oft nicht so genannt. Denn in Kollisionsfällen hat ein Grad des Vergnügens und des Schmerzes einen Vorzug vor dem andern. Es kommt also bey der richtigen Beurtheilung dessen, was gut und böse ist, sehr viel auf die Vergleichung an; denn die Ursache eines kleinern Grades von Schmerz und eines grössern von Vergnügen

wird für ein Gut gehalten, und ſo auch umgekehrt.

§. 43.

Welches Gut ein Object des Begehrens oder nicht iſt.

Jedes Gut iſt zwar überhaupt das eigenthümliche Object des Begehrens; aber darum erregt es doch nicht nothwendig in jedem Menſchen ein Verlangen, wenn es gleich dafür erkannt iſt, ſondern nur dann und in dem Grade, als man glaubt, daſs es einen nothwendigen Beſtandtheil der Glückſeligkeit ausmacht. Ein Gut, das nicht in Beziehung mit der Glückſeligkeit ſtehet, die bei jedem Menſchen individuell iſt, erzeuget kein Verlangen, ſo groſs es auch der Wahrheit oder dem Scheine nach iſt. Jeder Menſch ſtrebt in dieſer Rückſicht nach Glückſeligkeit und begehrt dasjenige, was zu derſelben gehöret; andere Dinge, obgleich auch für gut erkannt, betrachtet er ohne Verlangen, er entſaget ihnen, und lebt ohne ſie zufrieden. Kein Menſch iſt ſo geiſtlos, der nicht geſtehen ſollte, daſs die Erkenntniſs Vergnügen gewähret; und was das ſinnliche Vergnügen betrift, ſo findet es nur zu viele Anhänger, als daſs noch die Frage ſeyn kann, ob es für Menſchen Reitz habe. Wenn nun ein Menſch in dem ſinnlichen, ein anderer in dem geiſtigen Genuſs ſeine

volle

volle Befriedigung findet, so muss zwar der eine und der andere gestehen, dass das Object, welchem der andre nachstrebt, grosses Vergnügen gewähret; allein da dieses keinen Theil seiner Glückseligkeit ausmacht, so empfindet er kein Verlangen darnach, er ist ohne den Genuss des andern zufrieden und sein Wille wird nicht bestimmt, demselben nachzustreben. — Da also das Gefühl der Unlust in dem Bedürfniss dessen besteht, was zur Glückseligkeit für nothwendig erachtet wird, so entstehet jederzeit ein Verlangen, wenn ein Gut, als zur Glückseligkeit gehörig, vorgestellt wird.

§. 44.

Jeder Mensch kann zum wenigsten an sich und andern beobachten, dass nicht immer die Vorstellung eines grössern Guts ein Begehren erzeuget, welches mit der erkannten oder eingebildeten Grösse desselben in Verhältniss stehet; da hingegen jeder kleine Grad von Unlust uns afficiret und zur Entfernung derselben in Thätigkeit setzt. Der Grund dieser Erscheinung leuchtet schon aus der Natur unsrer Glükseligkeit und ihres Gegentheils ein, Jede Art von unangenehmer Empfindung macht einen Theil unsers jetzigen unglückseligen Zustandes aus; aber nicht jedes abwesende Gut ist zu jeder Zeit ein nothwendiger Bestandtheil unserer Glückseligkeit, noch der Mangel desselben

 ein

ein Unglück in unſern Augen. Denn ſonſt würden die Menſchen unaufhörlich in dem höchſten Grade elend ſeyn, da es unendlich viele Grade der Glückſeligkeit giebt, in deren Beſitz ſie nicht ſind. Wenn alle unangenehmen Empfindungen entfernt ſind, ſo iſt ſchon ein kleiner Antheil an dem Guten und ein geringer Grad von Vergnügen in dem Kreiſe gewöhnlicher Zerſtreuungen hinreichend, eine für die gröſste Anzahl von Menſchen befriedigende Glückſeligkeit zu begründen. Und woher käme es ſonſt, daſs der Wille ſich ſo gerne einen ſo groſsen Theil des Lebens hindurch mit ſo gleichgültigen Dingen und Kleinigkeiten beſchäftigte? Die meiſten Menſchen ſind von der Möglichkeit einer vollkommnen ſichern und ewigen Glückſeligkeit in jenem Leben und von dem groſsen Vorzug derſelben vor der irdiſchen überzeugt; ſie erkennen, daſs ſie jene nicht erlangen können, wenn ſie in dieſem Leben ihre Glückſeligkeit auf bloſsen Genuſs und die niedrigſten Zwecke einſchränken: gleichwohl wird ihr Begehren durch jenes gröſsere Gut nicht gereizt, und ihr Wille nicht zum Streben nach demſelben beſtimmt.

§. 45.

Die immer erneuerten Gefühle, welche ſich auf die gewöhnlichen Bedürfniſſe als Hunger, Durſt, Hitze, Kälte, Ermüdung, Schlaf beziehen,

hen, erfüllen einen grofsen Theil des menschlichen Lebens. Hiezu gesellen sich noch manche zufällige Unannehmlichkeiten, eingebildete Bedürfnisse, als das unruhige Streben nach Ehre, Macht, Reichthum, wozu uns die Erziehung, die Mode und die Beispiele einen Hang einflöfsen. Alle diese natürlichen und zur Natur gemachten Bedürfnisse und Gefühle lassen uns selten ruhig vor ihren Forderungen, um unbefangen nach einem entfernten Gute streben zu können. Denn die Entfernung eines unangenehmen und lästigen Gefühls reifst uns aus einem unangenehmen Zustande, und ist der erste Schritt zur Glückseligkeit. Unterdessen denkt man wohl an ein entferntes Gut; weil es aber durch seine Abwesenheit den unangenehmen Zustand nicht vermehrt, so weist man es von sich, um nicht der Befriedigung der gefühlten Bedürfnisse im Wege zu seyn. Erst nachdem eine aufmerksame und wiederholte Betrachtung es dem Gemüthe näher gebracht und einen Vorschmack davon gegeben hat, wird es begehrt; es tritt nun mit andern unangenehmen Gefühlen in das Verhältnifs der Gleichheit, fodert Befriedigung und bestimmt den Willen.

§. 46.

Es stehet also in unsrer Macht durch die aufmerksame Betrachtung und Prüfung eines vor-

gestellten Gutes ein Begehren hervorzubringen, welches seinem Werthe angemessen ist, und den Willen regelmäßig bestimmen kann. Denn so lange ein Gut, es mag noch so groſs in der Vorstellung erscheinen, kein Verlangen, keine Unbehaglichkeit durch das gefühlte Bedürfniſs verursachet, so liegt es auſser dem Kreise der Wirksamkeit des Willens. Denn der Wille stehet nur unter dem Einflusse derjenigen Bedürfnisse, die wir jetzt fühlen, und die eine augenblickliche Befriedigung fodern, und das Gemüth kann dabei nichts weiter erwägen, als welches Begehren zuerst befriediget, welche Unlust zuerst gehoben werden soll.

§. 47.

Nähere Bestimmung der Freiheit.

Es ist natürlich, daſs aus der groſsen Mannichfaltigkeit von unangenehmen Empfindungen, welche auf den Willen Einfluſs haben, jedesmal nur die stärkste und dringendste den Willen zunächst zum Handeln bestimmt. Das geschiehet gewöhnlich, doch nicht allezeit. Denn die Seele hat, der Erfahrung zufolge, ein Vermögen, die Vollziehung und Befriedigung eines Begehrens aufzuschieben, und alle Objecte der Begierden, eins nach dem andern, von allen Seiten zu betrachten und gegen einander abzuwägen. Hierin besteht die Freiheit

heit des Menschen. Die unzähligen Verirrungen, Fehler und Mifsgriffe in dem menschlichen Leben und in dem Streben nach Glückseligkeit entspringen alle aus dem unrichtigen Gebrauch der Freiheit, indem man sich bei Bestimmung des Willens übereilet, und handelt, ehe die Sache gehörig überlegt ist. Dagegen sichert uns allein jenes Vermögen, die Befriedigung eines bestimmten Begehrens aufzuschieben, worin mir die Quelle aller Freiheit und das Wesen des nicht ganz schicklich sogenannten freien Willens zu liegen scheint. Denn ehe der Wille bestimmt und die Handlung ausgeführt wird, giebt uns dieser Aufschub Zeit und Gelegenheit, die gute und böse Seite von dem, was wir thun wollen, zu prüfen und mit Ueberlegung den letzten Entschlufs zu fassen. Ist das geschehen, so haben wir alles gethan, was wir bei dem Bestreben nach Glückseligkeit thun konnten und sollten.

§. 48.

Hierin liegt so wenig eine Einschränkung der Freiheit, dafs es vielmehr den Endzweck, die Vollkommenheit und das Wohlthätige derselben ausmacht. Je weiter man sich von dieser Bestimmung entfernt, desto näher ist man dem Elend und der Sclaverei. Eine vollkommene Gleichgültigkeit des Gemüths gegen alle Bestimmungen des entscheidenden Ur-

theils über Gutes und Böses, welches den Entschluſs begleitet, wäre kein Vorzug oder Vollkommenheit vernünftiger Wesen, sondern vielmehr eine eben so groſse Unvollkommenheit, als der Mangel der Gleichgültigkeit zum Handeln oder Nichthandeln vor der Bestimmung des Willens. Es ist so gut eine Vollkommenheit, daſs das Begehrungsvermögen durch das Gute, als daſs das Vermögen zu handeln durch den Willen bestimmt wird, und je gewiſser diese Bestimmung ist, desto gröſser ist die Vollkommenheit. Ja wir wären überhaupt nicht frei, wenn wir durch etwas anders als das letzte Resultat unsers über das Gute und Böse einer Handlung reflektirenden Ichs bestimmt würden. Der eigentliche Endzweck der Freiheit ist, das Gute zu erlangen, welches wir selbst gewählet haben. Jeder Mensch ist daher schon durch seine eigene Natur, als vernünftiges Wesen, der Nothwendigkeit unterworfen, sich bei seinem Wollen durch seine eignen Gedanken und Urtheile über das, was für ihn das Beste ist, bestimmen zu lassen; sonst wäre er der Bestimmung eines andern Dinges, als seines Ichs, unterworfen, d. h. er hätte keine Freiheit. Leugnen zu wollen; daſs der menschliche Wille bei seinen Bestimmungen dem eignen Urtheile folge, heiſst so viel als: ein Mensch will etwas und handelt für einen gewiſſen Zweck, welchen er zu derselben Zeit nicht will und für wel-

welchen er ſich nicht intereſſirt. Denn wenn er etwas nach ſeiner jetzigen Einſicht allem andern vorzieht, ſo muſs er es für das beſſere erkennen, wofern er nicht zu einer und derſelben Zeit es wünſchen und nicht wünſchen, wollen und nicht wollen ſoll — ein Widerſpruch, der zu offenbar iſt, als daſs man ihn einräumen könnte.

§. 49.

Richten wir unſern Blick auf Weſen, die über uns erhaben ſind und einer vollkommenen Glückſeligkeit genieſsen, ſo darf man wohl mit gutem Grund vermuthen, daſs ſie mit mehr Feſtigkeit als wir bei der Wahl des Guten beſtimmt werden, ohne deshalb weniger glückſelig oder frei zu ſeyn. Wäre es nicht für ſo endliche Weſen, als wir ſind, zu vermeſſen, entſcheiden zu wollen, was die unendliche Güte und Weisheit thun könne, ſo dürften wir wohl behaupten, daſs Gott ſelbſt nichts wählen könne, was nicht gut iſt, und daſs die Freiheit des Allmächtigen nicht mit dem Beſtimmtwerden durch das Beſte ſtreite.

§. 50.

Die Freiheit wird durch das durchgängige Bestimmtwerden zum Streben nach Glückseligkeit nicht eingeschränkt.

Um das Mißverständniß, welches in diesem Theil der Lehre von der Freiheit herrscht, noch mehr ins Licht zu setzen, so frage ich: kann wohl jemand wünschen, ein Thor zu seyn, weil dieser sich weniger als ein Weiser durch vernünftige Gründe bestimmt? Verdient wohl eine willkührliche Gewalt, die Rolle des Thoren zu spielen, und sich selbst Schande und Unglück zuzuziehen, den Namen der Freiheit? Wenn wahre Freiheit darin bestehet, sich aller Leitung der Vernunft zu entziehen, und alle Fesseln der Prüfung und Beurtheilung abzuschütteln, wodurch man verhindert wird, Böses zu thun, so sind Wahnsinnige und Narren allein freie Menschen. Aber sicherlich kann nur ein Wahnsinniger um einer solchen Freiheit willen wünschen, wahnsinnig zu seyn. Der allgemeine Wunsch nach Glückseligkeit und die dadurch auferlegte Nothwendigkeit, sie zum Ziel aller Handlungen zu machen, wird wohl nicht leicht von einem Menschen für einen, — zum wenigsten nicht für einen beklagenswerthen, Abbruch der Freiheit gehalten werden. Der allmächtige Gott stehet selbst unter der Nothwendig-

digkeit, selig zu seyn; und je mehr es ein vernünftiges Wesen ist, desto mehr nähert es sich der unendlichen Vollkommenheit und Seligkeit. Damit wir kurzsichtige Wesen in dem jetzigen Zustande des Wahns uns nicht in der wahren Glückseligkeit täuschen sollten, erhielten wir das Vermögen, die Befriedigung einer einzelnen Begierde aufzuschieben, und zu verhindern, dass sie nicht sogleich den Willen zur Handlung reitzte. Man stehet stille, wenn man des rechten Weges nicht versichert ist; man prüft, um gleichsam einen Wegweiser zu befragen; der Wille entschliesst sich nach der Untersuchung, das ist: er folgt dem Rath dieses Wegweisers. Wer das Vermögen hat, nach diesen Bestimmungsgründen zu handeln, oder nicht zu handeln, der ist ein frei handelndes Wesen. Wie sollte denn dadurch die Freiheit verkürzt werden? Man nehme einem Gefangenen die Fesseln ab, und öfne ihm die Thüren, so ist er vollkommen frei, weil er fortgehen oder bleiben kann, wie es ihm gefällt; wenn er sich aber wegen der Dunkelheit der Nacht, wegen des üblen Wetters, oder des Mangels an einem Nachtlager entschliesst zu bleiben, so hört er deshalb nicht auf frei zu seyn, wenn der Wunsch nach gewissen Bequemlichkeiten, die er hier haben kann, ihn unabänderlich bestimmt, das Gefängniss noch nicht zu verlassen.

§. 51.

§. 51.

Die Nothwendigkeit, nach wahrer Glückseligkeit zu streben, ist der Grund der Freiheit.

Die höchste Vollkommenheit der vernünftigen Natur bestehet also in einem ununterbrochenen und eifrigen Streben nach wahrer und gründlicher Glückseligkeit, und die Achtsamkeit auf uns, um nicht eine eingebildete Glückseligkeit statt einer wahren zu ergreifen, ist der Grund unsrer Freiheit. Mit je stärkeren Banden wir an ein unveränderliches Streben nach Glückseligkeit überhaupt, welche unser höchstes Gut ist, und als solches alle unsre Wünsche auf sich zieht, gebunden sind, desto freier sind wir von der Bestimmung des Willens zu einer einzelnen Handlung und von der erzwungenen Erfüllung besonderer Wünsche, die auf ein einzelnes scheinbares grösseres Gut gerichtet sind, bis wir reiflich überlegt haben, ob sie mit der Glückseligkeit vereinbar oder nicht vereinbar sind. Das Naturgesetz, die wahre Glückseligkeit als höchstes Gut vorzuziehen und zu suchen, verpflichtet uns also die Befriedigung unsrer Wünsche in einzelnen Fällen so lange aufzuschieben, als es uns noch an der Kenntniss und Ueberzeugung fehlet, welche die Wichtigkeit der Sache und die Beschaffenheit des bestimmten Falls erfodert.

§. 52.

§. 52.

Um diesen Punct drehet sich die Freiheit vernünftiger Wesen in den ununterbrochenen Bestrebungen nach wahrer Glückseligkeit, dass sie nehmlich in bestimmten Fällen das Handeln aufschieben können, bis sie gehörig unterrichtet sind, ob der Gegenstand ihres Begehrens zu ihrem Hauptziele hinführet, und einen reellen Bestandtheil des höchsten Guts ausmacht. Die natürliche Neigung und Richtung zur Glückseligkeit ist ein Verpflichtungsgrund für sie, sich vor Verirrungen und Missgriffen darin zu hüten, und empfiehlt ihnen bei der Wahl der Mittel Vorsicht, Behutsamkeit und Ueberlegung. Eben dasselbe Naturgesetz, welches uns das Streben nach Glückseligkeit auferlegt, macht uns auch das letzte zur unerlässlichen Pflicht. Dieses scheint mir ein grosses Vorrecht endlicher vernünftiger Wesen zu seyn. Es ist eine Untersuchung, die alle Aufmerksamkeit und Empfehlung verdient, ob nicht die Bedingung und Ausübung aller wirklichen möglichen und für Menschen nützlichen Freiheit, von welcher die Richtung der Handlung abhängt, darin besteht, dass sie die Befriedigung ihrer Begehrungen und das Bestimmtwerden des Willens zu einer Handlung aufschieben können, bis sie die gute und böse Seite davon zeitlich und gründlich, wie es die Wichtigkeit der Sache erfodert, untersucht haben. Diess können wir thun und wir ha-

haben dann alles gethan, was für uns Pflicht, was in unserm Vermögen und überhaupt was für uns nöthig ist. Denn da der Wille Kenntnisse voraussetzt, um seine Wahl zu leiten, so ist alles, was man thun kann, den Willen nicht bestimmt werden zu lassen, bis untersucht ist, ob das, was begehrt wird, gut oder böse ist. Die Reihe von verketteten Handlungen, welche darauf folget, hängt ganz von dem letzten entscheidenden Urtheil ab; ob dieses das Resultat einer flüchtigen und übereilten Ansicht oder einer reiflichen und gründlichen Untersuchung seyn soll, das stehet in unsrer Gewalt; denn die Erfahrung zeigt uns, dass wir in den meisten Fällen die augenblickliche Befriedigung einer Begierde aufschieben können.

§. 53.

Wenn aber in dem gröfsten Aufruhr, in welchen das Gemüth zuweilen geräth, der Schmerz der Folter oder eine ungestüme Leidenschaft, z. B. Liebe, Rache, uns dahin reifst, und uns den freien Gebrauch des Denkens zur reiflichen Untersuchung und Prüfung und die Herrschaft über uns selbst raubt, so wird Gott, der Mitleiden mit unsrer Schwachheit hat, nicht mehr fodert, als was in unsern Kräften stehet; unsre Gebrechlichkeit kennt und weifs, was in unsrer Gewalt ist, uns als ein gütiger nachsichtsvoller Vater beurtheilen. Allein die einzig

Wah-

wahre Einrichtung unsers Verhaltens zur Glückseligkeit erfodert, dass man sich die schnelle Befriedigung der Begierden versagt, die Leidenschaften mässiget und einschränket, damit das Reht des Verstandes, zu prüfen, und der unbestechlichen Vernunft, zu entscheiden, ungestört bleibe. Und das sollte unsre erste Angelegenheit und unser ernstliches Bestreben seyn. Man sollte sich daher Mühe geben, dem Geiste für das wahre innere Gute und Böse an den Dingen mehr Sinn und Empfänglichkeit zu geben, und keinen Gedanken von einem möglichen grossen und wichtigen Gut uns entziehen lassen, ohne Geschmack und Neigung dafür zu empfinden, bis nach vielseitiger Ueberlegung seines wahren Werths ein ihm angemessenes Begehren in der Seele entstehet, und das Bedürfniss seines Besitzes sowohl, als die Furcht seines Verlustes uns unruhig macht. Wie sehr dieses in unsrer Gewalt ist, kann jeder an sich selbst erfahren, wenn er solche Entschliessungen fasst, denen er treu bleiben kann. Niemand darf sagen, es sey ihm unmöglich, seine Leidenschaften zu beherrschen, ihren Ausbruch zu verhindern und sich von ihnen nicht hinreissen zu lassen; denn was er vor den Augen eines Fürsten oder grossen Mannes kann, das kann er auch, wenn er will, in der Einsamkeit durch die Vorstellung von Gottes Allgegenwart.

§. 54.

§. 54.

Warum die Beſtrebungen der Menſchen ſo verſchieden ſind.

Obgleich alle Menſchen Glückſeligkeit verlangen, ſo nimmt doch ihr Wille ſehr entgegengeſetzte Richtungen, und lenkt ſich bei einigen ſogar zum Böſen. Dieſe Erſcheinung läſst ſich aus dem Geſagten leicht erklären. Die mannichfaltigen und entgegengeſetzten Beſtrebungen der Menſchen beweiſen nicht, daſs ſie nicht alle nach dem Guten ſtreben, ſondern daſs nicht jedes Object für jeden Menſchen gleich gut iſt; daſs ſie nicht alle ihre Glückſeligkeit in einerlei Gegenſtande ſetzen und nicht immer denſelben Weg wählen. So liebt der eine Kenntniſſe, der andere Iagd und Vogelfang, ein dritter Luxus und Verſchwendung, ein vierter Mäſsigkeit und Reichthum. Treffend war daher die Antwort, welche ein Arzt ſeinem augenkranken Patienten gab: Wenn der Weingeſchmack Ihnen mehr Vergnügen gewähret, als der Gebrauch der Augen, ſo iſt der Wein für ſie gut; gewährt ihnen aber das Sehen gröſseres Vergnügen, als das Trinken, ſo iſt ihnen der Wein ſchädlich.

§. 55.

Der menſchliche Geiſt hat einen eben ſo verſchiedenen Geſchmack als der Gaumen. Die

Be-

mühung alle Menfchen mit Ruhm oder Reichthum, worin einige ihre Glückfeligkeit fetzen, zu befriedigen, ift eben fo vergeblich, als alle mit Käfe oder Meerkrebfen fättigen zu wollen, Diefe Speifen find für einige ein Leckerbiffen, für andere aber ekelhaft und widerlich; und mancher würde die Unbehaglichkeit eines hungrigen Magens, diefen Gerichten vorziehen, die für andre eine koftbare Mahlzeit find. Aus dem Grunde war es ganz zwecklos, wenn die alten Philofophen unterfuchten, ob das höchfte Gut in dem Reichthum, dem körperlichen Vergnügen, der Tugend oder Betrachtung beftehe, und es war eben fo vernünftig, als wenn fie über die Frage, ob Aepfel, Pflaumen oder Nüffe am beften fchmecken, geftritten und fich darüber in verfchiedene Sekten getheilt hätten. Denn der Wohlgefchmack hängt nicht von den Dingen felbft fondern von ihrem Verhältnifs zu dem Gefchmacksorgan ab, worinn eine grofse Mannichfaltigkeit ftatt findet. Eben fo beftehet die gröfste Glückfeligkeit in dem Befitz derjenigen Dinge, welche das gröfste Vergnügen und in der Abwefenheit derjenigen, welche Unannehmlichkeiten und Unruhe verurfachen. Das find aber nach Verfchiedenheit der Menfchen fehr verfchiedene Dinge. Wenn daher Menfchen nur in diefem Leben Genufs finden und erwarten, fo ift es nicht befremdend noch unvernünftig, dafs

ſie mit Entfernung alles deſſen, was Unluſt erzeugt, demjenigen nachſtreben, was ihnen Vergnügen macht, – welches ganz natürlich von groſser Mannichfaltigkeit iſt — und dadurch ihre Glückſeligkeit ſuchen. Geſetzt, es gäbe keine Ausſicht über das Grab hinaus, ſo würde das: laſst uns eſſen und trinken, und jedes Vergnügen genieſsen, denn morgen ſind wir todt, eine ganz richtige Folgerung ſeyn. Hieraus läſst ſich der Grund einſehen, warum die Menſchen, obgleich alle Wünſche durchgängig auf Glückſeligkeit gerichtet ſind, doch nicht von einerlei Gegenſtänden auf gleiche Weiſe gerührt werden. Sie können verſchiedene Dinge, und dabei doch alle richtig wählen. Man ſtelle ſich die Menſchen nur als einen Schwarm von elenden Inſekten vor, von denen einige, gleich den Bienen, an den Blumen und ihrem ſüſsen Saft, andere, als Käfer, an andern Nahrungsmitteln Gefallen finden, und nachdem ſie das einige Zeit genoſſen, auf ewig in ihr voriges Nichts zurückkehren ſollen.

§. 56.

Inwiefern die Menſchen das Böſe erwählen.

Die ſorgfältige Erwägung aller dieſer Punkte wird uns, wie ich hoffe, einen hellen Blick in den Zuſtand der menſchlichen Freiheit verſchaffen. Die Freiheit beſtehet unleugbar in dem Vermögen zu handeln und nicht zu

han-

handeln, je nachdem sich der Wille zu dem einen oder andern entschliesst. Da sie aber nach diesem Begriff nur diejenigen Handlungen in sich zu fassen scheint, welche auf das Wollen erfolgen, so hat man noch weiter gefragt: ob der Mensch die Freiheit habe, zu wollen oder nicht zu wollen? Die Antwort darauf war: Der Mensch hat in den meisten Fällen keine Freiheit, die Willenshandlung zu unterlassen; er muss einen Akt des Wollens ausüben, wodurch die vorgestellte Handlung entweder zur Wirklichkeit kommt, oder nicht, doch giebt es einen Fall, in welchem der Mensch in Ansehung des Wollens Freiheit hat, nehmlich ein entferntes Gut zum Ziele seine Bestrebungen zu wählen. Hier kann er die Handlung des Wählens aufschieben, ohne für, oder gegen eine vorgestellte Sache zu entscheiden, bis er untersucht hat, ob sie ihrer Natur und ihren Folgen nach von der Beschaffenheit sey, dass sie ihn glücklich machen kann. Nach geschehener Wahl gehört das Object mit zum Inbegriff seiner Glückseligkeit, es erweckt ein Verlangen, und dieses verursacht ihm verhältnissmässig ein Missbehagen, welches seinen Willen bestimmt, und zur Realisirung des Entschlusses in jedem Fall antreibt. Hieraus lässt sich der Grund einsehen, warum ein Mensch straffällig wird, wenn es gleich ausgemacht ist, dass er bei jeder einzelnen willkührlichen

 Hand-

Handlung nur das thut, und nothwendig thun muſs, was er zu der Zeit für gut hielte. Sein Wille wird zwar immer durch das Urtheil des Verſtandes über das Gute beſtimmt, das iſt aber keine Entſchuldigung, weil er durch ſeine eigne übereilte Wahl falſche Begriffe vom Guten und Böſen eingeſogen hat, welche, obgleich betrüglich und unrichtig, doch denſelben Einfluſs auf ſein künftiges Betragen haben, als wenn ſie wahr und richtig wären. Er hat ſeinen eignen Geſchmack verdorben, und muſs ſich ſelbſt für den darauf folgenden kränklichen Zuſtand und Tod verantwortlich ſeyn. Das ewige Geſetz und die Natur der Dinge darf nicht verändert werden, um ſich nach ſeiner fehlerhaften Wahl zu bequemen. Wenn er irre geführt wird, weil er die Freiheit, zu unterſuchen, was wirklich zu ſeiner Glückſeligkeit gehört, nicht gebraucht oder miſsbraucht, ſo müſſen die daraus entſtehenden Fehltritte ſeiner eignen Wahl zugeſchrieben werden. Er konnte ſeinen Entſchluſs aufſchieben; es ſtand bei ihm, die Sache zu prüfen, für ſeine Glückſeligkeit zu wachen und ſich vor Täuſchungen zu hüten. Er konnte nie urtheilen, daſs es, zumal in einer ſo wichtigen ihn ſo nahe angehenden Angelegenheit, beſſer ſey, betrogen als nicht betrogen zu werden. Aus dem Geſagten läſst ſich alſo die Urſache einſehen, warum die Menſchen in dieſer Welt verſchie-

schiedene Dinge vorziehen, und auf ganz verschiedenen Wegen ihre Glückseligkeit suchen. Allein da sie in allen Dingen, welche diese Angelegenheit betreffen, mit so viel Ernst und anhaltenden Eifer zu Werke gehen, so bleibt doch immer die Frage: Woher kommt es, dass die Menschen oft das Schlimmere dem Besseren vorziehen und dasjenige wählen, was sie nach ihrem eignen Geständniss unglücklich macht?

§. 57.

Um diese Frage zu beantworten, muss zuerst untersucht werden, woher die mancherlei unangenehmen Empfindungen entspringen, welche den Willen bei der Entschliessung zu willkührlichen Handlungen bestimmen. Erstlich entspringen einige von Ursachen, die nicht in unsrer Gewalt stehen, als körperliche Schmerzen von Mangel, Krankheiten, äussern Verletzungen. Wenn diese einmal vorhanden und sehr stark sind, so haben sie meistentheils einen überwältigenden Einfluss auf den Willen, und ziehen die Bestrebungen der Menschen von Tugend, Frömmigkeit, Religion und von alle dem ab, was sie vorher für unentbehrlich für ihre Glückseligkeit hielten. Nicht jeder hat den Willen, auch oft wegen Mangel an Uebung, nicht das Vermögen durch die Betrachtung des entferntern, künftigen

Gutes, ein Verlangen darnach zu erwecken, welches ſtark genug iſt, die Unbehaglichkeit bei körperlichen Schmerzen aufzuwiegen, und den Willen unverrückt in der Richtung auf die Mittel zur künftigen Glückſeeligkeit zu erhalten. Ein benachbartes Land war vor kurzem ein Schauplatz von tragiſchen Begebenheiten, welche, wenn es nöthig wäre, und die Welt nicht zu allen Zeiten und in allen Ländern Beiſpiele davon genug an die Hand gäbe, die ſchon oft gemachte Bemerkung: Noth verleitet zu ſchändlichen Handlungen, beſtätigen und uns belehren könnten, wie viele Urſache wir haben zu beten; Führe uns nicht in Verſuchung. Zweitens andere unangenehme Empfindungen entſpringen aus unſerm Verlangen nach einem abweſenden Gute. Dieſes ſtehet allezeit in Verhältniſs mit unſerm Urtheil und der Empfänglichkeit für daſſelbe. Doch ſind wir dabei mannichfaltigen Täuſchungen, und zwar durch unſere eigne Schuld, ausgeſetzt.

§. 58.

Ich werde zuerſt die falſchen Urtheile der Menſchen über das künftige Gute und Böſe betrachten, wodurch ihre Begierden ſich verirren. Denn in Anſehung der gegenwärtigen Luſt oder Unluſt, an ſich betrachtet, ohne

Rück-

Rücksicht auf die Folgen, wählt kein Mensch übel, insofern jeder weiss, was ihn am besten vergnüget, und das allen andern wirklich vorziehet. Die Dinge sind in Rücksicht auf ihren gegenwärtigen Genuss das, was sie scheinen, das wahre Gute hat in diesem Falle nichts vor dem scheinbaren voraus. Schmerz und Vergnügen sind gerade so gross und nicht grösser, als das Gefühl, und das gegenwärtige Gute und Böse also eben so gross als es erscheint. Wir würden daher, wenn jede Handlung auf sich selbst eingeschränkt und ohne alle Folgen wäre, zuverlässig nie in unsrer Wahl irren, sondern allezeit das Beste vorziehen. Man lege einem auf einmal die Beschwerlichkeit eines ehrlichen Fleisses und den Tod vor Hunger und Kälte, die Befriedigung einer Lust, und den augenblicklichen Besitz der himmlischen Glückseligkeit zur Wahl vor; er wird sogleich wissen, was er zu wählen hat, und gewiss richtig wählen.

§. 59.

Unsre willkührlichen Handlungen führen aber nicht sogleich bei ihrer Vollziehung alle Glückseligkeit und alles Elend herbei, das von ihnen abhängt; sie sind die vorgängigen Ursachen von einer langen Reihe von guten und bösen Folgen, welche uns nur dann tref

 fen,

sen, wenn sie selbst schon lange vorbei sind; daher blicken unsre Wünsche über den gegenwärtigen Genuss hinaus, und leiten unsern Geist in dem Verhältniss auf abwesende Güter, als wir sie zur Beförderung oder Vermehrung unsrer Glückseligkeit für unentbehrlich halten. Unsre Meinung von ihrer Unentbehrlichkeit giebt ihnen erst ihren Reitz; ohne diesen haben sie kein Interesse für uns. Denn nach unsern eingeschränkten Vermögen rührt uns nicht jedes entfernte selbst scheinbare Gut. Wir geniessen nur ein Vergnügen auf einmal, und so lange dieses dauert und jedes Gefühl der Unlust entfernt ist, kann es uns in unsern Augen vollkommen glückselig machen: wir sind dann mit diesem Zustande zufrieden, und wagen es nicht eine Veränderung zu wünschen. Wer zufrieden ist, der ist auch glückselig. Sobald aber ein neues Gefühl der Unlust eintritt, wird diese Glückseligkeit gestöhret, und nun gehet die Betriebsamkeit für dieselbe wieder von neuem an.

§. 60.

Das Urtheil also, dass man ohne das grösste abwesende Gut glückselig seyn könne, zu welchem die Menschen so geneigt sind, ist die erste wichtige Ursache von dem Mangel eines Bestrebens nach demselben. So lange dieses

Vor-

Vorurtheil herrfcht, können die Freuden eines künftigen Zuftandes keinen Eindruck machen; man bleibt kalt, und ohne Intereffe; der Wille, frei von dem Einfluffe diefer edlen Wünfche, überläfst fich ganz dem Streben nach nähern Genuffe und zur Entfernung der unangenehmen Gefühle, welche das Bedürfnifs und die Sehnfucht nach jenem erzeugt. Man ftelle alfo nur einem Menfchen diefe Dinge aus einem andern Gefichtspunkte dar, man überzeuge ihn, dafs Tugend und Religion für feine Glückfeligkeit unentbehrlich find; man richte feinen Blick auf den künftigen Zuftand der Seligkeit und des Elends; man lege ihm ans Herz, dafs Gott, ein gerechter Richter, jedem Menfchen nach feinem Thun vergelten, denen die im Gutesthun geduldig ausharren, Ruhm, Ehre, Unfterblichkeit, denen aber die Böfes thun, Qual und Angft austheilen wird: feine Grundfätze von dem Guten und Böfen, die ihn bei feiner Wahl leiten, werden eine grofse Veränderung erleiden, fobald er die verfchiedenen Zuftände der vollkommenen Glückfeligkeit und Unglückfeligkeit überfiehet, welche von feinem Verhalten in diefem Leben abhängen, und in jenem zu erwarten find. Denn da kein Vergnügen, kein Schmerz diefes Lebens mit der endlofen Glückfeligkeit und Unglückfeligkeit in dem künftigen Leben kann verglichen werden,

so wird er natürlich bei der Bestimmung zu willkührlichen Handlungen nicht auf das vergängliche Vergnügen oder Missvergnügen, welches sie für dieses Leben haben, sondern darauf Rücksicht nehmen, ob sie sichere Mittel sind, seine künftige, vollkommene, dauerhafte Glückseligkeit zu befördern.

§. 61.

Wenn wir die Ursache, warum Menschen, ungeachtet ihres ernstlichen Strebens nach Glückseligkeit, sich oft durch eigne Schuld in Unglück bringen, noch umständlicher erklären wollen, müssen wir untersuchen, unter welchem betrüglichen Schein die Dinge dem Begehrungsvermögen vorgestellt werden. Dieses geschiehet überhaupt durch ein Urtheil, das etwas Falsches von ihnen aussagt. Um nun den Umfang und die Ursachen dieses falschen Urtheils einzusehen, ist zu bemerken, dass das Gute und Böse auf eine gedoppelte Art beurtheilt wird. Erstlich: das Gute und Böse ist in dem eigentlichen Sinne nichts anders, als Vergnügen und Schmerz. Zweitens: da nicht nur das gegenwärtige Vergnügen und Missvergnügen, sondern auch alles, was durch seine Wirksamkeit und Folgen in der entfernten Zeit angenehme oder unangenehme Empfin-

pfindungen erweckten kann, das eigenthümliche Object des Begehrens ist, und für ein Wesen, das Vorstellungen von der Zukunft hat, bestimmend seyn kann, so werden auch diejenigen Dinge für gut und böse gehalten, welche Vergnügen und Schmerz zur Folge haben.

§. 62.

Das falsche Urtheil, welche den Willen zum Bösen verleitet, bestehet darin, dass man diese verschiedenen Vergleichungen nicht richtig anstellt. Das fehlerhafte Urtheil, wovon hier die Rede ist, ist nicht dasjenige, welches ein Mensch nach wahrscheinlichen Gründen von dem Entschluss eines andern fällen mag, sondern welches jeder Mensch als falsch eingestehen muss. Denn ich sehe es als einen Grundsatz an, dass jedes vernünftige Wesen in Wahrheit nach Glühkseligkeit strebt, welche in dem Genuss des Vergnügens ohne beträchtliche Zumischung von Unlust bestehet, und es ist daher nicht anders als durch ein solches Urtheil möglich, dass einer mit Willen in den Inbegriff seiner Glückseligkeit etwas unangenehmes aufnimmt oder aus demselben etwas Mögliches auslässt, welches zu Befriedigung und zur Vollendung seiner Glückseligkeit dienen kann. Ich werde hier nicht von denjenigen

nigen Fehltritten reden, welche Folgen eines unüberwindlichen Irrthums ſind. Denn dieſer verdient kaum den Namen eines falſchen Urtheils, ſondern von demjenigen fehlerhaften Urtheile, welches ſelbſt jeder Menſch dafür anerkennen muſs.

§. 63.

Falſche Urtheile in Vergleichung des Gegenwärtigen und Künftigen.

Der Verſtand irrt nie in der Beurtheilung des Guten und Böſen in Beziehung auf das gegenwärtige Vergnügen und Miſsvergnügen. Denn das gröſsere Vergnügen oder Miſsvergnügen iſt gerade das, und ſo, wie es erſcheint; die Unterſchiede und Grade ſind ſo klar und einleuchtend, daſs kein Irrthum ſtatt finden kann. Bei Vergleichung der gegenwärtigen Luſt und Unluſt mit dem künftigen, welche gewöhnlich bei den wichtigſten Entſchlüſſen des Willens angeſtellt wird, urtheilen wir hingegen oft ſehr falſch von dem letztern nach Verſchiedenheit der Entfernung und des Geſichtspunkts. Objecte, die unſerm Auge näher ſind, erſcheinen gröſser als entferntere, wenn die letzten gleich an ſich gröſſer ſind. So iſt es auch mit den angenehmen und unangenehmen Gefühlen. Die Vergleichungen

ungen fallen allezeit zum Vortheil der gegenwärtigen und zum Nachtheil der entferntern aus. Die meisten Menschen sind wie verschwenderische Erben, die ein kleines Vermögen im Besitz für besser halten, als ein grosses in der Hoffnung; und für den Besitz einer Kleinigkeit die Anwartschaft auf grössere Güter fahren lassen. Dass dieses aber ein falsches Urtheil sey, muss jeder einräumen, das Vergnügen bestehe worin es wolle. Denn gewiss kommt einst die Zeit, da das künftige Vergnügen ein gegenwärtiges seyn, und sich durch den Vortheil der Nähe in seiner vollen Grösse zeigen wird. Dann muss sich der vorsetzliche Irrthum dessen, der es nach einem falschen Maasstabe mass, offenbaren. Wäre die Lust des Weintrinkens auf der Stelle mit Schwächung des Magens und Kopfweh verbunden, welche bei einigen Menschen nach einigen Stunden gewiss erfolgen, so würde unter diesen Umständen sicherlich kein Mensch den Wein seine Lippen berühren lassen, wenn er auch noch so grosses Vergnügen daran fände; so aber schüttet man ihn täglich hinunter, und, getäuscht durch einen kleinen Zeitunterschied, wählet man das Schlimmere. Lust und Unlust kann also nach Verlauf einiger Stunden verringert werden; und wie viel mehr muss das nicht durch eine grössere Zeitentfernung bei einem Menschen geschehen, der durch richtiges

ges Urtheil nicht das thun will, was einſt die Zeit ſelber thun wird, d. h. die Dinge ſich vergegenwärtigen, und ſie nach dem richtigen Maasſtabe beurtheilen. Auf dieſe Weiſe täuscht man ſich ſelbſt in Rückſicht auf das bloſse Gefühl der Luſt und Unluſt, und in Anſehung der wahren Grade der Glückſeligkeit und Unglückſeligkeit. Das künftige verliert ſein richtiges Verhältniſs, und das Gegenwärtige wird als das Gröſsere vorgezogen. Ich erwähne jetzt nicht des falſchen Urtheils, wodurch das Abweſende nicht nur verringert, ſondern auch in eine Null verwandelt wird, wenn nehmlich Menſchen nur auf den gegenwärtigen Genuſs bedacht ſind, und um ſich deſſen zu verſichern, den falſchen Schluſs machen, daſs nichts Böſes daraus für ſie folgen würde. Denn da liegt der Fehler nicht in der Vergleichung der Gröſse; wovon hier die Rede iſt, ſondern in der falſchen Beurtheilung des künftigen Guten und Böſen als Urſache und Veranlaſſung des Vergnügens und Miſsvergnügens.

§. 64.

Der Grund der falſchen Beurtheilung bei dieſer Vergleichung ſcheint in der Schwachheit und Eingeſchränktheit unſers Geiſtes zu liegen. Der Menſch kann nicht zwei angenehme Empfindungen auf einmal, und

faſt

fast noch weniger ein Vergnügen geniessen, wenn sein Gemüth von Schmerz erfüllt ist. Das gegenwärtige Vergnügen erfüllt unsre beschränkte Empfänglichkeit ganz aus, wenn es nicht zu matt und etwas mehr als Null ist; es beschäftiget das Gemüth so sehr, dass kaum eine Vorstellung des Abwesenden Raum findet. Oder wenn auch einige angenehme Empfindungen nicht so lebhaft sind, dass sie alle Betrachtung entfernterer Dinge ausschliessen, so ist doch unsre Abneigung gegen unangenehme Gefuhle so groſs, das schon ein kleiner Grad derselben alles Vergnügen zerstöhret. Wir schmecken das Süsse nicht, wenn nur ein wenig Bitteres darunter gemischt ist. So lange eine schmerzhafte Empfindung dauert, hat der Mensch gar keine Empfänglichkeit für den geringsten Grad der Glückseligkeit. Daher stellt er sich das gegenwärtige Uebel so gross vor, dass es mit keinem entferntern in Vergleichung kommt; daher wünscht er, es koste was es wolle von demselben befreiet zu werden. Belege dazu sind die täglichen Klagen der Menschen: Ich wollte lieber alles andere dulden, als diess. Nichts kann so unerträglich seyn, als was ich jezt leide. Daher sind alle Bestrebungen und Gedanken vor allen Dingen auf die Entfernung des gegenwärtigen Uebels gerichtet, und man glaubt, diess sey die erste und nothwendige Bedingung

der

der Glückſeligkeit, was auch immer darauf folge. Nichts kann nach dem leidenſchaftlichen Urtheil den Schmerz, der uns jezt preſst, übertreffen, oder auch ihm nur gleich kommen. Und da das Entbehren eines Genuſſes, der ſich ſelbſt darbietet, ein ſchmerzliches Gefühl, und das oft in einem hohen Grade iſt, wenn das Begehren durch einen nahen verführeriſchen Gegenſtand gereizt wird, ſo darf man ſich nicht wundern, wenn dieſes Gefühl eben ſo wie der Schmerz wirket, alle Vorſtellungen an das Künftige ſchwächt, und uns zwinget, den Gegenſtand gleichſam blindlings zu ergreifen.

§. 65.

Hierzu kommt noch, daſs ein abweſendes Gut, oder, welches eben das iſt, ein zukünftiges Vergnügen, vorzüglich wenn es weniger bekannt iſt, ſelten der gegenwärtigen Unannehmlichkeit, ſie entſpringe aus einem Schmerz oder einem Verlangen, das Gleichgewicht halten kann. Die Menſchen ſind nur zu geneigt, die Gröſse deſſelben, welche nichts anders iſt, als der Grad des Vergnügens, den man empfindet, wenn es wirklich genoſſen wird, zu Gunſten einer gegenwärtigen Begierde herabzuſetzen und anzunehmen, der Verſuch werde, wenn es dazu komme, der allgemeinen Meinung

nung nicht entfprechen; zumal da fie oft die Erfahrung gemacht haben, dafs dafs enige, was andere priefen, oder fie wohl felbft zu einer Zeit mit Vergnügen genoffen, zu einer andern unfchmackhaft und ekelhaft war; und daher finden fie nichts an dem, was zu erwarten ift, um deffen Willen fie fich einen gegenwärtigen Genufs verfagen müfsten. Dafs diefe Art zu urtheilen, auf die Glückfeligkeit des künftigen Lebens angewandt, falfch ift, mufs Jeder eingefiehen, wenn er nicht behaupten will, Gott könne die zur Glückfeligkeit beftimmten Wefen nicht glückfelig machen. Denn was zur Summe des glückfeligen Zuftandes beftimmt ift, das mufs jedes Wünfchen und Begehrungsvermögen angemeffen feyn.

§. 66.

Falfche Urtheile in Betrachtung der Folgen einer Handlung.

Ueber die Dinge, welche durch ihre Folgen gut oder böfe find, und über ihren Einflufs auf unfern folgenden Zuftand, urtheilt man auf verfchiedene Weife falfch. Erftlich, wenn man glaubt, dafs fie nicht fo viel Böfes zur Folge haben, als doch wirklich der Fall ift. Zweitens, man giebt die Wichtigkeit der Folgen zu, bezweifelt aber ihre Gewifsheit; man meint, fie könnten vielleicht

anders ausfallen, oder durch gewiſſe Maaſsregeln, als Arbeitſamkeit, Geſchicklichkeit und Reue vermieden werden. Daſs jedes dieſer Urtheile falſch iſt, wäre leicht zu zeigen, wenn wir ſie einzeln ausführlich prüfen wollten. Ich begnüge mich aber mit einer allgemeinen Bemerkung. Es iſt ein ſehr unrichtiges und unvernünftiges Verfahren, ein gröſseres Gut für ein kleineres auf das Spiel zu ſetzen, und das nach ſehr unſichern Muthmaſsungen, ohne eine ſolche vorgängige Unterſuchung, als die Wichtigkeit der Sache und unſer Intereſſe uns nicht ſelbſt zu täuſchen, erfodert. Hievon kann ſich Jeder überzeugen, zumal wenn er die gewöhnlichen Urſachen dieſes falſchen Urtheils betrachtet.

§. 67.

Einige der gewöhnlichen Urſachen ſind: 1) Unwiſſenheit. Derjenige muſs nothwendig falſch urtheilen, der ſich nicht angelegen ſeyn läſst, ſo viel, als in ſeinen Kräften ſtehet, richtige Kenntniſſe von der Sache zu erlangen. 2) Unachtſamkeit. Wenn ein Menſch auch das, was er weiſs, unbeachtet läſst. Es iſt gleichſam eine affectirte Unwiſſenheit, welche eben ſo viel ſchädlichen Einfluſs auf unſer Urtheil hat, als die erſtere. Urtheilen iſt gleichſam das Abſchlieſsen einer Rechnung

nung, wodurch beftimmt wird, auf welcher Seite der Ueberfchufs ift. Wenn man fich nun in einem Theil der Rechnung übereilt, und verfchiedene wefentliche Summen übergehet, fo mufs diefe Uebereilung nicht weniger als eine vollkommene Unwiffenheit falfche Urtheile erzeugen. Die gewöhnliche Urfache davon ift das Uebergewicht einer gegenwärtigen Luft oder Unluft, und diefes eine Folge von der Schwachheit des menfchlichen Herzens, dafs es fich von dem Gegenwärtigen am ftärkften rühren läfst. Um diefe Uebereilung zu verhindern, wurde uns Verftand und Vernunft gegeben, wenn wir fie recht anwenden, um zu unterfuchen und zu prüfen, und dann endlich zu entfcheiden. Ohne Freiheit wäre der Verftand zwecklos und ohne Verftand wäre die Freiheit, wo nicht unmöglich doch ohne Bedeutung. Wenn ein Menfch einfiehet, was für ihn gut oder böfe ift, was ihn glückfelig oder elend machen kann, ohne doch einen Schritt thun zu können, um fich dem erftern zu nähern, und von dem letztern zu entfernen, was hilft ihm dann die Einficht? Wenn einer die Freiheit hätte, in einer dichten Finfternifs herumzutappen, wäre er dadurch beffer daran, als wenn er wie eine Wafferblafe von einem heftigen Winde auf und nieder getrieben würde? Ob man von innen oder auffen durch einen blinden Stofs getrie-

ben wird, macht keinen grofsen Unterfchied aus. Der erfte und wichtigfte Zweck der Freiheit ift daher, eine blinde Uebereilung zu verhindern. und die vorzüglichfte Aeufferung derfelben ift, ftille zu ftehen, mit offenen Augen um fich herzublicken, und nach dem Verhältnifs der Wichtigkeit des Gegenftandes alle Folgen von dem, was man thun will, zu überfchauen. Ich übergehe hier den grofsen Einflufs, welchen Trägheit, Nachläffigkeit, leidenfchaftliche Hitze, die Herrfchaft der Mode oder der Angewöhnung auf diefe Art von falfchen Urtheilen meiftentheils hat. Aber noch ein anderes falfches Urtheil, welches, ungeachtet feines grofsen Einfluffes, doch vielleicht noch nicht fehr ift beachtet worden, kann ich nicht unberührt laffen.

§. 68.

Falfche Urtheile über das, was zu unfrer Glückfeligkeit nothwendig ift.

Es ift eine ausgemachte Wahrheit, dafs alle Menfchen Glückfeligkeit wünfchen, Allein wenn fie von einem unangenehmen Gefühl befreiet find, fo genügt ihnen leicht an einem Vergnügen, das nicht weit zu fuchen ift, oder durch die Mode einen Werth erhalten hat; in diefem fühlen fie fich befriediget und glückfelig

lig; und wenn keine neue Begierde ihre Ruhe und Glückſeligkeit ſtöhret und ihnen die Augen öffnet, daſs ſie noch nicht im Beſitz derſelben ſind, ſo blicken ſie nicht weiter vor ſich, und ihr Wille wird zu keiner Thätigkeit gereizt, um einem andern erkannten oder ſcheinbaren Gute nachzuſtreben. Denn weil wir nicht alle Arten des Guten auf einmal genieſsen können, und das eine das andre ausſchlieſst, ſo wird unſer Begehrungsvermögen nicht von jedem vorgeſtellten gröſsern Gute gereitzt, woferne es nicht als Glückſeligkeit angeſehen wird. Hier findet ſich eine neue Veranlaſſung zu einem falſchen Urtheile, wenn man etwas nicht für nothwendig zur Glückſeligkeit hält, was doch nothwendig iſt. Hieraus entſtehen theils in der Wahl des Guten, dem wir nachſtreben, theils, wenn es ein entferntes Gut iſt, in der Wahl der Mittel dazu Verirrungen. In beiden Fällen verfehlt man ſeines groſsen Endzwecks, und urtheilt daher unrichtig. Die wirkliche oder vermeinte Unannehmlichkeit der Handlungen, welche Mittel zu dieſem Zweck ſind, trägt dazu ſehr viel bei, und es koſtet Mühe, ehe ſich die Menſchen dazu entſchlieſsen, weil es ihnen ungereimt ſcheint, ſich um der Glückſeligkeit willen unglückſelig zu machen.

§. 69.

Wir können die Annehmlichkeit oder Unannehmlichkeit der Dinge ändern.

Die letzte Unterſuchung in dieſer Sache betrifft alſo die Frage: ob es in des Menſchen Gewalt ſtehet, die Annehmlichkeit, oder Unannehmlichkeit, welche eine beſtimmte Handlung begleitet, zu ändern? Offenbar iſt das in vielen Fällen möglich Die Menſchen können und ſollten die Empfänglichkeit ihres Gaumens verbeſſern, um an dem Geſchmack zu finden, was wirklich nicht, oder nur in der Einbildung unſchmackhaft iſt. Der Geſchmack des Geiſtes iſt eben ſo verſchieden und einer Aenderung fähig, als die Empfänglichkeit des Gaumens. Und es iſt ein Irrthum, wenn man glaubt, die Menſchen könnten das Widrige und Gleichgültige einer Handlung nicht in Vergnügen und Verlangen verwandeln. Freilich müſſen wir dabei thun, was in unſrer Macht ſtehet. Eine reifliche Ueberlegung wird dieſes in einigen, in den meiſten Fällen aber Uebung, Anhaltſamkeit und Gewohnheit bewerkſtelligen. Die Handlungen ſind entweder an ſich angenehm, oder in ſofern ſie als Mittel zu einem wichtigen und wünſchenswerthen Zweck betrachtet werden. Das Eſſen einer Speiſe, die gut gewürzt und nach dem Gaumen eines Menſchen iſt, reizt vielleicht ſchon

schon das Gemüth durch das unmittelbar begleitende Vergnügen ohne Rücksicht auf einen andern Zweck. Die Betrachtung des angenehmen Zustandes der Gesundheit und Stärke, wozu jene Speise dienlich ist, kann ihr einen ganz neuen Geschmack geben, um dessen willen man wohl auch ein weniger schmakhaftes Nahrungsmittel geniessen würde. Eine Handlung wird mehr oder weniger angenehm durch die blosse Betrachtung des Zwecks und den grössern oder kleinern Grad der Ueberzeugung von dem Zusammenhange zwischen beiden. Aber das Vergnügen der Handlung selbst wird am besten durch eigne Erfahrung und Uebung empfunden und verstärkt. Die Erfahrung söhnt uns oft mit Dingen aus, die wir in der Entfernung mit Abscheu betrachteten, und durch öftere Wiederholung wird manche Handlung, die uns beim ersten Versuche missfiel, zu einem Gegenstande des Vergnügens. Angewöhnung und Fertigkeit ist so anziehend und wirft um das, was man gewöhnlich thut, ein so reitzendes Gewand der Leichtigkeit und Gefälligkeit, dass man es wenigstens nicht ohne Gefühl der Unbehaglichkeit unterlassen kann. Die Menschen vernachlässigen aber diese Sache, deren Möglichkeit so sehr einleuchtet und durch ihre eigene Erfahrung bestätiget wird, gleichwohl in ihrem Verhalten in Rücksicht auf ihre Glückseligkeit in einem solchen Grade, dass sie es wahr-

 schein-

ſcheinlich paradox finden werden, wenn man behauptet, daſs ſie Objecte und Handlungen mehr oder weniger annehmlich machen, und dadurch einer mit Recht dafür erkannten Urſache vielen Verirrungen abhelfen können. Wenn die Mode und hergebrachte Meinung falſche Begriffe, die Erziehung und Angewöhnung böſe Fertigkeiten erzeugt hat, ſo wird der Werth der Dinge unrichtig geſchätzt und die Empfänglichkeit der Menſchen verdorben. Dieſe zu verbeſſern, ſollte man ſich alle Mühe geben, und die dem Vergnügen widerſtreitenden Gewohnheiten ändern und die Empfänglichkeit auf alles das lenken, was für die Glückſeligkeit unentbehrlich oder beförderlich iſt. Ieder Menſch muſs eingeſtehen, daſs dieſes in ſeinem Vermögen ſtehet, und wenn ſein Glück ſich in Elend verwandelt, ſich ſelbſt wegen Vernachläſſigung die Schuld davon beimeſſen. Und iſt nicht jeder Menſch oft in dieſem Fall geweſen?

§. 70.

Es iſt ein offenbar verkehrtes Urtheil, wenn man das Laſter der Tugend vorzieht.

Doch ich will nicht länger bei dieſen praktiſchen falſchen Urtheilen und der Vernachläſſigung des Gebrauchs der Freiheit verweilen. Die-

Dieser Gegenstand erfoderte ein eignes Buch und er liegt eigentlich ausser meinem Plan. Auch davon abgesehen, ist es schon unbezweifelt gewiss, dass die Moralität, auf ihren wahren Grund gestützt, den Willen jedes Menschen, der einer Ueberlegung fähig ist, bestimmen muss. Ein Mensch, der nicht einmal so weit vernünftig ist, dass er über die unendliche Glückseligkeit und Unglückseligkeit ernstlich nachdenket, muss in seinen eignen Augen als strafbar erscheinen, dass er von seinem Verstande nicht den Gebrauch macht, den er sollte. Die Belohnungen und Strafen eines künftigen Lebens, welche der Allmächtige mit der Befolgung oder Nichtbefolgung seines Gesetzes verbunden hat, um demselben desto mehr Kraft und Ansehen zu geben, sind wichtig genug, um die Wahl des Willens gegen jedes Vergnügen, gegen jede Unlust dieses Lebens zu entscheiden, wenn auch das künftige Leben bloss seiner Möglichkeit nach, die doch kein Mensch bezweifeln kann, betrachtet wird. Wer überzeugt ist, dass eine endlose unaussprechliche Glückseligkeit und der entgegengesetzte Zustand nur eine mögliche Folge des jetzigen guten und bösen Lebenswandels ist, kann in seinen eignen Augen nicht vernünftig urtheilen, wenn er nicht urtheilt, dass ein tugendhaftes Leben mit der gewissen Erwartung eines künftigen ewig dauernden seligen Zustandes, dem lasterhaften

Leben vorzuziehen iſt, womit die Furcht eines möglich ſchrecklichen elenden Zuſtandes, oder noch mehr die ſchreklich ungewiſſe Erwartung der Vernichtung verknüpft iſt. Dieſes iſt einleuchtend, und wenn auch in dieſem Leben mit der Tugend lauter Ungemach und mit dem Laſter ein ununterbrochenes Vergnugen verbunden wäre. Und doch verhält ſich dieſes gröſstentheils ganz anders. Der Laſterhafte hat ſich bei allen ſeinem Genuſs eben keines groſsen Vorzugs zu rühmen und, alles wohl überlegt, auch hier ſchon den ſchlimmſten Theil erwählt. Aber wenn man die unendliche Glückſeligkeit in die eine und in die andre Wagſchale die unendliche Unglückſeligkeit legte, wer würde wohl ſo unſinnig ſeyn, und es darauf hin wagen, geſetzt auch das Schlimmſte, das dem Rechtſchaffenen, wenn er irrt, begegnete, wäre das Beſte, das der Böſe erlangen kann, wenn er Recht hätte. Wer kann mit Beſonnenheit ſich der möglichen Gefahr eines endloſen Elends ausſetzen, da er durch das Wageſtück nichts gewinnt, wenn er auch der Unglückſeligkeit entgeht. Der Rectſchaffene ſetzt hingegen die Erlangung der ewigen Glückſeligkeit nicht aufs Spiel, wenn ſeine Erwartung eintrifft. Iſt ſeine Hofnung gegründet, ſo iſt er ewig glückſelig; täuſcht er ſich darin, ſo iſt er nicht unglückſelig, denn er empfindet gar nichts mehr. Auf der andern Seite iſt der Böſe nicht glück-

ſe-

ſelig, wenn er Recht hat, aber unendlich elend, wenn er ſich irrte. Wie verkehrt müſste nicht der Verſtand ſeyn, der nicht auf den erſten Blick einſehen könnte, welche Möglichkeit in dieſem Falle vorgezogen werden müſſe? Ich habe hier abſichtlich nichts von der Gewiſsheit oder Wahrſcheinlichkeit eines künftigen Lebens erwähnt, da ich bloſs die Abſicht hatte, das Urtheil zu beleuchten, nach welchem das kurze Vergnügen eines laſterhaften Lebens unter allerlei Vorwande über alles geſchäzt wird, ein Urtheil, deſſen Unrichtigkeit jeder Menſch nach eignen beliebigen Grundſätzen eingeſtehen muſs, da er mit Evidenz wiſſen kann, daſs ein künftiges Leben zum wenigſten möglich iſt.

§. 71.

Reſultat.

Ich beſchlieſſe hier dieſe Unterſuchung über die menſchliche Freiheit. Da ich gleich vom Anfange dieſer Abhandlung befürchtete, einen Fehler zu begehen, und ein einſichtsvoller Freund ſeit ihrer Bekanntmachung wirklich einen entdeckt zu haben glaubte, ob er ihn gleich nicht beſtimmt anzugeben wuſste, ſo ſah ich mich genöthiget, dieſen Abſchnitt noch einmal einer ſtrengen Muſterung zu unterwerfen. Ich fand wirklich einen kleinen aber kaum bemerkbaren Fehler, daſs ich nehmlich ein, wie mir ſchien,

gleich-

gleichbedeutendes Wort für ein anderes gesetzt hatte. Diese Entdeckung bahnte mir den Weg zu folgender Darstellung, welche ich hier in der zweiten Ausgabe etwas zusammen gedrängt dem Urtheil der gelehrten Welt unterwerfe. Freiheit ist das Vermögen nach Bestimmung des Willens zu handeln oder nicht zu handeln. Das Vermögen, die wirkenden Kräfte des Menschen in bestimmten Fällen zur Wirksamkeit oder zum Gegentheil zu bestimmen, ist der Wille. Dasjenige, was in der Reihe von willkührlichen Handlungen den Willen zu einer andern Thätigkeit bestimmt, ist das Gefühl der Unlust, welche entweder selbst ein Begehren (Verlangen) oder doch wenigstens allezeit damit verknüpft ist. Das Böse erweckt allezeit ein Begehren und den Wunsch nach Entfernung desselben, denn die gänzliche Befreiung von Schmerz ist ein nothwendiger Bestandtheil unsrer Glückseligkeit. Ein Gut hingegen, ja auch ein grösseres, erregt nicht immer ein Begehren, weil es entweder an sich oder der Meinung nach keinen nothwendigen Theil der Glückseligkeit ausmacht. Denn obgleich der Inhalt aller unsrer Wünsche nur Glückseligkeit ist, und dieser Wunsch zu jeder Zeit und unveränderlich sich äussert, so kann doch die Befriedigung einer einzelnen Begehrung aufgeschoben werden, dass sich der Wille zu keiner dazu beförderlichen Handlung entschlie-

fchliefst, bis gehörig unterfucht ift, ob das einzelne fich darbietende Gut, welches der Gegenftand des Begehrens ift, zu dem Inbegriff der reellen Glückfeligkeit gehört, ob es mit derfelben vereinbar oder nicht vereinbar ift. Das Refultat des Urtheils nach diefer Unterfuchung beftimmt endlich den Menfchen, der nicht frei feyn könnte, wenn fein Wille durch etwas anders als fein eignes durch den Verftand geleitetes Begehren beftimmt würde. Ich weifs wohl, dafs Einige die Freiheit in einer vor der Beftimmung des Willens vorhergehenden Gleichgültigkeit des Menfchen fetzen. Ich hätte gewünfcht, dafs fie, die fo viel Gewicht auf diefe Gleichgültigkeit fetzen, möchten beftimmt haben, ob fie nicht nur vor dem Entfchlufs des Willens, fondern auch vor dem Denken und Urtheilen des Verftandes vorhergehen foll. Denn zwifchen beiden kann fie nicht wohl eingefchoben werden, weil die Beftimmung des Willens unmittelbar auf das Urtheil des Verftandes folgt; foll fie aber vor dem Denken und Urtheilen vorausgehen, fo fetzt man fie in einen dunklen Zuftand, in dem man nichts wahrnehmen und unterfcheiden kann, und legt fie einem Subject bei, das ihrer nicht empfänglich ift, infofern ein Wefen nur in fo weit Freiheit hat, als es denkt und urtheilt. Ich bin in Anfehung der Ausdrücke nicht fo eigenfinnig, dafs ich nicht denen, die diefe For-

mel

mel lieben, einräumen sollte, die Freiheit bestehe in einer Gleichgültigkeit, doch mit dieser Bestimmung, daſs sie weder durch das Urtheil des Verstandes, noch auch durch die Entschlieſsung des Willens aufgehoben wird; und daſs sie nicht eine Gleichgültigkeit des Menschen (denn wenn er geurtheilt hat, daſs eine Handlung oder das Gegentheil das Beste ist, so ist er nicht weiter gleichgültig) sondern eine Gleichgültigkeit der wirkenden Kräfte des Menschen ist. Denn die Möglichkeit zu wirken oder nicht zu wirken, bleibt vor wie nach der Bestimmung des Willens, und die Kräfte sind in einem Zustand, den man, wenn man will, Gleichgültigkeit nennen kann. So weit, als diese reicht, so weit ist der Mensch frei, aber nicht weiter. Ich habe z. B. das Vermögen, meine Hand zu bewegen, oder sie ruhen zu lassen; die wirkende Kraft ist weder zum Bewegen noch zum Nichtbewegen der Hand bestimmt; in diesem Falle bin ich vollkommen frei. Iezt bestimmt der Wille diese Kraft zur Ruhe; ich bin noch immer frei, weil die Gleichgültigkeit d. i. die Möglichkeit, zu wirken oder nicht zu wirken vor oder nach dieser Bestimmung unverändert bleibt. Davon kann man sich überzeugen, wenn der Wille zum Versuche das Gegentheil anordnet. Wenn aber meine Hand auf einmal von einer Lähmung oder einer konvulsivischen Bewegung befallen wird, so hört die-

diese Gleichgültigkeit und mit ihr meine Freiheit in diesem Falle auf, denn es ist eine Naturnothwendigkeit, dass ich dort die Hand nicht bewegen und hier nicht ruhen lassen kann. Ich setze dieses hinzu um zu zeigen, in welcher Art von Gleichgültigkeit mir die Freiheit zu bestehen scheint, und um sie von jeder andern wirklichen oder eingebildeten zu unterscheiden.

§. 72.

Richtige Begriffe über die Natur und den Umfang der Freiheit sind von so grosser Wichtigkeit, dass man mir, hoffe ich, diese Ausschweifung verzeihen wird, welche durch den Wunsch die Sache aufzuklären, veranlasst wurde. Die Begriffe vom Willen, dem Wollen, von Freiheit und Nothwendigkeit stellten sich in diesem Kapitel ganz natürlich auf dem Wege der Untersuchung dar. In der ersten Ausgabe dieses Versuchs legte ich meine Gedanken über diesen Gegenstand nach meiner damaligen Einsicht dem Publicum vor; und jezt gestehe ich, als Freund der Wahrheit und nicht als ein blinder Verehrer meiner eigenen Lehren, dass sich meine Begriffe darüber, und ich glaube nicht ohne Grund, geändert haben. Was ich zuerst schrieb, war das Resultat eines lautern unpartheiischen Strebens nach Wahrheit. Da ich aber weder aus Eitelkeit Ansprüche auf Unfehl-

fehlbarkeit mache,' noch aus Unredlichkeit, um mein Ansehen nicht zu verdunkeln, meine eignen Verirrungen zu verhehlen suche; so finde ich keine Ursache zu erröthen, wenn ich, mit demselben lautern Interesse für Wahrheit, dasjenige bekannt mache, was ich durch eine strengere Untersuchung gefunden habe. Vielleicht werden manche meine frühern Ueberzeugungen, andere (wovon ich schon die Erfahrung gemacht habe) die spätern, und noch andere weder jene noch diese für die richtigern halten. Diese Verschiedenheit in den menschlichen Meinungen wird mich nicht befremden. Unpartheyische Darstellungen streitiger Punkte nach Vernunftgründen sind so selten, und vollkommne Erörterungen bei abstrakten Begriffen, zumal bei einiger Länge, so schwer, dass ich Jedem, der nach diesen oder andern Grundsätzen, die Lehre von der Freiheit von den noch zurückbleibenden Schwierigkeiten befreiet, auch für meine Person sehr verbindlich seyn werde.

Es wird vielleicht nicht unzweckmässig seyn, und unsern Begriffen von Vermögen und Kraft noch mehr Klarheit geben, wenn wir noch vor Beschluss dieses Abschnitts den Begriff der Thätigkeit etwas schärfer in Betrachtung ziehen. Wir kennen, wie ich oben gesagt habe, nur zwei Arten von Thätigkeit, nehm-

nehmlich die Bewegung und das Denken. Daſs aber nicht alles, was man darunter rechnet, Thätigkeit im eigentlichen Sinne iſt, wird eine nähere Unterſuchung lehren. Denn es giebt, wo ich nicht irre, Beiſpiele von beiden Gatturgen, welche nach ſchärferer Unterſuchung keine Thätigkeiten ſondern leidende Veränderungen und folglich nur Wirkungen leidender Vermögen in denjenigen Subjecten ſind, welche gleichwohl in Rückſicht dieſer für thätige Weſen gehalten werden. Denn in dieſen Fällen erhält die Subſtanz, welcher eine Bewegung oder ein Denken beigelegt wird, einen Eindruck von auſſen, der ſie in Thätigkeit ſetzt, und ſie wirket bloſs durch das Vermögen, ſolche Eindrücke von äuſſern Gegenſtänden aufzunehmen. Dieſes Vermögen iſt alſo im eigentlichen Sinne kein thätiges Vermögen, ſondern eine bloſse leidende Empfänglichkeit des Subjects. Zuweilen ſezt ſich eine Subſtanz durch ihre eigne Kraft in Thätigkeit, und das iſt eigentlich das ſelbſtthätige Vermögen, die thätige Kraft. — Jede Beſtimmung einer Subſtanz, wodurch ſie Wirkungen hervorbringt, heiſst eine Thätigkeit (action). So wirkt z. B. eine körperliche Subſtanz auf eine andere durch Bewegung und verändert ihre Beſchaffenheiten; dieſe beſtimmte Bewegung nennen wir eine Thätigkeit. Aber nach ſtrengern Begriffen iſt die-

ſe Bewegung eines Körpers, wenn ſie von einem andern mitgetheilt war, ein bloſses Leiden. Eine Subſtanz, welche weder ſich noch eine andere aus der Ruhe in Bewegung verſetzen, oder die Bewegung ſelbſt anfangen kann, beſitzt alſo keine thätige Bewegungskraft. So iſt es auch beim Denken. Das Vermögen durch die Wirkung der Auſſendinge Vorſtellungen zu empfangen, wird gewöhnlich die Denkkraft genannt; allein es iſt eine bloſse Empfänglichkeit, ein leidendes Vermögen. Hingegen Vorſtellungen willkührlich ins Bewuſstſeyn zurückzurufen, und ſie mit einander zu vergleichen, das iſt das ſelbſtthätige Vermögen. Dieſe Bemerkung beugt manchem Irrthum vor, wozu die Grammatik und der gemeine Sprachgebrauch leicht verleiten kann. Ein Verbum, wie es die Sprachlehrer nennen, bedeutet nicht allezeit eine Thätigkeit. Z. B. in den Redensarten, ich ſehe den Mond, ich fühle die Hitze der Sonne. Hier kommt keine Thätigkeit vor, wodurch ich auf dieſe Dinge wirke, ſondern nur ein Empfangen von Vorſtellungen, die ſich mir bei der Lage meines Auges und meines Körpers aufdringen, und wobei ich mich bloſs leidend verhalte. Wenn ich aber meine Augen auf einen andern Gegenſtand richte, oder den Körper aus den Sonnenſtrahlen entferne, dann bin ich eigentlich thätig, denn ich fange dieſe

Be-

Bewegung willkührlich und selbstthätig an. Eine solche Thätigkeit ist das Product einer selbstthätigen Kraft.

§. 73.

Dieses ist also eine kurze Uebersicht von unsern ursprünglichen Begriffen, aus welchen alle übrigen abgeleitet und zusammengesetzt werden. Wollte man sie philosophisch behandeln, und ihre Ursachen und ihren Inhalt untersuchen, so könnten sie vielleicht auf folgende wenige Hauptbegriffe zurückgeführt werden. Ausdehnung, Dichtheit, Beweglichkeit oder das Vermögen bewegt zu werden; diese erhalten wir von Körpern durch die Sinne: Vorstellungsfähigkeit, das Vermögen vorzustellen oder zu denken; Bewegungsfähigkeit, das Vermögen zu bewegen; diese erhalten wir durch die Reflexion von unserm Gemüthe. Wenn wir zu diesen noch hinzusetzen: Existenz, Dauer, Zahl, welche zu beiden gehören, so haben wir vielleicht alle ursprüngliche Begriffe, von welchen alle übrigen abhängen. Denn durch sie möchte man wohl im Stande seyn, die Natur der Farben, der Töne, der Geruchs- und Geschmacksempfindungen und aller übrigen Vorstellungen zu erklären, wenn nur unsre Sinne scharf genug wären, die mannichfaltigen

Modificationen der Ausdehuung und Bewegung in den kleinen Körpertheilen, welche diese Empfindungen erzeugen, wahrzunehmen. Da aber die Untersuchung der Erkenntniss von den Dingen durch Vorstellungen, welche die Seele vermöge ihrer Einrichtung von den Dingen empfängt, und der Art und Weise, wie der menschliche Geist zu dieser gelangt, nicht aber die Untersuchung über die Ursachen und die Entstehungsart dieser Vorstellungen, den Gegenstand dieser Schrift ausmacht, so wäre eine philosophische Nachforschung über die Einrichtung und Bildung der Körper, wodurch sie jene Vorstellungen in uns erzeugen, zweckwidrig. Ich bemerke daher nur noch folgendes: Gold und Saffran haben das Vermögen, in uns die Vorstellung von der gelben so wie Milch und Schnee die von der weissen Farbe hervorzubringen. Wir erlangen diese Vorstellungen durch das blosse Sehen ohne weitere Untersuchung über das Gewebe dieser Körper oder über die Gestalt und Bewegung der von ihnen abprallenden Theile, wodurch die Empfindung verursacht wird. Wenn man aber über diese Vorstellungen hinausgehet, um ihre Ursachen zu erforschen, so läst sich an den Objecten nichts anders als die Grösse, Gestalt, Zahl, Gewebe und Bewegung der feinsten Theile als Ursache der Vorstellungen denken.

Zwei und zwanzigſtes Kapitel.

Von gemiſchten Beſtimmungen.

§. 1.

Was gemiſchte Beſtimmungen ſind.

In den vorhergehenden Kapiteln habe ich von den einfachen Beſtimmungen gehandelt, und durch Beiſpiele von den merkwürdigſten gezeigt, was ſie ſind, und wie wir die Begriffe derſelben erlangen. Iezt kommt die Reihe an die gemiſchten Beſtimmungen, das iſt, zuſammengeſetzte Begriffe z. B. Verbindlichkeit, Trunkenheit, eine Lüge, welche aus der Verbindung einfacher verſchiedenartiger Vorſtellungen beſtehen. Durch die Benennung gemiſchte Beſtimmungen werden ſie von den einfachen Beſtimmungen unterſchieden, welche zwar auch eine Verbindung einfacher Vorſtellungen aber nur einar-

tiger enthalten. In so fern sie nicht solche Verbindungen einfacher Vorstellungen, welche als charakteristische Merkmale eines realen beharrlichen Wesens betrachtet werden, sondern Verbindungen zerstreuter unabhängiger Vorstellungen sind, die nur durch den menschlichen Verstand Einheit erhalten haben, so unterscheiden sie sich dadurch von den zusammengesetzten Begriffen der Substanzen.

§. 2.

Sie werden durch den Verstand gebildet.

Die Erfahrung lehret, dass sich der Verstand in Rücksicht auf die einfachen Vorstellungen blos leidend verhält; denn er erhält sie durch das Daseyn und die Wirkung der Dinge, so wie sie die Empfindung und Reflexion giebt, und er kann keine einzige derselben eigenmächtig hervorbringen. Die Vorstellungen, von denen hier die Rede ist, entstehen aber auf eine ganz andre Art. Der Verstand äussert nehmlich bei Bildung derselben oft ein thätiges Vermögen. Denn wenn ihm einmal einfache Vorstellungen gegeben sind, so kann er sie auf verschiedene Art verbinden, und eine grosse Mannichfaltigkeit von zusammengesezten Vorstellungen daraus bilden, ohne dass er dabei untersuchet, ob sie so in der Natur zusammen

men angetroffen werden. Daher nennt man, wie ich glaube, diefe Vorftellungen Verftandesbegriffe, (Notions) als wenn fie ihren Urfprung und ihr Dafeyn mehr in dem menfchlichen Denken als in einem aufser demfelben befindlichen Dinge hätten. Zu ihrer Bildung ift nur erforderlich, dafs der Verftand die einzelnen Beftandtheile zufammenfetzt, und dafs fie in einen Begriff vereinbar find, nicht aber die Unterfuchung, ob fie objective Realität haben. Hiermit will ich aber nicht leugnen, dafs nicht einige aus der Beobachtung entlehnt feyn können, indem gewiffe einfache Begriffe in der Erfahrung fo verbunden vorkommen, als fie der Verftand verbindet. Derjenige, der zuerft den Begriff von Heuchelei bildete, konnte ihn durch die Beobachtung eines Menfchen, der den Schein von guten Eigenfchaften annahm, die er nicht befafs, erhalten haben; es ift aber auch möglich, dafs er ihn willkührlich, ohne ein folches Vorbild vor Augen zu haben, bildete. Denn es ift einleuchtend, dafs, als die Sprachen und die menfchlichen Gefellfchaften fich zu bilden anfiengen, verfchiedene von diefen zufammengefetzten Begriffen, welche eine Folge von gewiffen in der Gefellfchaft getroffenen Einrichtungen find, in dem Verftande der Menfchen exiftieren mufsten, ehe ihre Objecte noch irgendwo anzutreffen waren. Die Worte, die fie bezeichneten, waren fchon im

Gebrauch und folglich die Begriffe gebildet, ehe die Verbindungen, welche sie anzeigen, zur Wirklichkeit gekommen waren.

§. 3.

Man erhält diese Begriffe zuweilen durch die Erklärungen ihrer Worte.

Da jezt die Sprachen gebildet sind, und eine Menge Worte für solche Zusammensetzungen enthalten, so ist die Entwickelung ihrer Sprachzeichen eine gewöhnliche Art, diese zusammengesetzten Begriffe selbst zu bilden. Denn diese Begriffe, welche eine Verbindung einfacher Vorstellungen enthalten, können durch die Worte, welche die einzelnen Vorstellungen anzeigen, sobald man sie verstehet, vorgestellt werden, wenn gleich jene Verbindung an keinem wirklichen Objecte vorkommt. So kann ein Mensch, der weder durch eigne noch fremde Erfahrung etwas von einem Kirchenraub oder Mord weiss, diese Begriffe durch die Aufzählung der in den Worten enthaltenen einfachen Vorstellungen erlangen.

§ 4.

§. 4.

Worte vereinigen die Bestandtheile der gemischten Bestimmungen in einen Begriff.

Da jede **gemischte Bestimmung** aus verschiedenartigen einfachen Vorstellungen bestehet, so scheint die Frage nicht ungereimt: woher sie ihre **Einheit** haben und warum gerade diese bestimmte Anzahl von einfachen Vorstellungen einen Begriff ausmacht, da doch diese Verbindung nicht allezeit in der Natur vorkommt? Offenbar erhält sie ihre Einheit durch eine Handlung des Verstandes, welcher diese verschiedenen einfachen Vorstellungen vereiniget und das Ganze als einen aus diesen Bestandtheilen zusammengesezten Begriff betrachtet. Das Kennzeichen der Vereinigung oder das, was sie, wie man glaubt, vollendet, ist die Bezeichnung des Begriffs durch ein Wort. Denn gewöhnlich bestimmen die Menschen die Anzahl der mancherlei zusammengesetzten Begriffe blos nach den vorhandenen Worten; wo es an diesen fehlet, so betrachten sie selten eine Anzahl von einfachen Vorstellungen als den Inhalt eines zusammengesetzten Begriffs. Die Ermordung eines alten Mannes ist nicht weniger Stoff für einen zusammengesetzten Begriff, als die Ermordung eines Vaters; da es aber für jene That kein besonders Wort giebt, wie für

diese das Wort Vatermord, so werden diese einzelnen Vorstellungen nicht in einen Begriff zusammengefasst.

§. 5.

Die Ursache ihrer Bildung.

Wenn wir weiter untersuchen, worin der Grund liegt, dass die Menschen einige einfache Vorstellungen verbinden, und daraus verschiedene gleichsam fixirte Bestimmungen bilden, und das bei andern Vorstellungen, die ihrer Natur nach eben derselben Verbindung fähig sind, unterlassen, so werden wir finden, dass der Grund davon in dem Zweck der Sprache liegt. Dieser ist kein andrer, als die Bezeichnung und möglichst schnelle Mittheilung menschlicher Gedanken. Daher vereinigen die Menschen einzelne Vorstellungen in zusammengesetzte Begriffe, und bezeichnen diese mit Worten, wenn sie in ihren Verhältnissen und in dem gesellschaftlichen Leben oft vorkommen. Andere hingegen, zu denen sich selten eine Veranlassung findet, lassen sie isolirt und ohne Benennung, wodurch sie zur Einheit verbunden werden, und stellen sie lieber, wenn es nöthig ist, einzeln mit ihren besondern Worten dar, als dass sie ihr Gedächtniss mit so vielen zusammengesetzten Begriffen und ihren Sprachzeichen belästigen sollten, zu deren Anwendung sie selten oder nie Gelegenheit finden.

§. 6.

§. 6.

Warum es Worte in einer Sprache giebt, denen keins in einer andern entſpricht.

Hieraus erhellet die Urſache, warum in jeder Sprache mehrere einzelne Worte vorkommen, welche durch einzelne Worte in andren Sprachen nicht zu überſetzen ſind. Denn die verſchiedenen Gebräuche, Gewohnheiten und Sitten des einen Volkes machen verſchiedene Ideenverbindungen gewöhnlich oder nothwendig, zu deren Bildung oder Bemerkung in einem andern alle Gelegenheit fehlet; an dieſe knüpfen ſich von ſelbſt gewiſſe Worte an, um in dem täglichen Umgange lange Umſchreibungen von bekannten Dingen zu vermeiden, wodurch ſich zuletzt in ihrem Gemüthe dieſe zuſammengeſetzten Begriffe bilden. Von dieſer Art war das Wort Oſtracismus bei den Griechen und Proſcriptio bei den Römern; man findet für ſie in andern Sprachen kein vollkommen entſprechendes Wort, weil ſie zuſammengeſetzte Begriffe bezeichnen, welche bei andern Nationen nicht gefunden werden. Wo dieſe Gewohnheit nicht war, da fehlte es auch an einem zuſammengeſetzten Begriff und Worte zur Bezeichnung derſelben.

§. 7.

Warum sich die Sprachen ändern.

Nicht weniger leuchtet hieraus die Ursache von der Veränderlichkeit der Sprachen ein. Neue Ausdrücke werden aufgenommen und alte kommen aus dem Gebrauch, weil die Veränderung in den Gewohnheiten und Meinungen neue Ideenverbindungen einführet, und diese machen neue Ausdrücke zur Vermeidung langweiliger Umschreibungen nothwendig, weil sie Gegenstände betreffen, über welche man oft zu denken und zu sprechen veranlaſst wird. Es entstehen also neue Arten von zusammengesetzten Begriffen. Welche Mannichfaltigkeit von verschiedenen Vorstellungen auf diese Art in einen Ausdruck zusammengefaſst und wie viel Zeit und Worte durch diese ersparet wird, kann jeder einsehen, wenn er sich die Mühe giebt, alle Vorstellungen aufzuzählen, welche durch die Worte gerichtliche Frist und Appellation bezeichnet werden, und wenn er durch eine Umschreibung ihren Inhalt für einen andern verständlich zu machen sucht.

§. 8.

Wo die gemischten Bestimmungen existiren.

Ob ich gleich weiter unten, wenn ich von den Worten und ihrem Gebrauch handle, Ge-

le-

legenheit finden werde, umständlicher von den Sprachzeichen der gemischten Bestimmungen zu handeln, so konnte ich doch nicht umhin, hier etwas davon zu berühren. Denn da sie veränderliche und vergängliche Verbindungen einfacher Vorstellungen sind, die nur in dem Verstande ein kurzes Daseyn haben, und nicht länger dauern, als sie gedacht werden, so wird ihnen nur in den bezeichnenden Worten eine Art von beharrlicher und dauerhafter Existenz gesichert. Daher können in diesem Falle die Worte selbst für die Begriffe genommen werden. Denn wenn man fragt, wo die Vorstellung eines Triumphs oder der römischen Apotheose existire, so kann man nicht sagen, in den Objecten selbst, weil es Handlungen sind, die in der Zeit nach und nach geschehen, und niemals vollständig und zugleich existiren; und in dem Verstande, wo sie eigentlich anzutreffen seyn sollen, haben sie nur ein sehr unstetes Daseyn. Daher knüpft man sie gerne an Worte, durch welche sie wieder ins Bewufstseyn gebracht werden.

§. 9.

Wie wir die Begriffe von gemischten Bestimmungen erlangen.

Es giebt also drei Wege, auf welchen wir die zusammengesetzten Begriffe von gemischten Be-

Beſtimmungen erlangen. 1) Durch die Erfahrung und die Beobachtung der Dinge ſelbſt. Wenn wir z. B zwei Menſchen fechten und ringen ſehen, ſo bekommen wir den Begriff vom Fechten und Ringen. 2) Durch Erfindung oder willkührliche Zuſammenſetzung verſchiedener einfacher Vorſtellungen in einem Verſtande. So hatte der Erfinder der Buchdruckerei und der Kupferſtecherkunſt einen Begriff davon in ſeinem Verſtande, ehe beide Künſte exiſtirten. 3) Die gewöhnlichſte Art und Weiſe iſt aber die Zergliederung der Worte von nie geſehenen Handlungen oder nicht anſchaulichen Begriffen, indem man dadurch alle Vorſtellungen, welche ihre Beſtandtheile ausmachen, aufzählet und gleichſam der Einbildungskraft einzeln vorführet. Wenn unſer Gedächtniſs mit einfachen Vorſtellungen durch die Sinne und die Reflexion bereichert iſt, und wir durch den Gebrauch ihre Sprachzeichen gelernt haben, ſo können wir durch die letzten jeden beliebigen zuſammengeſetzten Begriff einem andern vorſtellig machen, ſo daſs er in demſelben ſich nichts anders, als ihm ſchon bekannte Vorſtellungen mit denſelben Sprachzeichen, als wir, vorſtellet. Denn alle zuſammengeſetzte Begriffe laſsen ſich in einfache Vorſtellungen auflöſen, wenn auch ihre nächſten Beſtandtheile wieder zuſammengeſetzte Begriffe ſind. So enthält z. B. der Begriff, den

das

das Wort Lüge bezeichnet, folgende Bestandtheile: articulirte Töne, gewisse Vorstellungen in dem Gemüthe des Sprechenden, Worte zur Bezeichnung derselben und eine von dem Sinn des Sprechenden abweichende Verbindung der Worte durch Bejahung oder Verneinung. Eben das kann mit allen zusammengesetzten Begriffen geschehen, ihre Bestandtheile mögen einfach oder zusammen gesetzt seyn, so können sie doch zuletzt in einfache Vorstellungen aufgelöst werden, und diese sind die Materialien aller Erkenntnifs, alles möglichen und wirklichen Denkens. Wie grundlos die Besorgnifs sey, der menschliche Verstand möchte dadurch auf eine zu dürftige Anzahl von Vorstellungen eingeschränkt werden, erhellet schon daraus, wenn man die unzählbare Menge von einfachen Bestimmungen, welche die Zahl und die Figur darbieten, betrachtet. Und wie wenig man Armuth in Ansehung der gemischten Bestimmungen zu befürchten habe, läfst sich schon daraus schliefsen, dafs sie mannichfaltige Verbindungen der einfachen Vorstellungen und ihrer Modificationen sind. Noch vor Beendigung dieses Werks wird es Jedermann einleuchtend werden, dafs er zur Ausbreitung seines Denkens einen nur zu grofsen Spielraum hat, wenn gleich alle Gedanken auf einfache Vorstellungen zurückkommen und die letzten nur durch die

Sin-

Sinne, die Reflexion und ihre verschiedene Verbindungen entstehen.

§. 10.

Es verdient eine eigne Untersuchung, welche einfachen Vorstellungen am meisten modificiret, und aus welchen die meisten gemischten Bestimmungen gebildet und in Worte gefasst sind. Es sind diese drei, das Denken, die Bewegung (welche alle Thätigkeiten in sich fassen); Vermögen und Kraft, als Grund dieser Thätigkeiten. Thätigkeit bezeichnet den grossen Wirkungskreis der Menschen, und das einzige Object, worauf sich Gesetze beziehen. Es ist daher ganz natürlich, dass die mannichfaltigen Modificationen des Denkens und der Bewegung beobachtet, in Begriffe gefasst, in dem Gedächtniss aufbewahret, und mit Worten bezeichnet wurden. Hierauf beruhet die Möglichkeit aller Gesetze; ohne das könnten Laster und Unordnungen nicht in Schranken gehalten werden, und überhaupt keine Verbindungen unter Menschen bestehen. Um deswillen haben sie die verschiedenen Modificationen der Thätigkeit in Rücksicht auf ihre Ursachen, Mittel, Objecte, Zwecke, Werkzeuge, Zeit und Ort und andere Umstände, u. s. w. auch die Vermögen dazu in Begriffe gefasst und mit Wor-

Worten bezeichnet. So iſt Dreuſtigkeit das Vermögen vor andern ohne Furcht und Verlegenheit auf beliebige Art zu handeln und zu ſprechen; für die Dreuſtigkeit im Reden haben die Griechen ein eignes Wort παῤῥησια. Das Vermögen, etwas zu thun, heiſst **Fertigkeit**, wenn es durch öftere Wiederholung derſelben Handlung erworben iſt; **Heng** aber, wenn es bei jeder Gelegenheit in wirkliche That auszubrechen ſucht.

§. 11.

Einige Worte ſcheinen eine Thätigkeit anzuzeigen, bezeichnen aber bloſs eine Wirkung.

Das Vermögen iſt die Quelle aller Thätigkeit. Wenn die Subſtanz, welche ein Vermögen beſitzt, daſſelbe durch eine Handlung äuſſert, ſo heiſst ſie **Urſache**. **Wirkungen** ſind aber die Subſtanzen oder die Objecte einfacher Vorſtellungen, welche durch die Kraftäuſſerung in einem Dinge hervorgebracht werden. Die Thätigkeit, wodurch eine neue Subſtanz oder Vorſtellung hervorgebracht wird, heiſst in dem wirkenden Subjecte eine **Handlung**, in dem erzeugten oder veränderten Objecte aber ein **Leiden**. So mannichfaltig nun aber auch die Thätigkeiten, und faſt unendlich verſchieden die Wirkungen ſind, ſo laſſen

sie sich doch bei denkenden Wesen nur als Modificationen des Denkens und Wollens, und bei körperlichen Substanzen als Modificationen der Bewegung denken. Denn ich muss gestehen, dass ich ausser dieser von keiner Thätigkeit, welche Wirkungen hervorbringt, einen Begriff habe, und jede andre Kraft ist so weit ausser dem Kreise meines Vorstellens, Denkens und Erkennens und so unbekannt, als fünf andere Sinne für mich oder die Farben für einen Blinden sind. Daher zeigen viele W o r t e, welche seine Thätigkeit zu bezeichnen scheinen, gar keine Handlung oder Wirkungsart sondern nur die Wirkung mit gewissen Umständen der wirkenden Ursache, und des leidenden Subjects an. So enthält z. B. das Wort Schöpfung, Zernichtung keine Vorstellung von der Handlung oder Wirkungsart, sondern nur von der Wirkung und der Ursache. Wenn der Bauer sagt, die Kälte macht das Wasser gefrieren, so wird dadurch nur die Wirkung, dass das Wasser, welches vorher flüssig war, nun hart und dichte ist, aber nicht die Wirkungsart, wodurch das geschieht, angezeigt.

§. 12.

Es ist wohl überflüssig, hier noch zu bemerken, dass, obgleich Kraft und Thätigkeit den

den gröfsten Theil der gemeinften und durch Worte bezeichneten gemifchten Beftimmungen ausmachen, doch andre einfache Vorftellungen nebft ihren Verbindungen dabei nicht ausgefchloffen find. Noch weit weniger nothwendig ift es aber, alle gebildete und mit Worten bezeichnete gemifchte Beftimmungen aufzuzählen, denn da müfste man ein Wörterbuch der meiften in den Wiffenfchaften vorkommenden Worte fchreiben. Mein gegenwärtiger Zweck erfoderte nur fo viel, dafs ich die Begriffe von gemifchten Beftimmungen erklärte und zeigte, wie fie entftehen, und dafs fie aus den einfachen Vorftellungen der Sinnlichkeit und der Reflexion gebildet werden. Und diefs ift, wie ich hoffe, gefchehen.

Drei und zwanzigftes Kapitel.

Von unfern zufammengefezten Begriffen der Subftanzen.

§. 1.

Wie die Begriffe von Subftanzen entftehen.

Indem dem Verftande, wie fchon erklärt worden, eine grofse Anzahl von einfachen

Vorſtellungen, theils durch die Sinne, inſofern ſie an äuſſern Objecten angetroffen werden, theils durch die Reflexion über die Wirkungen der Seele zugeführet werden, ſo bemerkt er auch, daſs eine gewiſſe Anzahl einfacher Vorſtellungen immer mit einander vergeſellſchaftet iſt. Dieſe werden in ein Subject vereiniget und zu deſto geſchwindern Mittheilung der Gedanken mit einem einzigen Wort bezeichnet, weil man vorausſezt, daſs ſie einem Dinge angehören, und weil die Worte ſich nach der gemeinen Vorſtellungsart richten. Dieſe Begriffe ſind eigentlich Verbindungen mehrerer Vorſtellungen, aber aus Mangel an Aufmerkſamkeit werden ſie als einfache Begriffe betrachtet. Denn da wir uns nicht vorſtellen können, wie dieſe einfachen Vorſtellungen an ſich ſubſiſtiren können, ſo gewöhnen wir uns, ein gewiſſes Subſtrat vorauszuſetzen, in welchem ſie beſtehen, und woher ſie entſpringen, welches wir dann eine Subſtanz nennen. *)

§. 2.

*) Locke handelt in dieſem Kapitel nicht von der Subſtanz überhaupt, ſondern von den Arten derſelben; und zeigt, wie wir zu Begriffen von den leztern gelangen. Da aber das Hauptmerkmal dieſer zuſammengeſetzten Begriffe der Begriff Subſtanz iſt — ein Begriff, von welchem Locke geſteht

§. 2.

Von dem Begriff Subſtanz überhaupt.

Wenn man alſo über den Begriff von der bloſsen Subſtanz überhaupt nachdenkt, ſo wird man finden, daſs er nichts anders enthält, als die Vorausſetzung von einem unbekannten Etwas, welches denjenigen Eigenſchaften, welche vermögend ſind, Vorſtellungen in uns zu erzeugen, und gewöhnlich Accidenzen genennt werden, zum

 Grun-

geſteht, daſs er ſich weder aus der Empfindung noch aus der Reflexion erklären laſſe, 1 B 4 Kap. §. 18; deſſen Realität er auf keine andre Art begründen kann, als daſs er ſagt, wir wären genöthiget, ein Subſtrat der einfachen Vorſtellungen vorauszuſetzen, weil ſie nicht an ſich ſubſiſtiren können, 2 B. 23 K. §. 1.; ſo war es kein Wunder, wenn er ſchon von Zeitgenoſſen beſchuldiget wurde, er mache den objectiven Gebrauch dieſes Begriffs verdächtig, indem er ihn blos auf ſubjective Vorſtellung und Gewohnheit gründe. Gegen dieſe Beſchuldigung vertheidigte ſich dieſer Philoſoph durch die Unterſcheidung zwiſchen der Subſtanz und dem Begriff derſelben. Daſs es Subſtanzen in der Welt gebe, wolle er weder leugnen noch bezweifeln, nur behaupte er, daſs man keinen deutlichen Begriff von dem habe, was eine Subſtanz ſey.

Grunde liegt. Auf die Frage: was ist das Subject von den Farben und der Schwere, kann man nichts anders antworten, als: die dichten ausgedehnten Theile. Aber was ist das Subject von der Dichtheit und Ausdehnung? Bei dieser Frage wird man eben so in Verlegenheit seyn, als jener Indianische Philosoph, der behauptete, die Welt werde von einem grossen Elephanten getragen. Als er gefragt wurde, worauf der Elephant ruhe, so gab er zur Antwort auf einer grossen Schildkröte. Man drang von neuem in ihn, was diese Schildkröte mit ihrem breiten Rücken unterstüze; er erwiederte: es sey etwas, von dem er nicht wisse, was es sey. Und so sprechen auch wir in allen Fällen, wo wir mit den Worten keine klaren und bestimmten Begriffe verbinden, wie die Kinder, welche auf die Frage, was eine Sache sey, die sie nicht kennen, sogleich diese nur für sie befriedigende Antwort geben; es sey ein Etwas. Allein dieser Ausdruck, von Kindern oder Männern gebraucht, bedeutet doch in der That nicht mehr, als das sie nicht wissen, was die Sache ist; und wenn sie auch vorgeben sie zu kennen, so haben sie doch keinen deutlichen Begriff davon. Der Begriff, den wir mit dem Wort Substanz bezeichnen, bedeutet also nichts anders, als das vorausgesetzte aber unbekannte Subject der Eigenschaften, welche wir in der Erfahrung fin-

finden, und die wir uns nicht ohne etwas Subsistirendes, in welchem sie enthalten sind, denken können.

§. 3.

Von den Arten der Substanzen.

Wenn auf diese Art der dunkle und relative Begriff von der Substanz überhaupt gebildet ist, so gelangen wir zu Begriffen von besondern Arten von Substanzen, indem wir diejenigen einfachen Vorstellungen in einen Begriff zusammenfassen, welche nach der äussern Erfahrung und Wahrnehmung zusammen existieren, und wie man vorausfezt, aus der innern besondern Einrichtung, oder aus dem unbekannten Wesen dieser Substanz entspringen. So entstehen z. B. die Begriffe von einem Menschen, einem Pferde, von Gold, Wasser u. s. w. Ich berufe mich auf eines jeden Menschen Erfahrung, ob wir von diesen Substanzen einen andern klaren Begriff haben, als dass die Objecte gewisser einfachen Vorstellungen zugleich mit einander existiren. Die Verbindung der beständigen an dem Eisen und dem Diamant wahrnehmbaren Eigenschaften macht den wahren zusammengesezten Begriff von diesen Substanzen aus, welche ein Schmid und Juwelirer besser kennt, als ein Philosoph,

so viel auch der letzte von substanziellen Formen schwatzt. Dabei ist aber noch zu bemerken, dass ausser dem Inbegriff von allen diesen einfachen Vorstellungen, noch ein dunkler Begriff von einem Etwas, welchem jene angehören und worin sie ihr Daseyn haben, in den zusammengesetzten Begriffen von Substanzen enthalten ist. Wenn man daher von einer Art von Substanz spricht, so sagt man allezeit, sie sey ein Ding mit diesen oder jenen Eigenschaften; z. B. ein Körper ist ein Ding, welches Ausdehnung, Gestalt und Beweglichkeit besitzt; ein Geist ist ein Ding, welches das Vermögen zu denken hat. So sagt man: die Härte, die Zerreiblichkeit, und das Vermögen das Eisen anzuziehen sind die Eigenschaften, welche an einem Magnet gefunden werden. Diese und ähnliche Ausdrücke beweisen, dass die Substanz allezeit als ein von der Ausdehnung, der Gestalt, der Dichtheit, Bewegung, dem Denken und andern Eigenschaften verschiedenes Etwas gedacht wird, ob wir gleich nicht wissen, was es ist.

§. 4.

Von der Substanz überhaupt hat man keinen deutlichen Begriff.

In jedem Begriff einer körperlichen Substanz, z. B. Pferd, Stein, denken wir uns blos die

die Verbindung von verschiedenen einfachen Begriffen der sinnlichen Eigenschaften, welche wir gewöhnlich an diesen Dingen vereiniget finden. Allein weil wir nicht begreifen können, wie diese Eigenschaften für sich abgesondert, oder eine in der andern existiren können, so nehmen wir an, dass sie in einem gemeinschaftlichen Subjecte existiren und gegründet sind. Dieses Gegründetseyn drücken wir durch das Wort Substanz aus. Dass wir davon und von dem als Substrat vorausgesezten Dinge keinen klaren deutlichen Begriff haben, ist einleuchtend.

§. 5.

Eben so ist es mit den Wirkungen der Seele, z. B. dem Denken, Schliessen. Da es für uns ungedenkbar und unbegreiflich ist, dass sie für sich selbst bestehen, und wie sie dem Körper angehören oder durch denselben hervorgebracht werden können, so denken wir sie uns als Handlungen einer andern Substanz, die wir Geist nennen. Hieraus erhellet, dass der Begriff von der Substanz des Geistes so klar ist, als der von der Substanz eines Körpers. Denn unter diesem stellen wir uns ein Etwas, in welchem die Eigenschaften, welche unsre Sinnen afficiren, unter jenem aber ein Etwas

vor, in welchem das Denken, das Erkennen, Zweifeln u. s. w. gegründet ist; das eine denken wir uns als das Substrat der einfachen Vorstellungen, welche wir von aussen erhalten, das andre als das Substrat der Thätigkeiten, welche wir in unserm Innern wahrnehmen, ohne von dem einen oder dem andern eine bestimmte Erkenntnifs zu haben. Es ist also klar, dafs der Begriff von einer körperlichen oder materiellen Substanz eben so weit von unsrer Erkenntnifs und Einsicht entfernt ist, als der von einer geistigen Substanz oder einem Geiste. Deswegen darf man aber eben so wenig von dem Mangel eines bestimmten Begriffs von der Substanz eines Geistes, auf das Nichtdaseyn desselben schliefsen, als man aus diesem Grunde die Existenz der Körper leugnen darf. Das eine wäre so wenig vernünftig als das andre.

§. 6.

Von den Arten der Substanzen.

Von welcher Art daher auch das verborgene Wesen der Substanz überhaupt seyn mag, so sind doch alle unsre Begriffe von einzelnen besondern Substanzen nur verschiedene Verbindungen einfacher Vorstellungen, deren Objecte in dem, obgleich nicht erkannten Grunde ihrer Vereinigung und der Subsi-

stenz

stenz des Ganzen, zusammen existiren. Durch solche Verbindungen der Begriffe allein stellen wir uns besondre Arten von Substanzen vor. Von der Art sind die Begriffe von Mensch, Pferd, Sonne u. s. w. Jeder, der diese Worte in einer ihm verständlichen Sprache höret, verknüpft damit in seinem Verstande diejenigen einfachen Vorstellungen, von welchen er glaubt dass sie nach Erfahrung oder Einbildung zusammen existieren, und in dem unbekannten gemeinschaftlichen Subject, welches keinem andern Dinge angehöret, gegründet und enthalten sind. Was ist z. B. der Begriff der Sonne anders, als die Vereinigung verschiedener einfacher Begriffe, des Lichts, der Hitze, der runden Gestalt, der beständigen regelmässigen Bewegung, einer gewissen Entfernung von uns und vielleicht noch anderer Merkmale, je nachdem derjenige, der über die Sonne denkt oder spricht, mehr oder weniger sorgfältig in Beobachtung der Merkmale war, welche an dem Dinge, was er Sonne nennt, angetroffen werden.

§. 7.

Vermögen und Kräfte machen einen grossen Theil unsrer zusammengesetzten Begriffe von Substanzen aus.

Derjenige hat den vollkommensten Begriff von einer einzelnen Art der Substanzen, der

die

die meisten in ihr enthaltenen einfachen Vorstellungen gesammlet und verknüpft hat. Darunter müssen und können auch der Kürze wegen füglich die thätigen und leidenden Vermögen gerechnet werden, ob sie gleich eigentlich keine einfachen Vorstellungen sind. So ist das Vermögen das Eisen anzuziehen ein Bestandtheil des zusammengesetzten Begriffs des Magnets, und das Vermögen vom Magnet angezogen zu werden, ein Merkmal des Eisens, indem diese Vermögen für innere Eigenschaften dieser Objecte gelten. Denn jede Substanz kann durch die Kräfte, die wir an ihr beobachten, sowohl gewisse wahnehmbare Eigenschaften in andern Dingen verändern, als dadurch unmittelbar gewisse einfache Vorstellungen in uns erzeugen, und offenbaret durch jenes gewisse Kräfte, welche eben so regelmässig unsre Sinne mittelbar afficieren, als es ihre wahrnehmbaren Eigenschaften unmittelbar thun. So empfinden wir z. B. an dem Feuer unmittelbar durch die Sinne seine Hitze und Farbe, welche im eigentlichen Sinne nichts anders als Vermögen des Feuers sind, diese Vorstellungen zu erzeugen. Die Wahrnehmung der Farbe und der Zerbrechlichkeit der Holzkohle leitet uns auf die Erkenntniss eines andern Vermögens des Feuers, nemlich die Farbe und die Festigkeit des Holzes zu verändern. Durch das erstere entdeckt uns das Feuer unmittelbar durch das leztere mit-

tel

telbar diese verschiedenen Kräfte, die wir daher als zum Inbegriff der Eigenschaften desselben gehörig betrachten und in den zusammengesetzten Begriff aufnehmen. Denn alle für uns erkennbare Vermögen beziehen sich zuletzt nur allein auf solche Veränderung wahrnehmbarer. Beschaffenheiten in den Objecten, worauf sie wirken, wodurch diese neue Vorstellungen in uns veranlaſst werden. Aus diesem Grunde rechne ich diese Vermögen unter die einfachen Vorstellungen, welche den Inhalt der zusammengesetzten Begriffe von Substanzen ausmachen, ob sie gleich an sich betrachtet wirklich zusammengesetzte Begriffe sind, und bitte die Leser, es in diesem weitern Sinne zu verstehen, wenn die Vermögen hier unter den einfachen Vorstellungen vorkommen. Denn ihre Betrachtung ist zum deutlichen Begriff von den verschiedenen Arten der Substanzen nothwendig,

§. 8.

Und darüber darf man sich nicht wundern, weil die abgeleiteten Eigenschaften der Substanzen vorzüglich dazu dienen, um sie von einander zu unterscheiden, und daher meistentheils einen beträchtlichen Bestandtheil dieser zusammengesetzten Begriffe ausmachen. Denn da wir uns oft von den Sinnen verlassen sehen, um die Gröſse, die Verbindungsart und die Gestalt der kleinen Bestandtheile der Körper zu entdecken,

cken, von welchen ihre reale Einrichtung und ihr Unterſchied abhängt, ſo ſind wir genöthiget, ihre abgeleiteten Eigenſchaften als characteriſtiſche Merkmale zu brauchen, um Begriffe von ihnen zu bilden, und ſie unter einander zu unterſcheiden. Alle abgeleitete Eigenſchaften ſind aber nichts anders, als bloſse Vermögen. *) Die Farbe und der Geſchmack ſowohl als die Schlaf erweckende und Schmerz ſtillende Kraft des Opiums ſind Vermögen, welche in den urſprünglichen Eigenſchaften deſſelben gegründet ſind, und wodurch es auf verſchiedene Art auf verſchiedene Theile des menſchlichen Körpers wirken kann.

§. 9.

Die zuſammengeſetzten Begriffe von körperlichen Subſtanzen beſtehen aus drei Arten von Begriffen. Erſtlich gehören dahin die Begriffe von den urſprünglichen Eigenſchaften der Dinge: Zweitens die abgeleiteten Eigenſchaften (II Buch. 8 Kap. §. 23.) Drittens die Fähigkeit einer Subſtanz, ſolche Modificationen in den urſprünglichen Eigenſchaften hervorzubringen oder anzunehmen, daſs ſie dadurch andere Vorſtellungen in uns erzeugen, oder die ſo genannten thätigen und leidenden Vermögen, welche ſich, in ſo weit wir ſie kennen,

*) II B. 8 K. §. 23.

nen, auf die sinnlichen einfachen Vorstellungen zurückführen lassen. Denn was für Kräfte auch ein Magnet besäfse die feinsten Bestandtheile des Eisens zu verändern, so würden wir doch nicht das geringste davon wissen, wenn sie uns nicht die wahrnehmbare Bewegung des Eisens entdeckte. Und ohne Zweifel giebt es unzähliche Veränderungen, welche die bekanntesten Körper in einander hervorbringen können, deren Vermögen wir aber nicht einmal ahnden, weil sie sich durch keine Wirkungen in der Sinnenwelt äufsern.

§. 10.

Die Vermögen machen daher mit Recht einen grofsen Theil unsrer zusammengesetzten Begriffe von Substanzen aus. Wenn man den Begriff vom Golde zergliedert, so wird man finden, dafs verschiedene Theilvorstellungen nur Vermögen sind, z. B. das Vermögen im Königswasser aufgelöfst und im Feuer geschmolzen zu werden, ohne zu verfliegen. Diese Merkmale sind zum Begriff des Goldes so unentbehrlich, als seine Farbe und sein Gewicht, welche nach richtigen Begriffen auch nichts anders als verschiedene Vermögen sind. Denn eigentlich ist die gelbe Farbe nicht wirklich im Golde, sondern nur das Vermögen diese Vorstellung durch Afficirung der Augen bei erforderlichem Lichte hervorzubringen. Die

Hitze,

Hitze, welche vom Begriff der Sonne unzertrennlich ist, ist eben so wenig etwas reales in der Sonne, als die weisse Farbe, welche sie dem Wachse mittheilt. Beides sind nur Vermögen durch die Bewegung und Gestalt der nicht anschaulichen Theile auf den Menschen und auf das Wachs zu wirken, und in dem ersten Falle die Empfindung der Hitze in dem andern die Vorstellung von der weissen Farbe hervorzubringen.

§. 11.

Die abgeleiteten Eigenschaften, welche wir jetzt in den Körpern wahrnehmen, würden verschwinden, wenn wir die ursprünglichen Eigenschaften der kleinsten Bestandtheile entdecken könnten.

Wären unsre Sinne fein genug, die kleinsten Bestandtheile der Körper zu unterscheiden, und die wahre innere Einrichtung zu entdecken, von welcher ihre sinnlichen Eigenschaften abhängen, so würden die Körper ohne Zweifel ganz andre Vorstellungen in uns erzeugen. Die gelbe Farbe des Goldes würde dann verschwinden, und an deren statt ein bewundernswürdiges Gewebe der Theile von gewisser Grösse und Gestalt unsern Augen sich darstellen. Davon

von überzeugen uns die Microscope offenbar. Denn was sich unsern blossen Augen unter einer gewissen Farbe zeigt, erscheint den bewaffneten als ein ganz andres Ding, und indem diese Vergrösserungsgläser gleichsam die Grössenverhältnisse der kleinen Bestandtheile in gefärbt erscheinenden Objecten verändern, so gehen auch ganz andre Vorstellungen hervor. So ist der Sand und geschmolzenes Glas, durch ein Microscop gesehen, durchsichtig, da sie den blossen Augen als weiss und undurchsichtig erscheinen; und das Haar verliert seine vorige Gestalt; es ist grösstentheils durchsichtig und mit hellfunkelnden Farben von der Art vermischt, als Diamante und andere durchsichtige Körper zurückwerfen. Das Blut erscheint dem blossen Auge völlig roth; aber durch ein gutes Microscop, welches seine kleinern Theile darstellt, erblicken wir nur einige rothe Kügelchen, welche auf einer durchsichtigen Flüssigkeit schwimmen. Und wer weiss, wie diese Kügelchen erscheinen würden, wenn man Gläser hätte, welche 1000 oder 10000 mal mehr vergrösserten?

§. 12.

Der unendlich weise Schöpfer der Menschen und aller Dinge hat unsre Sinne, Werkzeuge und Vermögen der Seele den Bedürfnissen und Beschäftigungen dieses

Lebens angepaſst. Wir ſind durch unſre Sinne in den Stand geſetzt, die Dinge zu erkennen, zu unterſcheiden, und ſie in ſo weit zu erforſchen, als es ihre Benutzung zu unſern Zwecken und zur Befriedigung der Bedürfniſse dieſes Lebens erfodert. Unſre Einſicht in ihre wunderbare Einrichtung und Wirkungen iſt ausgebreitet genug, um die Weisheit, Allmacht und Güte ihres Urhebers zu bewundern. Es fehlt uns nicht an Mitteln zu dieſer, unſrem gegenwärtigen Zuſtand angemeſſenen Erkenntniſs. Aber es war, wie es ſcheint, nicht Gottes Abſicht, uns eine vollkommne deutliche und vollſtändige Erkenntniſs davon zu geben, und ſie lag vielleicht ganz auſser dem Faſſungskreiſe eines endlichen Weſens. Wären unſre Sinne anders eingerichtet, ſchärfer und lebhafter, ſo würde die Auſſenſeite der Dinge uns unter einer ganz andern Geſtalt erſcheinen, aber auch, wie ich glaube mit unſerm Daſeyn oder zum wenigſten mit unſerm Wohlſeyn auf dieſem für unſern Aufenthalt beſtimmten Theil der Welt nicht zuſammenſtimmen. Wer erwäget, daſs unſre Organiſation nicht leicht eine Verſetzung in eine etwas höhere Luftregion verträgt, als die iſt, in der wir gewöhnlich athmen, wird ſchon darin einen überzeugenden Grund finden, daſs der weiſseſte Urheber der Natur, die zur Wohnung der Menſchen beſtimmte Erdkugel für unſre Organe zweckmäſſig eingerichtet und

ſo-

sowohl die Organe, als die Körper, die jene afficieren, zu einander angepaſst hat. Was für unaufhörliches Geräusch würde uns zerstreuen, wenn unser Gehörsinn tausendmal feiner wäre? In der ruhigsten Einsamkeit würde man weniger schlafen und nachdenken können, als in der Mitte eines Seegefechts. Ja wenn das Gesicht, der fruchtbarste Sinn, 1000 oder 10000 mal schärfer wäre, als er es jetzt durch das beste Vergröſserungsglas ist, so würden Objecte, die mehrere Millonenmal kleiner sind, als das jetzt sichtbare kleinste Object, für das bloſse Aug anschaulich seyn, und man würde in eben dem Verhältniſs der Entdeckung des Zusammenhangs und der Bewegung der kleinsten Bestandtheile der Körper näher kommen, ja wohl gar die innere Einrichtung von einigen erkennen. Allein ein solcher Mensch würde in einer ganz andern Welt seyn und jedes Object ihm ganz anders erscheinen, als den übrigen Menschen. Und ich zweifle, ob er bei der gänzlichen Verschiedenheit der Erscheinungen mit andern über sichtbare Gegenstände sprechen oder sich über die Farben unterhalten könnte. Und vielleicht könnte ein so feines und scharfes Gesicht den hellen Sonnenschein, ja nicht einmal das helle Tageslicht aushalten, und dabei doch nur einen sehr kleinen Theil eines Objects auf einmal und zwar nur in der Nähe auffaſsen. Wenn ein Mensch vermöge solcher mikroscopi-

schen Augen (wenn ich sie so nennen darf) mehr als gewöhnlich in den ursprünglichen und verborgenen Bau der Körper eindringen könnte, so würde er doch nicht viel dabei gewinnen, wofern nicht sein scharfes Gesicht sein Führer auf dem Markt und auf der Börse seyn, und wenn er nicht, wie andre Menschen, durch dieselben sinnlichen Eigenschaften diejenigen Dinge, welche er fliehen oder mit denen er sich beschäftigen soll, in der gehörigen Entfernung unterscheiden könnte. Wenn einer ein so scharfes Gesicht hätte, dass er die Bildung der kleinsten Theile einer Feder in der Uhr sehen, und beobachten könnte, von welchem Bau und Triebwerk ihre elastische Bewegung abhienge, der würde unstreitig manches Wunderbare entdecken; allein das alles würde keine Wohlthat für ihn seyn, wenn er nicht zugleich den Zeiger und die Ziffern auf der Platte übersehen, und dadurch in der Ferne erkennen könnte, um welche Uhr es ist; wenn über der Entdekung der verborgenen Einrichtung dieser Maschine und ihrer Theile die Anwendung derselben zu seinem Nutzen unmöglich würde.

§. 13.

Man erlaube mir hier eine kleine Abschweifung zu machen, und eine Vermuthung mitzutheilen. Wenn man Erzählungen solcher Dinge, von welchen die Philosophie keine Wissen-

senschaft hat, Glauben beimessen darf, so hat man einigen Grund anzunehmen, dass die Geister Körper von verschiedener Grösse, Gestalt und Bildung annehmen können. Es fragt sich also, ob nicht der grosse Vorzug, den einige vor uns haben, darin besteht, dass sie die Organe der Sinnlichkeit und des Vorstellens, so bilden und modificiren können, als ihr jedesmaliger Zweck und die Beschaffenheit des Objects, das sie betrachten wollen, erfodert? Denn wie sehr würde nicht derjenige Mensch alle andere in der Erkenntniss übertreffen, der nur das Vermögen besässe, den Bau eines einzigen Sinnes, z. B. der Augen, so zu modificiren, dass er aller Grade des Sehens empfänglich würde, die uns die zufällige Erfindung künstlicher Augengläser bekannt gemacht hat? Was für Wunder würde er entdecken, wenn er sein Gesichtsorgan allen Arten von Objecten anpassen könnte, dass er z. B. die Gestalt und Bewegung der kleinsten Theile des Blutes und andrer thierischer Säfte so deutlich betrachten könnte, als er zu einer andern Zeit die äussere Bildung und Bewegung der Thiere wahrnimmt. Aber für uns in unsrer jetzigen Lage würden unveränderliche Organe von der Beschaffenheit, dass sie die Gestalt und Bewegung der kleinsten Theile der Körper, von welchen die wahrnehmbaren sinnlichen Eigenschaften abhängen, vielleicht von keinem Nutzen seyn. Gott hat sie

ohne Zweifel so eingerichtet, wie sie für uns in unserm gegenwärtigen Zustand, am besten sind. Er hat uns für die uns zunächst umgebenden Körper, mit denen wir zu thun haben, zweckmäſsig ausgerüstet: und können wir gleich durch unsre Seelenkräfte keine vollkommne Erkenntniſs der Dinge erlangen, so sind sie doch für die oben erwähnten Zwecke, die uns am meisten interessiren, zureichend. Man verzeihe mir diese seltsame Vorstellung von der Erkenntniſsart der über uns erhabnen Wesen; so ausschweifend sie aber auch vielleicht scheint, so zweifle ich doch, ob wir davon auf eine andere Art als nach der Analogie unsrer Erkenntniſsart etwas vermuthen können. Ungeachtet es unläugbar ist, daſs die unendliche Weisheit und Allmacht Gottes Wesen mit tausend andern Vorstellungsvermögen und Erkenntniſswegen, als die unsrigen sind, erschaffen konnte, so sind doch unsre Gedanken in dem Kreise unsrer Fähigkeiten eingeschränkt, und wir können selbst bei unsern Muthmaſsungen nicht über die Vorstellungen hinaus gehen, welche wir durch unsere eigne Sinne und Reflexion erhalten. Zum wenigsten darf uns die Hypothese, daſs die Engel zuweilen Körper annehmen, nicht befremden, da die ältesten und gelehrtesten Kirchenväter, wie es scheint, annehmen, daſs sie Körper haben. So viel ist gewiſs, daſs ihr Zustand

stand und ihre Erkenntnissart kein Gegenstand unsrer Erkenntniss ist.

§. 14.

Zusammengesetzte Begriffe von Substanzen.

Doch wir kehren zu unserm Gegenstande zurück, nehmlich zu unsern Begriffen von den Substanzen und der Art und Weise, wie wir sie erlangen. Ich behaupte also, dass unsre Artbegriffe von Substanzen nichts anders sind, als Verbindungen einer gewissen Anzahl von einfachen Vorstellungen, deren Objecte als in einem Dinge vereiniget betrachtet werden. Ob nun diese Begriffe und ihre Benennungen gleich gewöhnlich für einfache gelten, so sind sie doch in der That zusammengesetzt. So enthält der Begriff, welchen das Wort Schwan andeutet, folgende Vorstellungen: weisse Farbe, ein langer Hals, rother Schnabel, schwarze Schenkel, ungetrennte Füsse, eine bestimmte Grösse aller dieser Theile, die Fähigkeit in dem Wasser zu schwimmen, und einen gewissen Laut hervorzubringen; und vielleicht noch mehrerer eigenthümliche Merkmale, welche ein Mann durch vieljährige Beobachtung entdecken kann. Alle diese Merkmale, welche sich auf sinnliche einfache Vorstellungen

zurückführen lassen, sind in einem gemeinschaftlichen Subjecte vereiniget.

§. 15.

Der Begriff von geistigen Substanzen ist so klar, als der von körperlichen Substanzen.

Ausser den zusammengesetzten Begriffen von materiellen sinnlichen Substanzen, von denen ich bisher geredet habe, können wir auch aus den einfachen Begriffen von den Wirkungen der Seele, welche wir täglich in uns beobachten, als dem Denken, Wollen, Erkennen, Handeln und welche zusammen in einem Subjecte existieren, den zusammengesetzten Begriff von einem immateriellen Geiste bilden. Die Verbindung dieser Vorstellungen in einen Begriff gewährt uns einen so klaren Begriff von immateriellen Substanzen als von materiellen. Denn wenn wir die Begriffe vom Denken und Wollen, oder dem Vermögen, den Körper in Bewegung oder Ruhe zu setzen verknüpfen, und mit der Substanz verbinden, von der wir keinen deutlichen Begriff haben, so erhalten wir den Begriff von einen immateriellen Geiste, und die Verbindung der Begriffe vom Zusammenhange dichter Theile und dem Vermögen der Beweglichkeit mit der Substanz, von der wir eben so wenig einen positiven Begriff haben, giebt den Begriff von einer materiellen Substanz. Der

eine

eine Begriff ist so klar und deutlich, als der andre, und so ist es auch mit den Bestandtheilen beider. Denn in beiden Fällen haben wir einen gleich dunkeln oder eigentlich gar keinen Begriff von der Substanz; sie ist nur ein vorausgesetztes Etwas, das wir nicht kennen, in welchem die Accidenzen gegründet sind. — Nur aus Mangel an Reflexion kann man glauben, die Sinne stellten uns nur materielle Dinge dar. Jede Anschauung führt uns, wenn sie gehörig erwogen wird, eben so klar auf geistige als auf körperliche Wesen. Denn indem ich durch das Sehen und Hören erkenne, dafs ausser mir ein körperliches Wesen der Gegenstand dieser Vorstellung ist, so weifs ich mit noch mehr Gewifsheit, dafs in mir ein geistiges Wesen ist, welches siehet und höret. Ich mufs mich nothwendig davon überzeugen, dafs dieses keine Wirkung der blofsen empfindungslosen Materie ist, und dafs es ohne ein denkendes immaterielles Wesen gar nicht seyn würde.

§. 16.

Der zusammengesetzte Begriff eines Wesens, dem Ausdehnung, Gestalt, Farben und andre sinnliche Beschaffenheiten zukommen, welches alles ist, was wir von der körperlichen Substanz wissen, bringt uns dem Begriff der Substanz an sich so wenig näher, als wenn wir

gar nichts davon wüſsten. Und vielleicht wird es ſich nach einer ſorgfältigern Unterſuchung ausweiſen, daſs man ungeachtet aller vermeinten innigern Bekanntſchaft mit der Materie und ihren Eigenſchaften, doch nicht mehrere noch deutlichere Begriffe von den Grundeigenſchaften der Körper als von denen eines immateriellen Geiſtes hat.

§. 17.

Die Hauptmerkmale, welche dem Körper im Gegenſatze mit einem Geiſte zukommen, iſt der Zuſammenhang der dichten, folglich trennbaren Theile und das Vermögen, die Bewegung durch den Stoſs mitzutheilen. Dieſes ſind, wie ich glaube, die urſprünglichen, dem Körper eigenthümlichen Begriffe, denn die Geſtalt iſt nur eine Folge der begrenzten Ausdehnung.

§. 18.

Die eigenthümlichen Merkmale des Begriffs eines Geiſtes ſind das Denken und Wollen, oder das Vermögen, den Körper durch Vorſtellungen in Bewegung zu ſetzen, und die Freiheit welche eine Folge davon iſt. Denn ſo wie ein Körper einem andern ruhenden bloſs durch den Stoſs Bewegung mittheilen kann,

ſo

so kann die Seele Körper in Bewegung oder Ruhe durch die Willkühr setzen. Die Begriffe von der Existenz, Dauer und Beweglichkeit gehören sowohl dem Körper als dem Geiste an.

§. 19.

Ich sehe keinen Grund, warum man es befremdend finden sollte, dass ich die Beweglichkeit auch zu einem Merkmal des Geistes machte. Denn da der Begriff der Bewegung nichts anders als die Veränderung des Abstands von andern Dingen enthält; da die Geister so gut, als die Körper, nur da wirken können, wo sie sind, und es ausgemacht ist, dass sie zu verschiedenen Zeiten in verschiedenen Räumen wirken, so muss man die Veränderung der Raumverhältnisse allen endlichen Geistern — denn von dem Unendlichen ist hier die Rede nicht — nothwendig beilegen. Meine Seele ist so gut als der Körper, ein reales Wesen, und sie kann eben so, wie der Körper den Abstand von andern Dingen verändern, sie ist also einer Bewegung empfänglich. Und wenn der Mathematiker den Abstand zwischen zwei Puncten und die Veränderung desselben betrachten kann, so läst sich gewis auch ein Abstand, und dessen Veränderung, also auch Bewegung, Annäherung oder Entfernung zwischen Geistern denken.

§. 20.

§ 20.

Das Bewuſstſeyn ſagt jedem Menſchen, daſs ſeine Seele denken, wollen und auf ſeinen Körper in dem Raume, wo er iſt, wirken kann; aber nicht ſo auf einen Körper und an einem Orte, der hundert Meilen entfernt iſt. Kein Menſch, der zu London iſt, hält es für möglich, daſs ſeine Seele in einem Körper zu Oxford denken oder denſelben bewegen kann. Allein wenn jemand eine Reiſe von London nach Oxford macht, ſo muſs er ſich nothwendig vorſtellen, daſs ſeine Seele wegen der Verbindung mit dem Körper während derſelben den Ort in dem Verhältniſs wechſelt, als die Kutſche oder das Pferd ſich fortbewegt, und man kann alſo mit Recht ſagen, daſs ſie ſich in derſelben Zeit bewegt. Wem dieſes noch keinen deutlichen Begriff von der Bewegung der Seele giebt, der wird ihn doch ſicher in ihrer Trennung vom Körper nach dem Tode finden. Denn dieſe Vorſtellung, daſs ſie den Körper verlaſſe, ſcheint mir ohne den Begriff der Bewegung unmöglich zu ſeyn.

§ 21.

Vielleicht wird mancher ſagen: die Seele kann keinen Ort wechſeln, denn die Geiſter ſind an keinem Orte, ſondern nur irgend wo. Allein ich ſollte meinen, eine ſolche Sprache könn-

könnte in einem Zeitalter, das nicht sehr geneigt ist, solche unverständliche Ausdrücke zu bewundern, oder sich durch dieselben täuschen zu lassen, nicht viel Eingang finden. Wenn aber jemand glaubt, dass in diesem Unterschiede ein verständiger Sinn liegt, der auf diesen Gegenstand Beziehung hat, so mag er ihn in verständlichen Worten ausdrücken und daraus durch Schlüsse zeigen, dass immaterielle Geister keiner Bewegung fähig sind. Die Bewegung kann freilich Gott nicht beygelegt werden, aber nicht weil er ein immaterieller, sondern weil er ein unendlicher Geist ist.

§. 22.

Vergleichung des Begriffs von der Seele und von dem Körper.

Jezt wollen wir unsren zusammengesetzten Begriff von einem immateriellen Geiste und einem Körper vergleichen und untersuchen, ob der eine oder der andre mehr Dunkelheit in sich enthält. Wir denken uns einen Körper als eine ausgedehnte dichte Substanz, welche das Vermögen hat, Bewegung durch den Stoss mitzutheilen; und die Seele als einen immateriellen Geist, als eine Substanz, welche denkt und das Vermögen hat, durch den Willen oder durch Vorstellungen den Körper in Bewegung zu setzen. Dieses ist, wie ich glaube, der Inhalt

halt unſrer zuſammengeſetzten **Begriffe von Körper und Seele**, als entgegengeſetzter Weſen. Welcher iſt nun der dunklere und unverſtändlichere? Ich weiſs wohl, daſs Menſchen, deren Vorſtellungen zu grob ſinnlich ſind, und ſich beim Denken ſo wenig von den Sinnen losreiſsen können, daſs ſie ſelten über ein überſinnliches Weſen reflectiren, gerne behaupten möchten, ein denkendes Weſen ſey für ſie unbegreiflich. So wahr dieſes auch iſt, ſo werden ſie doch nach reiflichem Nachdenken finden, daſs ſie ein ausgedehntes Ding eben ſo wenig begreifen können.

§. 23.

Wenn einer ſagt, er wiſſe nicht was das ſey, das in ihm denkt, ſo will er ſo viel ſagen als: er habe keine Erkenntniſs von der Subſtanz dieſes denkenden Weſens; und das behaupte ich auch von der Subſtanz eines dichten Körpers. Noch mehr, wenn er ſagt, er wiſſe nicht wie er denke, ſo antworte ich, er hat auch keinen Begriff davon, wie ſein Körper ausgedehnt iſt, wie die dichten Theile deſſelben vereiniget ſind, oder zuſammenhängen, daſs ſie ein ausgedehntes Weſen bilden. Wenn man auch den **Zuſammenhang der verſchiedenen Materientheile** aus dem **Druck der** Lufttheile, welche kleiner ſind und gröſsere Zwiſchenräume haben, als jene, erklä-

klären wollte, so kann doch die Schwerkraft und der Druck der Lufttheile nicht die Ursache von dem Zusammenhange der Lufttheile selbst seyn. Und sollte etwa der Druck des Aethers oder einer andern feinen Materie die Lufttheile und andre Körper vereinigen und zusammenhalten, so kann in ihm doch nicht selbst der Grund von dem Zusammenhange seiner eignen Theile liegen. So sinnreich also auch diese Hypothese den Zusammenhang der wahrnehmbaren Körper durch den Druck eines feinen nicht wahrnehmbaren Körpers erkläret, so erstreckt sie sich doch nicht über die Theile des Aethers selbst; und je überzeugender sie darthut, dass der Zusammenhang und die Verbindung der Körper keine andere Ursache als den äussern Druck des Aethers haben kann, desto mehr lässt sie uns in Ansehung desselben im Dunkeln. Denn die ätherischen Körper können als Körper selbst nicht anders, als aus Theilen bestehend gedacht werden.

§. 24.

Der Druck eines umgebenden flüssigen Körpers kann aber nicht einmal wirklich als die begreifliche Ursache von dem Zusammenhang der festen Theile der Materie gedacht werden, wenn er auch noch so gross wäre. Denn er kann, wie das Experiment mit zwei glatten Marmorplatten beweisst, wohl

wohl hindern, dass zwei glatte Oberflächen in [illegible]k[illegible]hter Linie, aber nicht dass sie in einer [illegible] Oberflächen parallelen Linie von einander [illegible]llen werden. Die umgebende flüssige Ma[illegible]e hat nehmlich völlige Freiheit in jeden [illegible]aum zu treten, wo keine B wegung von der Seite anzutreffen ist, und widerstehet daher der Bewegung dieser so verbundenen Körper nicht mehr, als wenn dieser Körper von dieser Flüssigkeit auf allen Seiten umgeben und von keinem andern Körper berührt würde. Und wenn es daher keine andre Ursache des Zusammenhangs gäbe, so müssten alle Theile der Körper durch eine nach der Seite au gleitende Bewegung leicht getrennt werden können. Denn ist der Druck des Aethers die zureichende Ursache von dem Zusammenhang, so muss dieser aufhören, wo jene Ursache nicht wirken kann. Dieses findet aber statt, wie wir vorher gezeigt haben, bei einer horizontalen Trennung, daher könnte bei jeder denkbaren ebenen Fläche, welche eine Masse von Materie durchschneidet, nicht mehr Zusammenhang vorhanden seyn als bei zwei polirten Oberflächen, welche, ungeachtet des vorgegebenen Drucks einer Flüssigkeit, doch leicht von einander abgleiten. So klar daher auch der Begriff ist, welchen wir von der Ausdehnung der Körper (welche nichts anders ist, als der Zusammenhang der dichten Theile) zu haben glauben, so kann man doch nach

nach ſchärferer Erwägung dieſes Begriffs mit Recht den Schluſs machen, daſs man eben ſo wenig begreifen kann, wie die Seele denkt, als wie der Körper ausgedehnt iſt. Denn da ein Körper nicht anders als durch die Vereinigung und den Zuſammenhang ſeiner dichten Theile ausgedehnt iſt, ſo iſt die Ausdehnung für uns ſo lange unbegreiflich, als wir nicht erkennen, worinn die Vereinigung und der Zuſammenhang der Theile beſtehet. Das iſt aber wie mir ſcheint, ſo unbegreiflich als die beſtimmte Art und Weiſe, wie das Denken geſchiehet.

§. 25.

Ich weiſs wohl, die meiſten Menſchen wundern ſich gewöhnlich, wie man Schwierigkeiten bei einer Sache finden könne, welche man täglich vor Augen ſiehet. Sehen wir nicht, werden Sie ſagen, daſs die Theile der Körper feſt zuſammenhängen? Giebt es wohl etwas bekannteres? Und darüber kann man ſich noch Zweifel erlauben? Eben das behaupte ich auch in Anſehung des Denkens und der willkührlichen Bewegung. Haben wir nicht jeden Augenblick Erfahrungen davon in uns ſelbſt, und kann man noch darüber zweifelhaft ſeyn? Beide Thatſachen ſind an ſich klar, das iſt nicht zu läugnen, wenn man ſie aber etwas näher be-

betrachten und unterſuchen will, wie ſie eigentlich wirklich werden, ſo iſt man verlegen, und man begreift ſo wenig, wie die Körper zuſammenhängen, als wie wir denken oder uns willkührlich bewegen. Ich fodere jeden auf, mir zu erklären, wie es kommt, daſs die Theile des Golds oder Kupfers, die bei dem Schmelzen ſo wenig zuſammenhängen als die Waſſertropfen oder die Sandkörner in einem Stundenglaſe, einige Augenblicke darauf ſo feſt vereiniget ſind, daſs die angeſtrengteſte Kraft eines menſchlichen Arms ſie nicht trennen kann. Jeder denkende Kopf muſs geſtehen, daſs er nicht im Stande iſt, das auf eine für ihn und andre befriedigende Weiſe zu erklären.

§. 26.

Die kleinen Körperchen, welche das flüſſige Weſen des Waſſers ausmachen, ſind ſo klein, daſs ich noch nie von einem Menſchen rühmen hörte, er habe ihre Gröſse, Geſtalt und Bewegung durch ein Microſkop entdeckt, wenn es auch 10000 ja 100000 mal vergröſserte. Alle dieſe Theile hängen ſo locker zuſammen, daſs ſie durch die geringſte Kraft getrennt werden können, und wegen ihrer beſtändigen Bewegung kann man nicht einmal Zuſammenhang unter ihnen annehmen. Und doch werden

den diese kleinen Atomen durch eine scharfe Kälte so innig vereinigt und zusammengekettet, dass sie nicht ohne grosse Gewalt zu trennen sind. Wer die Bänder, welche die Aggregate dieser unverbundenen kleinen Körper so innig mit einander verbinden, wer den Kitt ausfindig machen könnte, wodurch sie so feste an einander gekettet werden, würde unstreitig ein grosses bis jetzt unbekanntes Geheimniss entdecken, aber noch immer weit genug von Erklärung der Ausdehnung der Körper entfernt seyn, wofern er nicht zeigen könnte, worin die Verbindung und Verkettung der Theile dieser Bänder oder dieses Kittes oder der kleinsten Materientheile bestünde. Es erhellet daraus, dass diese ursprüngliche, und wie es scheint so bekannte Eigenschaft der Körper nach näherer Untersuchung eben so unbegreiflich, als irgend eine Eigenschaft der Seele, und dass **eine dichte ausgedehnte Substanz** eben so unerklärbar ist, als **eine denkende unmaterielle Substanz**, so viele Schwierigkeiten auch einige gegen die letzte erheben.

§. 27.

Denn verfolgen wir unsere Gedanken etwas weiter, so werden wir finden, dass der Druck, aus dem man den Zusammenhang der

Körper erklären will, eben ſo unbegreiflich iſt, als der Zuſammenhang ſelbſt. Wenn die Materie endlich iſt, wie ſie es denn wirklich iſt, ſo verſetze man ſich in Gedanken an die Grenzen des Univerſums, und ſuche die Bänder und Reife zu erforſchen, welche die ganze Maſſe von Materie durch den Druck ſo feſte zuſammenhalten, daſs dadurch der Stahl ſeine Feſtigkeit, der Diamant ſeine Härte und Unauflösbarkeit erhält. Wenn die Materie endlich iſt, ſo muſs ſie ihre Grenzen haben, und es muſs da etwas vorhanden ſeyn, das ihre Trennung und Zerſtreuung hindert. Und wenn man, um dieſer Schwierigkeit auszuweichen, ſeine Zuflucht zur Hypotheſe einer unendlichen Materie nehmen wollte, wird man dadurch mehr Licht über den Zuſammenhang der Körper verbreiten? Wird man ihn verſtändlicher machen, wenn man ſeinen Grund in der ungereimteſten und unbegreiflichſten Hypotheſe zu finden glaubt? So viel fehlt daran, daſs wir von der Ausdehnung, in Rückſicht auf ihr Weſen und Urſache einen klärern oder deutlichern Begriff als von dem Denken haben ſollten.

§. 28.

Ein anderes Merkmal unſers Begriffs vom Körper iſt das Vermögen, die Bewegung durch den Stoſs mitzutheilen, und von der

der Seele das Vermögen, die Bewegung durch Vorstellungen anzufangen. Klare Begriffe davon erhalten wir durch die tägliche Erfahrung. Wenn wir aber fragen, wie das zugehet, so befinden wir uns in derselben Dunkelheit. Denn die Mittheilung der Bewegung durch den Stofs, wo der eine Körper so viel von seiner Bewegung verliert, als der andre erhält, welches der gewöhnlichste Fall ist, können wir uns nicht anders denken, als dafs die Bewegung aus einem Körper in den andern übergehet; das ist aber so dunkel und unbegreiflich, als wie die Seele unsern Körper durch Vorstellungen in Bewegung oder Ruhe setzt, welches wir doch alle Augenblicke wahrnehmen. Noch unbegreiflicher ist die Vermehrung der Bewegung durch den Stofs, welche man wirklich beobachtet oder doch zuweilen beobachtet zu haben glaubt. Es ist also zwar eine klare Thatsache, dafs sowohl durch den Stofs, als durch Vorstellungen Bewegung hervorgebracht wird; aber die Art und Weise, wie das geschieht, ist bei dem einen und andern für uns gleich unbegreiflich. Wir mögen daher die Bewegung und ihre Mittheilung in Verhältnifs zu der Seele oder zum Körper betrachten, wie wir wollen, so ist doch der Begriff davon als Merkmal des Körpers nicht klärer, denn als Merkmal der Seele. Und was die thätige Bewegungskraft betrifft, so ist

 sie

ſie in einem Geiſte noch klärer, als in einem Körper. Denn zwei Körper, welche neben einander ruhen, geben uns keinen Stoff zum Begriff von einem Vermögen des einen, den andern in Bewegung zu ſetzen, auſſer durch eine fremde Bewegung; da hingegen die Seele uns täglich Beiſpiele von ihrer eignen Kraft den Köper zu bewegen darbietet. Es verdient daher wohl eine Unterſuchung, ob nicht das thätige Bewegungsvermögen eine eigenthümliche Eigenſchfat der Geiſter, und das leidende der Körper iſt. Hieraus könnte man auch muthmaſsen, daſs die erſchaffenen Geiſter nicht von aller Materie befreiet ſind, weil ſie ſowohl thätig als leidend ſind. Das rein geiſtige Weſen, Gott, iſt nur allein thätig, die bloſse Materie bloſs leidend; und es läſst ſich daher denken, daſs diejenigen Weſen, welche ſowohl thätig als leidend ſind, Antheil an den eigenthümlichen Eigenſchaften beider haben. Doch dem ſey wie ihm wolle; genug wir haben eben ſo viele klare Begriffe, welche ſich auf Geiſter, als welche ſich auf Körper beziehen, obgleich die Subſtanzen von beiden uns gleich unbekannt iſt.

§. 29.

Mit einem Wort, die Sinne überzeugen uns, daſs es ausgedehnte und die Reflexion, daſs es denkende Subſtanzen giebt. Daſs Weſen

sen von beiden Arten existieren, und dass die letztern das Vermögen haben, Körper durch den Stoss, die erstern aber das Vermögen, Körper durch Vorstellungen zu bewegen, sind unleugbare Erfahrungssätze. Ueber diese klaren Begriffe hinaus, welche uns die Erfahrung so reichlich jeden Augenblick darbietet, reicht unser Erkenntnissvermögen nicht. Nach allen Versuchen eines tiefern Forschens bleibt uns das Wesen, die Ursachen und die Entstehungsart der Ausdehnung sowohl als des Denkens immer verborgen. Das eine lässt sich so wenig erklären, als das andere, und es ist um nichts begreiflicher, wie eine Substanz, die wir nicht kennen, einen Körper durch Vorstellungen in Bewegung setzen, als wie eine andre eben so unbekannte Substanz eben das durch den Stoss bewirken kann. Hieraus ziehe ich den wahrscheinlichen Schluss, dass die einfachen Vorstellungen, welche wir durch die Sinne und die Reflexion erhalten, die Grenzen unsers Denkens sind, über welche unser Verstand, ungeachtet aller Anstrengung, doch keinen Schritt weiter in der Entdeckung der Natur und der verborgenen Ursachen dieser Vorstellungen kommen kann.

§. 30.

Resultat der Vergleichung.

Das Resultat der Vergleichung unsers Begriffs von einem Geiste mit dem von einem Körper ist kürzlich dieses. Die Substanz des Geistes ist uns eben so unbekannt, als die Substanz des Körpers. Zwei ursprüngliche und eigenthümliche Eigenschaften sowohl des geistigen als körperlichen Wesen kennen wir, und können sie uns durch deutliche Begriffe vorstellen, nehmlich den Zusammenhang der dichten Theile und die Bewegung durch den Stoſs; das Denken und die Selbstthätigkeit. Wir haben ferner klare Begriffe von verschiedenen abgeleiteten Eigenschaften des Körpers und des Geistes oder von den verschiedenen Modificationen der Ausdehnung und der Bewegung, des Denkens und des Wollens.

§. 31.

Wenn endlich der Begriff eines immateriellen Geistes vielleicht einige schwer zu hebende Schwierigkeiten enthält, so ist das doch eben so wenig ein Grund, die Existenz der Geister zu leugnen oder zu bezweifeln, als man deshalb die Existenz der Körper leugnen oder in Zweifel ziehen darf, weil der Begriff derselben mit Schwierigkeiten verwickelt ist, welche

schwer-

schwerlich oder gar nicht von uns können aufgelöst und erkläret werden. Denn ist wohl in dem Begriff deines Geistes etwas so verwickeltes oder einem Widerspruch ähnliches anzutreffen, als die unendliche Theilbarkeit einer endlichen Ausdehnung ist, welche, man läugne oder nehme sie an, uns in Folgerungen verwickelt, welche gröſsere Schwierigkeiten und scheinbarere Ungereimtheiten bei sich führen, als irgend etwas, das aus dem Begriff einer immateriellen denkenden Substanz kann abgeleitet werden.

§. 32.

Wir erkennen auſser den einfachen Vorstellungen nichts.

Dieſs darf uns nicht befremden. Denn bei den wenigen oberflächlichen Begriffen, welche uns entweder von Auſsendingen durch die Sinne, oder von dem, was wir in uns erfahren, durch die Reflexion gegeben werden, haben wir auſser diesen keine Erkenntniſs, noch weniger aber von dem Wesen und der innern Einrichtung der Dinge, welche auſser den Grenzen unsrer Vermögen lieget. Da wir nun in uns so gewiſs ein Vermögen der Erkenntniſs und der willkührlichen Bewegung durch die Erfahrung kennen lernen, als wir auſser uns den Zusammenhang und die Trennung dichter Thei-

le oder die Ausdehnung und Bewegung der Körper erklären, so muſs aus einerlei Grunde der Begriff eines immateriellen Weſens ſowohl, als der eines Körpers und die Ueberzeugung von der Exiſtenz des einen ſowohl als des andern für uns befriedigend ſeyn. Die unabhängige Exiſtenz einer Denkkraft ohne Ausdehnung iſt eben ſo wenig widerſprechend als das unabhängige Daſeyn eines dichten Weſens ohne Denken. Beide ſetzen einfache, von einander unabhängige Begriffe voraus. Der Begriff vom Denken iſt ſo klar und deutlich als der Begriff von der Materie; keiner ſetzt den andern voraus. Warum ſollte es alſo widerſprechender ſeyn, daſs ein denkendes Weſen ohne Materie, d. h. ein unmaterielles, als daſs ein ausgedehntes Weſen ohne Denkkraft, d. i. ein materielles Weſen exiſtiere. Verſuchen wir es, über dieſe einfachen Begriffe hinauszugehen, und tiefer in das Weſen der Dinge einzudringen, ſo gerathen wir augenblicklich in Dunkelheiten, Schwierigkeiten und Verwirrung, und können doch nichts weiter, als unſre Blindheit und Unwiſſenheit entdecken. Und wenn auch einer von dieſen zuſammengeſetzten Begriffen von Körper und Geiſt klärer ſeyn ſollte, ſo iſt doch ſo viel einleuchtend, daſs ſie aus keinen andern Beſtandtheilen als denjenigen Vorſtellungen, welche wir durch die Sinne und durch die Reflexion erhalten, beſtehen. Dieſes gilt von al-

allen Begriffen der Substanzen, selbst vom Begriff Gottes.

§. 33.

Begriff von Gott.

Wenn wir den Begriff untersuchen, unter welchem wir uns das höchste unbegreifliche Wesen denken, so werden wir finden, daſs er auf eben dieselbe Weise gebildet ist, als der Begriff von immateriellen Geistern, und daſs beide zusammengesetzte Begriffe aus einfachen Begriffen der Reflexion bestehen. Wir haben z. B. durch die innere Erfahrung die Begriffe von Existenz und Dauer, von Erkenntniſs und Kraft, Vergnügen und Glückseligkeit, und von verschiedenen andern Eigenschaften und Vermögen, deren Besitz besser ist, als das Gegentheil. Um nun einen Begriff zu bilden, der dem erhabensten Wesen am angemessensten ist, erweitern wir jeden dieser Begriffe durch den Begriff der Unendlichkeit; und so entsteht durch die Verbindung dieser Begriffe, der zusammengesetzte von Gott. Denn daſs das Gemüth ein Vermögen hat, seine Vorstellungen aus der Sinnlichkeit und der Reflexion zu erweitern, ist schon oben gezeigt worden.

§. 34.

§. 34.

Ich beobachte an mir, dafs ich einige wenige Dinge, und unter diesen einige, vielleicht auch alle, unvollkommen erkenne. Daraus kann ich aber einen Begriff einer Erkenntnifs von doppeltem Umfange bilden, diesen Begriff so vielmal erweitern, als sich Zahlen verdoppeln lassen, bis er die Erkenntnifs aller wirklichen oder möglichen Dinge in sich fafst. Eben das läfst sich auch mit der Vollkommenheit der Erkenntnifs thun, dafs sie z. B. alle Eigenschaften, Vermögen, Ursachen, Folgen und Verhältnifse der Dinge, kurz alles, was in ihnen ift, oder sich nur gewissermassen auf sie bezieht, begreiffe. So entfteht der Begriff einer unendlichen oder grenzenlosen Erkenntnifs. Auf eben diese Weise läfst sich auch der Begriff der Kraft bis zur Unendlichkeit und der Begriff der Dauer der Exiftenz bis zur Grenzenlosigkeit und zum Begriff eines ewigen Wesens erweitern. Der Grad und der Umfang der Exiftenz, der Macht, Weisheit und aller andern uns vorftellbaren Vollkommenheiten, welche wir dem erhabenften Wesen, der Gottheit, beilegen, ift grenzenlos und unendlich. Daraus bilden wir den beften Begriff von Gott, dessen unser Verftand empfänglich ift, und zwar blofs durch die Erweiterung der Vorftellungen, welche wir durch die Reflexion von den Thätigkeiten unsers eignen Geiftes, und durch die Sinne von äus-

äuſsern Dingen bekommen haben, bis zu dem Umfang, welcher die Unendlichkeit in ſich ſchlieſst.

§. 35.

Denn die Unendlichkeit in Verbindung der Begriffe von Exiſtenz, Macht, Erkenntniſs u. ſ. w. macht den Inhalt des zuſammengeſetzten Begriffs aus, durch welchen wir ſo gut als wir können uns das oberſte Weſen vorſtellen. Es iſt möglich, daſs Gott ſeinem Weſen nach (das wir noch weit weniger erkennen, als das eines Kieſelſteins, einer Fliege oder unſres Ichs) einfach iſt; allein für uns iſt doch kein andrer Begriff, als ein zuſammengeſetzter möglich, deſſen Beſtandtheile jene einfachen, von einander verſchiedenen Begriffe ſind, unter denen einige auch wohl relativer und ſchon zuſammengeſetzter Art ſind.

§. 36.

Es muſs hier noch bemerkt werden, daſs Gott kein Merkmal beigelegt wird, die Unendlichkeit etwa ausgenommen, welches nicht in dem zuſammengeſetzten Begriff von Geiſtern enthalten iſt. Denn auſser den Begriffen, welche ſich auf Körper beziehen, ſind wir keiner andern objectiven empfänglich, auſser derjenigen, die wir durch die Reflexion von den Thätigkeiten unſerer Seele erlangen, und wir kön-

können daher auch keine andere als diese den Geistern beilegen. Aller Unterschied die er Begriffe in Rücksicht auf Geister, betrifft blos Unterschiede in dem Umfang und Grad ihrer Erkenntnifs. Macht, Dauer und Glückseligkeit u. s. w. Dafs wir aber in den Begriffen von Geistern sowohl als von andern Dingen auf den Stoff der Sinne und der Reflexion eingeschränkt sind, ist daraus klar, dafs wir bei allen Vorzügen von körperlichen Wesen, ja bei der bis zur Unendlichkeit erweiterten Vollkommenheit, die wir uns in denselben denken, doch schlechterdings keinen Begriff von der Art und Weise haben, wie sie einander ihre Gedanken mittheilen. Und doch müssen sie, nachdem wir sie uns denken, als von allem Körperlichen getrennte Wesen, die im Besitz einer gröfsern Erkenntnifs und Glückseligkeit sind, auch eine vollkommenere Art der Ideenmittheilung haben, als wir, die an den Gebrauch materieller Zeichen und besonderer Laute gebunden sind. Jene Art kennen wir aber nicht, weil wir in uns keine Erfahrung davon haben; und wir begreifen daher nicht, wie körperlose Geister ohne Worte ihre Gedanken schnell mittheilen, noch weniger wie sie ihre Gedanken in ihrer Gewalt haben können, um sie nach Willkühr mitzutheilen oder zu verbergen, ungeachtet wir ihnen dieses Vermögen beilegen müssen.

§. 37.

§. 37.

Wiederholung.

Wir haben alſo geſehen, von welcher Art unſere Begriffe von allen und jeden Subſtanzen ſind, woraus ſie beſtehen, und wie wir ſie erlangen. Hieraus ergeben ſich, wie mich dünkt, folgende Reſultate. 1) Alle unſre Begriffe von den verſchiedenen Arten der Subſtanzen ſind nur Verbindungen einfacher Vorſtellungen mit Vorausſetzung eines Etwas, dem ſie angehören, und in dem ſie gegründet ſind, von dem wir gar keinen klaren deutlichen Begriff haben. 2) Daſs alle einfache Vorſtellungen, die, in ein Subſtrat vereiniget, die zuſammengeſetzten Begriffe von verſchiedenartigen Subſtanzen bilden, keine andern ſind, als die wir durch die Sinne und die Reflexion erhalten. 3) Daſs viele von dieſen einfachen Vorſtellungen, ob ſie gleich leicht für Vorſtellungen von poſitiven Eigenſchaften angeſehen werden können, doch nur auf Vermögen und Verhältniſſe der Subſtanzen in Beziehung auf einander hinweiſen.

Vier

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Von collectiven Begriffen der Substanzen.

§. 1.

Ein collectiver Begriff enthält Einheit.

Außer den zusammengesetzten Begriffen von einzelnen Substanzen, als Mensch, Pferd, kommen in dem Verstande noch **zusammengesetzte collective Begriffe** von Substanzen vor. Ich nenne sie so, weil mehrere einzelne Substanzen in einen Begriff vereiniget werden, und man betrachtet diese als einen einzelnen Begriff. So wird der Begriff von einer Menge Menschen, die eine Armee ausmacht, nicht weniger als **ein** Begriff angesehen, als der Begriff von einem Menschen, obgleich durch jenen eine große Vielheit von verschiedenen Substanzen gedacht wird. Eben so verhält es sich mit dem Begriff Welt, der alle Körper zusammenfaßt. Denn zur **Einheit** eines Begriffs ist nichts weiter erfoderlich, als daß er als **eine** Vorstellung, als **ein** Gemälde betrachtet wird, so viele einzelne Vorstellungen und Bilder auch er in sich vereiniget.

§. 2.

§. 2.

Sie werden durch das Verbindungsvermögen der Seele gebildet.

Dieſe collectiven Begriffe bildet die Seele durch ihr Verbindungsvermögen, wodurch ſie verſchiedene einfache oder zuſammengeſetzte Begriffe in einen zuſammenfaſst. Der Verſtand verfährt dabei nicht anders, als bei Bildung der Begriffe einzelner Subſtanzen, oder der Zahlbegriffe durch Verbindung mehrerer Einheiten. Er faſst mehrere einzelne Subſtanzen zuſammen und bildet daraus die collectiven Begriffe von einer Armee, Flotte, Stadt. Jedermann ſtellt ſich zufolge des Bewuſstſeyns alle dieſe Gegenſtände unter einem Begriff und unter einer ſo vollkommenen Einheit als ein Schiff, ein Atom vor. Wie übrigens eine Armee von 10000 Mann in einen Begriff kann zuſammengefaſst werden, iſt nicht ſchwerer zu begreifen, als wie ein Menſch durch einen Begriff vorgeſtellt werde; denn in beiden Fällen werden mehrere Vorſtellungen in eine zuſammengefaſst.

§. 3.

Alle Werke der Kunſt ſind collective Begriffe.

Unter dieſe collective Begriffe müſſen die meiſten Begriffe von Kunſtwerken, zum wenig-

ſten ſolche, welche aus verſchiedenen Subſtanzen zuſammengeſetzt ſind, gerechnet werden. Und in Wahrheit alle dieſe collectiven Begriffe, z. B. Armee, Sternbild, Univerſum ſind, wenn wir ſie aus dem rechten Geſichtspuncte betrachten, nichts anders, als eben ſo viele kunſtloſe Zeichnungen des Verſtandes, wodurch er entfernte und unabhängige Dinge in einen Geſichtspunkt vereiniget, um ſie durch Hülfe eines zuſammenfallenden Begriffs und Worts deſto bequemer betrachten und unterſuchen zu können. Denn der Verſtand vereiniget, wie aus dem Begriff des Univerſums erhellet, auch die entfernteſten und entgegengeſetzteſten Dinge in einen Begriff.

Fünf und zwanzigſtes Kapitel.

Von dem Verhältniſs.

§. 1.

Was ein Verhältniſs iſt.

Auſser den einfachen und zuſammengeſetzten Begriffen von den Dingen an ſich betrachtet, giebt

giebt es noch andere, welche aus der Vergleichung mehrerer Dinge mit einander entſpringen. Der Verſtand iſt bei Betrachtung eines Dinges nicht bloſs auf daſſelbe eingeſchränkt, er kann einen Begriff gleichſam auſſer ſich ſelbſt ſetzen, oder doch zum wenigſten über denſelben hinaus gehen, um zu ſehen, wie er ſich zu einem andern verhält. Wenn der Verſtand ein Object auf dieſe Art betrachtet, daſs er es neben ein anderes ſtellt, und den Blick wechſelsweiſe von dem einen auf das andre richtet, ſo heiſst das eine *Beziehung* (relatio); die *Merkmale*, welche demſelben in dieſer Rückſicht beigelegt werden, und das Denken auf ein von demſelben verſchiedenes Object hinleiten, heiſsen *relative Merkmale*; und die mit einander verglichenen Objecte heiſsen *bezogene Dinge* (related, Objecte des Verhältniſſes). Wenn der Verſtand den Cajus als ein gewiſſes reales Weſen betrachtet, ſo nimmt er nichts in dieſen Begriff auf, als was wirklich in dem Cajus vorhanden iſt, z. B. Cajus iſt ein Menſch, er iſt weiſs. Aber das Pradicat: er iſt ein *Ehemann*, er iſt *weiſser* ſchlieſst eine Beziehung auf eine andere Perſon und ein anderes Ding ein. In beiden Fällen wird das Denken auf etwas auſſer dem Cajus gerichtet, und zwei Dinge zum Gegenſtande der Betrachtung gemacht. Jede, ſowohl einfache als zuſammengeſetzte Vorſtel-

lung kann der Grund eines Verhältnisses seyn, insofern sie den Verstand veranlasst, zwei Dinge neben einander zu stellen und gleichsam auf einmal ins Gesicht zu fassen, ob sie gleich noch immer als verschieden betrachtet werden. So ist in dem obigen Falle der Ehevertrag und die Vollziehung desselben mit der Sempronia die Veranlassung zu dem Verhältnissbegriff Ehemann, und das Prädicat weiss, zu dem Verhältnissbegriff, weisser in Beziehung auf einen Quaderstein.

§. 23.

Verhältnisse lassen sich nicht leicht vorstellen ohne relative Ausdrücke.

Diese und ähnliche Verhältnisse, welche durch relative Ausdrücke mit wechselseitiger Beziehung ausgedrückt werden, als Vater und Sohn, Grösser und Kleiner, Ursache und Wirkung sind für jedermann bei dem ersten Anblick verständlich. Denn die Ausdrücke Vater und Sohn, Mann und Weib u. s. w. stehen in so naher Beziehung, und hängen durch die Gewohnheit so sehr in dem Gedächtnisse zusammen, dass, wenn das eine genennt wird, der Verstand sogleich von dem einen Objecte zum andern übergeht, und das so nahe gelegte Verhältniss

wird

wird von niemand übersehen, oder bezweifelt. Nicht so leicht wird aber ein Verhältniss bemerkt, wo es in einer Sprache an Worten fehlt, um beide Correlate auszudrücken (wie es z. B. mit dem Worte Beischläferin der Fall ist, denn da fällt die Beziehung nicht so in die Augen, durch welche eins auf das andere hinweiset, und ohne das andere nicht seyn kann. Daher kommt es, dass viele Worte, welche doch nach näherer Betrachtung ein Verhältniss in sich schliessen, Zeichen von äussern Merkmalen (external Denominations) genennt werden. Allein alle Worte, die nicht leere Töne sind, müssen einen Begriff anzeigen, der entweder dem Objecte, worauf sie sich beziehen, als inneres positives Merkmal zukommt, oder aus der Beziehung entspringt, welche der Verstand zwischen dem einen und andern Objecte wahrnimmt, in welchem Falle er ein Verhältniss in sich schliesst. — Es giebt eine andre Art von r e l a t i v e n Worten, die entweder nicht dafür oder doch nicht für Zeichen äusserer Merkmale angesehen werden, ob sie gleich unter dem Schein absoluter Merkmale, ein nicht so in die Augen fallendes V e r h ä l t n i s s enthalten. Von dieser Art sind z. B. die Worte a l t, g r o s s, u n v o l l k o m m e n, von denen ich in den folgenden Kapiteln Mehreres sagen werde.

§. 4.

Das Verhältniſs iſt von den Dingen verſchieden, welche in Verhältniſs ſtehen.

Man bemerke noch, daſs mehrere Menſchen einerlei Begriff von dem Verhältniſs eines Objects haben können, das ſie ſich nicht auf einerlei Art vorſtellen. Z. B. diejenigen, welche von einem Menſchen ſehr verſchieden denken, können doch in dem Begriff eines Vaters übereinſtimmig ſeyn; denn dieſer Begriff bedeutet nur ein Accidenz des Menſchen, eine Handlung, wodurch er zur Erzeugung ſeines Gleichen beiträgt, wobei auf das, was der Menſch ſonſt iſt oder ſeyn kann, gar nicht Rückſicht genommen wird.

§. 5.

Das Verhältniſs kann ſich ändern, ohne Veränderung des Objects, dem es zukommt.

Das Weſen des Verhältniſſes beſteht alſo darin, daſs zwei Dinge mit einander verglichen werden, und dem einen oder beiden in dieſer Hinſicht ein Merkmal beigelegt wird. Wenn das eine von dieſen Dingen entfernt wird, oder ſein Daſeyn verliert, ſo hört auch das Verhältniſs und das Merkmal auf, ungeach-

tet

tet in dem andern Objecte keine Veränderung vorgegangen iſt. Cajus wird z. B. heute als Vater betrachtet, und iſt es morgen nicht mehr, bloſs weil ſein Sohn geſtorben iſt. In Cajus ſelbſt aber iſt keine Veränderung vorgegangen. Ja ein Ding kann zu einer und derſelben Zeit entgegengeſetzte Benennungen erhalten, wenn es mit einem andern Objecte verglichen wird, ſo kann Cajus in Beziehung auf verſchiedene Perſonen älter oder jünger, ſtärker oder ſchwächer heiſsen.

§. 6.

Ein Verhältniſs findet nur zwiſchen zwei Dingen ſtatt.

Was wirklich iſt, was exiſtieren oder als ein Ding betrachtet werden kann, das iſt poſitiv. Alſo ſind nicht nur einfache Begriffe und Subſtanzen ſondern auch Accidenzen poſitiv. Denn obgleich die Theile, aus welchen ſie beſtehen, ſich oft auf einander beziehen, ſo wird doch das Ganze als ein Ding betrachtet, welches in uns einen zuſammengeſetzten Begriff, gleichſam ein aus mehrern Zügen beſtehendes Gemälde hervorbringt, und es iſt unter der Einheit eines Begriffs und eines Worts ein poſitives oder abſolutes Ding. So iſt der Begriff von einem Triangel eine Familie u. ſ. w. ein abſoluter Begriff, wenn gleich die Beſtandtheile deſſelben in Be-

ziehung auf einander relativ ſind. Denn ein Verhältniſs findet nur zwiſchen zwei Dingen ſtatt, die an ſich wirklich getrennt, oder als verſchieden kurz als zwei Dinge gedacht werden. Und dann muſs ein Grund und Veranlaſſung zur Vergleichung vorhanden ſeyn.

§ 7.

Alle Dinge ſind gewiſſer Verhältniſsmerkmale empfänglich.

Ueber die Verhältniſſe überhaupt laſſen ſich folgende Bemerkungen machen. 1) Jedes Ding, es ſey ein einfacher Begriff oder Subſtanz, oder Accidenz, oder Verhältniſs, oder auch ein Wort zur Bezeichnung derſelben, kann in unzählichen Beziehungen zu andern Dingen betrachtet werden, woraus der Reichthum der Gedanken und Worte gröſstentheils entſteht. So kann ein Menſch als Vater, Bruder, Sohn, Groſsvater, Enkel, Schwiegervater, Schwiegerſohn, Ehemann, Freund, Feind, Unterthan, General, Richter, Patron, Client, Profeſſor, Europäer, Engländer, Inſulaner, Diener, Herr, Beſitzer, Vorgeſetzter, Untergebener, gröſser, kleiner, älter, jünger, gleichzeitig, ähnlich, unähnlich und ſo weiter in unzählichen Beziehungen gedacht werden. Denn ſeine Verhältniſſe

nisse sind so mannichfaltig, als er mit andern Dingen in Rücksicht auf Einstimmung, Verschiedenheit und andere Beziehungen kann verglichen werden.

§. 8.

Die Begriffe der Verhältnisse sind oft klärer, als die in Verhältniss stehenden Dinge.

II) Obgleich ein Verhältniss nicht zum realen Wesen eines Dinges gehört, sondern etwas Aeusseres und Hinzugekommenes ist, so sind doch die durch relative Worte bezeichneten Begriffe oft klärer und deutlicher, als die Begriffe von den Substanzen, denen die Verhältnisse zukommen. Der Begriff von einem Vater oder Bruder ist um vieles deutlicher als der von einem Mensch; oder mit andern Worten, man kann sich eher klar vorstellen, worin die Vaterschaft, als worin die Menschheit besteht, was ein Freund als was Gott ist. Denn die Kenntniss einer Handlung oder einer einfachen Vorstellung ist oft zur Vorstellung eines Verhältnisses hinreichend: aber zur Erkenntniss einer Substanz gehört nothwendig eine richtige Verbindung mannichfaltiger Begriffe. Sollte ein Mensch, der zwei Dinge mit einander vergleicht, nicht wissen, in welcher Rücksicht er diese Vergleichung anstellt? Das ist kaum denkbar,

bar, und er muſs alſo einen klaren Begriff von dem Verhältniſs haben. Die Begriffe von den Verhältniſſen können alſo zum wenigſten vollkommner und deutlicher ſeyn, als von den Subſtanzen. Denn es iſt gemeiniglich ſchwer, alle einfache Vorſtellungen zu erkennen, welche in einer Subſtanz gegründet ſind, aber leicht, diejenigen zu beſtimmen, die ein beſtimmtes Verhältniſs ausmachen. So kann einer ohne den Begriff von Menſch zu haben, aus der Beziehung zweier Menſchen auf einen gemeinſchaftlichen Vater den Begriff von Brüdern bilden.

§. 9.

Alle Verhältniſſe löſen ſich in einfache Vorſtellungen auf.

III) Ungeachtet der groſsen Menge von Beziehungen, nach welchen Dinge mit einander verglichen werden können, laſsen ſie ſich doch alle auf einfache Vorſtellungen der Empfindung und Reflexion zurückführen, und ſie haben zuletzt nur dieſe zum Gegenſtande. Ich werde dieſes nicht nur von den vorzüglichſten Verhältniſſen, die wir in Begriffe gefaſst haben, ſondern auch von denjenigen beweiſen, welche von dieſer allgemeinen Quelle aller menſchlichen Erkenntniſs ſich am weiteſten zu entfernen ſcheinen.

§. 10.

§. 10.

Worte, welche den Verstand über das bezeichnete Object hinausführen, sind relativ.

IV) Da das Verhältniss die Vergleichung eines Dinges mit einem andern verschiedenen ist, so ist jedes Wort relativ, welches den Verstand nothwendig auf andre Begriffe führet, als in dem Wesen des bezeichneten Objects gedacht werden. Ein schwarzer, lustiger, denkender, hungriger, dürftiger Mensch sind absolute Worte, weil sie nichts anders anzeigen, als was an diesem bezeichneten Menschen wirklich ist, oder als wirklich gedacht wird. Die Worte hingegen, Vater, Bruder, König, Ehemann, schwärzerer und lustigerer, setzen, ausser dem bezeichneten Objecte, noch etwas verschiedenes, ausser demselben befindliches, voraus.

§. 11.

Nach diesen vorausgeschickten Betrachtungen über Verhältnisse überhaupt, werde ich nun an einigen Beyspielen zeigen, dass alle Begriffe von Verhältnissen, so wie die übrigen, aus einfachen Vorstellungen zusammen gesetzt sind, und dass sie sich, ungeachtet ihrer Feinheit und scheinbaren Abstande von dieser Erkenntnissquelle, in dieselben auflösen lassen. Ich fange mit dem allgemeinsten Verhältniss an, wel-

welches alle wirkliche und mögliche Dinge umfaſst, nehmlich dem Verhältniſs der Urſache und Wirkung.

Sechs und zwanzigſtes Kapitel.

Urſache und Wirkung nebſt andern Verhältniſsen.

---

§. 1.

Woher dieſe Begriffe entſpringen.

Bey dem beſtändigen Wechſel der Dinge, welchen die Sinne wahrnehmen, muſs ſich uns nothwendig die Beobachtung aufdringen, daſs manche einzelne Subſtanzen und Eigenſchaften zu exiſtieren anfangen, und daſs ſie ihre Wirklichkeit durch die dazu erforderliche Thätigkeit und Wirkung eines andern Weſens erhalten. Aus dieſer Wahrnehmung entſpringt der Begriff von Urſache und Wirkung. Was eine einfache oder zuſammengeſetzte Vorſtellung hervorbringt, nennen wir überhaupt Urſache und was hervorgebracht wird, Wirkung. Wenn wir z. B. finden, daſs in der Sub-

Subſtanz, die wir Wachs nennen, die einfache Vorſtellung der Flüſſigkeit, welche vorher nicht in jener anzutreffen war, durch die Verbindung mit einem gewiſſen Grad von Hitze beſtändig hervorgebracht wird, ſo nennen wir die letzte in Beziehung auf die Flüſſigkeit Urſache, und die Flüſſigkeit die Wirkung. Wenn die Subſtanz Holz, d. i. ein gewiſſer Inbegriff von einfachen Vorſtellungen durch die Einwirkung des Feuers in eine andre Subſtanz, Aſche, d. i. einen andern Inbegriff von einfachen Vorſtellungen verwandelt wird, ſo iſt das Feuer Urſache und die Aſche die Wirkung.

§. 2.

Verſchiedene Arten der Entſtehung.

So erlangen wir alſo den Begriff von Urſache und Wirkung. Urſache iſt nehmlich dasjenige, was macht, daſs ein andres Ding, entweder eine einfache Vorſtellung oder Subſtanz oder Accidenz zu ſeyn anfängt, Wirkung dasjenige, was durch ein andres Ding entſtanden iſt. Nach dieſen Begriffen kann der Verſtand ohne Schwierigkeit zwei Arten des Entſtehens der Dinge unterſcheiden. Die eine, wenn ein Ding ganz neu entſteht, von dem vorher nicht ein Theil ſchon exiſtirte; z. B. es entſteht ein neuer Theil von Materie in der Natur, der vorher noch nicht war. Dieſs nennen wir Schöpfung. Die

zwei-

zweite Art des Entstehens bestehet darin, dass ein Ding aus schon vorhandenen Theilen gebildet wird, ob es gleich in der Verbindung, welche dem zusammengesetzten Begriff davon entspricht, nicht existirte, z. B. dieser Mensch, dieses Ei, diese Rose. Dieses Entstehen heisst in Beziehung auf eine Substanz, Erzeugung, wenn sie nach dem gewöhnlichen Lauf der Natur durch ein inneres Princip hervorgebracht wird, welches aber durch den Einfluss einer äussern auf eine unerforschliche Art wirkenden Ursache in Thätigkeit gesezt wird. Ist aber die Ursache äusserlich und die Wirkung durch eine wahrnehmbare Trennung oder Verbindung unterscheidbarer Theile hervorgebracht, so heisst das ein Machen, auf welche Art alle Kunstwerke entstehen. Wird eine einfache Vorstellung erzeugt, welche vorher nicht in dem Inbegriff desselben Objects war, so heisst es eine Veränderung. So wird ein Mensch erzeugt, ein Gemälde aber gemacht, und jedes derselben verändert, wenn eine neue Beschaffenheit oder einfache Vorstellung hervorgebracht wird, welche vorher in ihnen nicht war. Alle Dinge, welche auf diese Art zum Daseyn kommen, ohne dass sie vorher waren, sind Wirkungen, und alle diejenigen, welche zu ihrem Daseyn beitragen, Ursachen. Es ist in diesen und allen andern Fällen klar, dass die Begriffe von Ursache und Wirkung aus

aus Vorſtellungen der Sinnlichkeit und Reflexion entſtehen, und daſs dieſes Verhältniſs, wie groſs auch ſein Umfang iſt, ſich doch zuletzt in jene Vorſtellungen auflöſen läſst. Denn zur Entſtehung dieſer Begriffe iſt nichts weiter erfoderlich als die Wahrnehmung, daſs eine einfache Vorſtellung oder eine Subſtanz durch die Thätigkeit, eines andern Dinges zu ſeyn anfängt, ohne die Art und Weiſe dieſer Thätigkeit zu wiſſen.

§. 3.

Verhältniſse der Zeit.

Auf *Zeit* und *Ort* gründen ſich auch Verhältniſſe von groſsem Umfang, die ſich zum wenigſten auf alle endliche Weſen erſtrecken. Ich habe ſchon an einem andern Orte gezeigt, wie wir dieſe Begriffe erlangen und ich begnüge mich daher, hier bloſs anzuzeigen, daſs die meiſten Zeitbeſtimmungen der Dinge bloſs Verhältniſſe ſind. Wenn man z. B. ſagt: die Königin Eliſabeth lebte 69 und regierte 45 Jahr, ſo ſchlieſsen dieſe Worte ein Verhältniſs dieſer Zeit zu einer andern in ſich, und bedeuten ſo viel, als ihre Regierungs- und Lebenszeit iſt 45 und 69 jährlichen Umlaufszeiten der Sonne gleich. So iſt es mit allen Worten, welche ſich auf die Frage *wie lange Zeit* und *wenn?* beziehen. Man beſtimmt in dem letzten Falle die Ent-

Entfernung eines Zeitpuncts von einer längern Periode, mit welcher jener Zeitpunkt in Verhältniſs geſetzt und gemeſſen wird.

§. 4.

Es giebt auſser dieſen noch andere Worte von Zeitbeſtimmungen, welche, ob ſie gleich abſolute Begriffe zu bezeichnen ſcheinen, doch nach näherer Unterſuchung als relativ befunden werden. Von dieſer Art ſind die Worte, Jung, Alt u. ſ. w. welche die Beziehung eines Dinges auf eine gewiſſe von uns vorgeſtellte Zeitlänge enthalten. Wenn wir ſagen, dieſer Menſch iſt jung, ſo heiſst das ſo viel, als: ſein Alter iſt ein kleiner Theil der Lebensdauer, welche Menſchen gewöhnlich erreichen, und die wir auf 70 Jahre ſetzen; und alt heiſst dann derjenige, der dieſe Reihe von Jahren faſt zurückgelegt hat, welche die Menſchen gewöhnlich nicht zu überſchreiten pflegen. Es iſt alſo offenbar, daſs dieſe Ausdrücke relativ ſind, welches noch klärer wird, wenn wir ſie in Beziehung auf andre Dinge betrachten. Ein Menſch heiſst jung im zwanzigſten, und ſehr jung in dem ſiebenten Jahre; ein Pferd nennen wir aber ſchon alt im zwanzigſten und einen Hund im ſiebenten Jahre. In allen dieſen Fällen vergleichen wir das Alter dieſer Thiere mit der Lebensdauer, welche nach dem Lauf der Natur verſchieden iſt. Obgleich aber die Sonne

Sonne und die Sterne länger exiſtiret haben, als viele Menſchenalter, ſo nennen wir ſie doch nicht alt, weil wir die Zeitlänge ihrer von Gott beſtimmten Dauer nicht wiſſen. Dieſe Ausdrücke beziehen ſich alſo nur auf diejenigen Dinge, von denen ſich beobachten läſst, daſs ſie, nach dem Lauf der Natur, durch natürliche Urſachen in einer gewiſſen Zeit das Ende ihres Daſeyns erreichen, wo wir alſo einen Maſsſtab haben, mit welchem wir die verſchiedenen Zeitlängen ihrer Exiſtenz vergleichen können. Nur in dieſer Beziehung heiſsen ſie jung oder alt. Hingegen laſſen ſich dieſe Ausdrücke nicht auf einen Rubin oder Diamant anwenden, weil wir nicht wiſſen, wie lange ihre natürliche Dauer währet.

§. 5.

Verhältniſse des Orts und der Ausdehnung.

Die Verhältniſſe der Dinge in Anſehung ihres Orts und ihrer Entfernung z. B. oben, unten, eine Meile von London, ſind leicht zu bemerken. Aber einige Begriffe von der Ausdehnung und der Gröſse, ſo wie von der Dauer ſind relativ, ob es gleich ihre Worte nicht zu ſeyn ſcheinen, z. B. groſs, klein. Denn auch hier haben wir durch die Beobachtung der gewöhnlichſten Dinge einer Art gewiſſe feſte

ste Begriffe von ihrer Grösse gebildet, die uns zum Maafsstabe bei der Grössenschätzung anderer dienen. So nennen wir einen grossen Apfel denjenigen, der grösser ist, als die bei uns gewöhnliche Art, und ein kleines Pferd dasjenige, welches unter der Vorstellung ist, die wir von der Grösse gewöhnlicher Pferde haben. Was daher für einen Italiener ein grosses Pferd ist, das wird in Flandern ein kleines seyn, weil in beiden Ländern verschiedene Pferderacen gezogen werden, und sich daher auch verschiedene Begriffe von der Grösse der Pferde gebildet haben.

§. 6.

Absolute Ausdrücke bezeichnen oft Verhältnisse.

Schwach und stark sind ebenfalls relative Ausdrücke in Beziehung auf die Begriffe, welche wir zu der Zeit von grösserer oder kleinerer Kraft haben. Ein schwacher Mensch bedeutet einen solchen, der nicht so viel Kräfte besitzt, als gewöhnlich Menschen von seiner Grösse haben. Wenn wir sagen, alle Creaturen sind schwache Wesen, so ist schwach ein relativer Ausdruck, der die Ungleichheit des Verhältnisses zwischen der Kraft Gottes und der Geschöpfe bezeichnet. Es giebt in den Sprachen eine grosse Menge von Worten, welche Ver-

Verhältnisse ausdrücken, wenn gleich diese Bedeutung bei dem ersten Anblick nicht einleuchtet. Z. B. das Schiff ist mit dem nöthigen Vorrath versehen; beide Ausdrücke sind von relativer Art; das eine beziehet sich auf die Vollendung der vorgesetzten Reise, das andre auf den künftigen Gebrauch. Dass alle diese Verhältnisse auf Vorstellungen der Sinnlichkeit und Reflexion beschränkt sind, und sich in dieselben auflösen, ist zu klar, als dass es noch eine Erklärung erfoderte.

Sieben und zwanzigstes Kapitel.

Von der Identität und Verschiedenheit.

---

§. 1.

Worin die Identität besteht.

Eine andre Veranlassung zu Vergleichungen erhält der Verstand selbst durch das Daseyn der Dinge. Ein Ding wird nehmlich als in einer bestimmten Zeit und bestimmten Orte existierend gedacht, und mit sich selbst unter andern Zeit- und Raumverhältnissen ver-

glichen. Daraus entſtehen die Begriffe von Identität und Verſchiedenheit. Wenn wir ſehen, daſs ein Ding in einem Zeitpunkte in einem gewiſſen Orte iſt, ſo ſind wir überzeugt, daſs es — es ſey was es wolle — daſselbe Ding und nicht ein andres iſt, welches zu derſelben Zeit in einem andern Raume iſt, wenn es auch in andern Rückſichten ganz ähnlich und von jenem nicht zu unterſcheiden wäre. Hierin beſtehet die Identität, wenn die Merkmale, denen ſie beigelegt wird, in dem jetzigen Zeitpuncte in Vergleichung mit einem vorhergehenden, ſich ganz und gar nicht verändert haben. Denn es iſt weder denkbar noch ein Gegenſtand der Wahrnehmung, daſs zwei Dinge derſelben Art in demſelben Raume und in derſelben Zeit exiſtieren, und daher iſt der Schluſs ganz richtig, daſs, was in einer Zeit irgendwo exiſtiret, in demſelben Raume allein iſt, und alle Dinge derſelben Art ausſchlieſst. Die Frage, ob ein Ding daſſelbe ſey oder nicht, beziehet ſich daher allezeit auf etwas, das zu derſelben Zeit in demſelben Raume exiſtiert, und von dem es gewiſs iſt, daſs es in demſelben Augenblicke mit ſich ſelbſt einerlei und nicht verſchieden iſt. Hieraus folgt, daſs weder ein Ding einen gedoppelten Anfang ſeiner Exiſtenz, noch zwei Dinge einerlei Anfang haben können; denn unmöglich können zwei Dinge von einerlei Art zu einer Zeit in einem

Raume

Raume, oder ein und dasselbe Ding zu einer Zeit in verschiedenen Räumen seyn. Was also einen Anfang hat ist ein und dasselbe, was aber einen andern Anfang in Raum und Zeit hat, ist ein von demselben verschiedenes Ding. Die Schwierigkeiten in Ansehung dieses Verhältnisses entsprangen aus der Vernachläßigung bestimmter Begriffe von den Dingen, denen Identität beigelegt wird.

§. 2.

Identität der Substanzen und Accidenzen.

Wir können uns nur drei verschiedene Arten von Substanzen denken; Gott, endliche vorstellende Wesen und Körper. Erstlich Gott ist ohne Anfang, ewig, unveränderlich und allgegenwärtig, über seine Identität kann daher nicht der geringste Zweifel statt finden. Zweitens da jeder der endlichen Geister beim Anfang seines Daseyns seine bestimmte Stelle in Zeit und Raum hat, so muſs ihre Identität, so lange als sie existieren, jederzeit nach dem Verhältniſs zu derselben Zeit und demselben Orte bestimmt werden. Drittens. Eben das gilt auch von jedem Theil der Materie. Jeder Theil ist noch derselbe, insofern er keinen Zuwachs und keine Abnahme erlitten hat. Denn obgleich diese

drei Arten von Subſtanzen, wie wir ſie nennen, einander nicht aus demſelben Raume ausſchlieſsen, ſo müſſen wir doch nothwendig denken, daſs jeder derſelben eine andre derselben Art aus demſelben Raume ausſchlieſst. Sonſt würden die Begriffe der Identität und Verſchiedenheit ohne Nutzen ſeyn, und man könnte keine Subſtanz, kein Ding von dem andern unterſcheiden. Geſetzt zwei Körper könnten zu einer Zeit in einem und demſelben Raume ſeyn, ſo müſsten zwei Theile der Materie, ſie ſeyen groſs oder klein, identiſch, ja alle Körper ein und derſelbe Körper ſeyn. Denn was bei zwei Materientheilen möglich iſt, muſs auch bei allen Körpern ſtatt finden. Jene Vorausſetzung hebt alſo die Unterſcheidung zwiſchen Identität und Verſchiedenheit auf, und macht ſie ungereimt. Allein dieſe Verhältniſſe und Vergleichungsarten ſind feſt begründet und von guten Nutzen für den Verſtand, weil es ein Widerſpruch iſt, daſs zwei und mehrere Dinge ein Ding ſeyn ſollen — Da alle andre Dinge nur Beſtimmungen und Verhältniſſe ſind, welche ſich zuletzt auf Subſtanzen beziehen, ſo wird die Identität und Verſchiedenheit ihres beſondern Daſeyns auf eben dieſelbe Weiſe beſtimmt ſeyn. Was aber die Dinge betrifft, deren Exiſtenz in einer Zeitfolge beſteht, dergleichen die Wirkungen endlicher Dinge, z. B. die Bewegung und das Denken

ken ſind, ſo kann über ihre Verſchiedenheit kein Zweifel ſtatt finden. Denn in dem Augenblick, da ſie anfangen zu ſeyn, hören ſie auch wieder auf; ſie können alſo nicht in verſchiedenen Zeiten und in verſchiedenen Räumen wie beharrliche Weſen exiſtieren. Und daher kann keine Bewegung, kein Gedanke inſofern ſie in verſchiedenen Zeiten betrachtet werden, identiſch ſeyn, da jeder Theil derſelben einen andern Anfang der Exiſtenz hat.

§. 3.

Das Princip der Individuation.

Aus dem Geſagten läſst ſich leicht das Princip der Individuation entdecken, nach dem man ſo lange geforſcht hat. Offenbar iſt es die Exiſtenz ſelbſt, welche ein Weſen einer Art zu einer individuellen Stelle in der Zeit und im Raume beſtimmt, die zwei Weſen derſelben Art nicht mitgetheilt werden kann. Dieſes ſcheint zwar klärer an einfachen Subſtanzen und Beſtimmungen zu ſeyn; doch hat es auch nicht mehr Schwierigkeit bei zuſammengeſetzten, wenn man ſich nur das Object deutlich denkt, worauf dieſes Prinzip angewendet wird. Wir wollen z. B. ſetzen, ein Atom d. i. ein zuſammenhängender Körper mit einer unveränderlichen Fläche, exiſtire in einer beſtimmten Zeit und einem beſtimmten Raume.

Es ist klar, daſs er in jedem Moment seiner Existenz betrachtet mit sich selbst, identisch ist. Denn er ist demselben Moment das was er ist und nichts anders, also identisch, und so muſs er beharren, so lange als er existiret. Wenn zwei oder mehrere Atomen in eine Masse vereiniget werden, so muſs nach dieser Regel jeder derselben seine Identität behalten, und die Masse, insofern sie aus denselben Atomen bestehet, dieselbe Masse oder Körper bleiben, ohne Rücksicht auf Veränderungen in dem Zusammenhang der Theile. Nach Wegnahme eines dieser Atomen oder durch Hinzusetzung eines neuen, ist es aber nicht mehr dieselbe Masse oder derselbe Körper. Bei lebenden Wesen hingegen hängt die Identität von etwas andern, nicht von der Masse derselben Bestandtheile ab; ihre Veränderung hat keinen Einfluſs auf die Identität. Eine Eiche, welche aus einer Pflanze zu einem groſsen Baume aufwächst, und dann behauen wird, ist immer dieselbe Eiche; ein Füllen wächst auf zu einem Pferde, ist zuweilen fett, zuweilen mager, und bleibt dabei immer dasselbe Pferd; Und doch geht in beiden Fällen offenbar eine groſse Veränderung in den Theilen vor, und es ist nicht immer dieselbe Masse von Materie vorhanden. Der Grund davon liegt darinn, daſs in beiden Fällen, bei der Masse der Materie

und

und einem belebten Körper, die Identität nicht auf einerlei Ding angewendet wird.

§. 4.

Wir müssen also untersuchen, worin eine Eiche von einer blossen Masse von Materie unterschieden ist. Dieser Unterschied scheint mir darin zu bestehen. Eine Masse Materie ist bloss ein Zusammenhang von Materientheilen, wobei die Verbindungsart der Theile gleichgültig ist. Bei der Eiche ist aber eine bestimmte Einrichtung der Theile, wodurch sie zu Theilen einer Eiche werden, eine gewisse Organisation derselben nöthig, wodurch die Aufnahme und Vertheilung der Nahrungsmittel, die Fortdauer und Bildung des Holzes, der Rinde und Blätter einer Eiche möglich wird. Und darin besteht das vegetabilische Leben. Da also eine Pflanze ein Wesen ist, welches eine solche Organisation der Theile in einem zusammenhängenden Körper, und Antheil an einem gemeinschaftlichen Leben hat, so dauert es als dieselbe Pflanze so lange fort, als es an demselben Leben Antheil hat, ungeachtet dieses neuen Theilen mitgetheilt wird, welche durch eine fortgesetzte, ähnliche, dieser Pflanzenart angemessene Organisation organisch mit der Pflanze vereiniget werden. Denn diese

Organiſation, welche in einem gewiſſen Zeitpunkt in einer Maſſe Materie iſt, iſt dadurch von allen andern Organiſationen verſchieden, und ſie iſt das individuelle Leben, welches bei der ſtetigen unmerklichen und ſucceſſiven Verbindung neuer Theile mit der Pflanze, von dieſem Zeitpuncte an vorwärts und rückwärts beſtändig in der Organiſation fortdauert. Darin iſt die Identität gegründet, welche macht, daſs die Pflanze immer dieſelbe Pflanze, und ihre Theile, Theile derſelben Pflanze ſind, ſo lange, als ſie durch die fortdauernde Organiſation in Verbindung exiſtieren, welche über alle verbundene Theile das gemeinſchaftliche Leben verbreitet.

§. 5.

Identität der Thiere.

Eben das gilt mit ſo weniger Veränderung von den Thieren, daſs man daraus leicht das Weſen des Thieres und den Grund einſehen kann, der macht, daſs ein Thier als identiſch fortdauert. Etwas ähnliches davon finden wir an Maſchinen, die daher zur Erläuterung dienen können. Was iſt zum Beiſpiel eine Uhr? doch nichts anders als eine zu einem gewiſſen Zweck tauglich eingerichtete Bildung und Verbindung gewiſſer Theile, welche, wenn eine hinreichende Kraft hinzukommt, jenen Zweck

Zweck erreichen kann. Gesetzt, diese Maschine wäre ein zusammenhängender Körper, dessen organische Theile durch eine unaufhörliche Zusetzung oder Trennung unmerklicher Theile vermöge eines gemeinschaftlichen Lebens ersetzt, vergrösert oder verkleinert würden, so hätten wir etwas Aehnliches von dem Körper eines Thieres, nur mit dem Unterschiede, daſs in einem Thiere die Fähigkeit zur Organisation und der Bewegung, in welcher das Leben bestehet, einen gemeinschaftlichen Anfang haben, indem die letztere, die Bewegung, ihren Grund in dem innern Bau hat, da hingegen bei Maschinen die Kraft, welche von aussen kommt, oft fehlet, wenn die Theile derselben in Ordnung und gut eingerichtet sind, um die Einwirkung der Kraft aufzunehmen.

§. 6.

Identität des Menschen.

Hieraus erhellet auch, worin die Identität eines Menschen bestehet, nehmlich in der Theilnahme an demselben Leben, welches bei dem beständigen Wechsel der Materientheile, die mit dem organischen Körper organisch verbundem werden, fortdauert. Wer sie in etwas andern bestehen läſst, als nach Analogie der Thiere in der bei allem Wechsel der Theile

fort-

fortdauernden Organifation zum Leben, der wird wohl fchwerlich ein Embryo, einen erwachfenen, wahnfinnigen und vernünftigen Menfchen zu einem und demfelben Menfchen durch eine Hypothefe machen können, nach welcher es nicht unmöglich ift, dafs Sokrates, Pilatus, Auguftinus, und Cäfar Borgia ein und derfelbe Menfch waren. *) Denn wenn die Identität der Seele zur Identität des Menfchen hinreichend, und kein Grund in der Natur der Materie enthalten ift, wodurch es unmöglich wird, dafs daffelbe Individuum mit verfchiedenen Körpern vereiniget werden kann, fo mufs es möglich feyn, dafs diefe Menfchen von verfchiedenen Zeitaltern, und verfchiedenen Sinnesarten ein und derfelbe Menfch waren. Eine Vorftellungsart, welche einen auffallenden Gebrauch des Worts Menfch und einen Begriff von demfelben vorausfetzt, aus welchem der Körper und die äufsere Geftalt ausgefchloffen ift, und fich noch weniger mit den Begriffen derjenigen Philofophen verträgt, welche eine Wanderung der Seelen, und die Mög-

*) Im Original fteht: by any Suppofition, that will not make it poffible for Socrates Pilate etc. to be the fame Man. Ich habe aber überfetzt, als hiefse es: that will not make impoffible, welches der Zufammenhang fodert.

Möglichkeit annehmen, dafs die Seelen der Menfchen ihrer Vergehungen wegen in Körper der Thiere verftofsen werden, um eine Wohnung und Organifation zu finden, welche der Befriedigung ihrer thierifchen Neigungen angemeffen ift. Aber ficherlich würde kein Menfch, wäre er auch gewifs überzeugt, dafs die Seele des Heliogabalus in eines feiner Schweine gewandert wäre, behaupten, diefes Schwein fey ein Menfch oder Heliogabalus.

§. 7.

Alle Arten von Identität werden daher weder unter der Einheit der Subftanz begriffen, noch durch fie in jedem Falle beftimmt. Um fie richtig vorzuftellen und zu beurtheilen, mufs man den Begriff des Worts, mit welchem die Identität verbunden wird, betrachten. Wenn die Worte Perfon, Menfch, Subftanz drei verfchiedene Begriffe bezeichnen, fo ift auch derfelbe Menfch, diefelbe Perfon und diefelbe Subftanz keinesweges einerlei. Etwas mehr Aufmerkfamkeit auf diefen Unterfchied würde wahrfcheinlich der Verwirrung und den Schwierigkeiten, welche in diefer Materie vorzüglich in Anfehung der perfönlichen Identität herrfchen, gröfstentheils vorgebeugt haben. Wir gehen daher jetzt zur Betrachtung der letztern fort.

theils

§. 8.

Ein Thier ist ein lebender organischer Körper. Dasselbe Thier dauert also fort, wie wir schon bemerkt haben, wenn eben dasselbe Leben allen verschiedenen Theilen der Materie, welche nach und nach mit diesem lebenden organischen Körper vereiniget werden, ununterbrochen mitgetheilt wird. Scharfsinnige Beobachtungen setzen es ausser allem Zweifel, dass ungeachtet aller noch so abweichenden Erklärungen, der Begriff, der durch das Wort Mensch bezeichnet wird, nichts anders ist als ein Thier von einer solchen bestimmten Form. Denn ich darf wohl kühn behaupten, dass jeder, der ein Wesen von seiner Form und Gestalt sieht, sollte es auch sein ganzes Leben hindurch nicht mehr Vernunft äussern, als eine Katze oder ein Papagey, doch dasselbe immer einen Menschen nennen, hingegen eine Katze oder einen Papagey, wenn er sie auch reden, denken und philosophiren hörte, doch nur für eine Katze oder einen Papagey halten würde; er würde immer nur sagen, jener Mensch sey dumm, ohne Vernunft, der Papagey aber ein verständiger vernünftiger Papagey. *) Nach mei-

*) Zum Beweise, dass diese Hypothese von einem vernünftigen Papagey nicht so

meiner Ueberzeugung macht zum wenigsten in den Augen der meisten Menschen der Begriff eines denkenden und vernünftigen Wesens den Begriff eines Menschen nicht allein aus; es gehört noch dazu ein mit demselben vereinigter Körper von bestimmter Form. Und wenn das ist, so gehört zur Identität des Menschen nicht nur derselbe immaterielle Geist, sondern auch derselbe Körper, der zwar nach und nach, aber nicht ganz auf einmal verändert wird.

§. 9.

Persönliche Identität.

Nachdem wir dieses vorausgeschickt haben, müssen wir, um den Begriff der persönlichen Identität zu finden, untersuchen, was das Wort Person bedeutet. Person ist, wie ich glaube, ein denkendes Wesen, das Vernunft und Beachtungsvermögen hat und sich als sich selbst, d. h. als ein und dasselbe denkende Wesen in verschiedenen Zeiten und Orten betrachten kann. Dieses ist allein durch das

geradezu zu verwerfen sey, führt Locke aus William Temples Memoirs of what passed in the Christendom from 1672 to 1679. eine Instanz von einem sprechenden Papagey in Brasilien an, welche wir, unbeschadet des ganzen Räsonnements, hier füglich weglassen konnten.

das Bewufstfeyn möglich, welches, meines Erachtens, dem Denken wefentlich und von demfelben unzertrennlich ift. Denn man kann nicht denken, ohne fich deffen bewufst zu feyn. Wenn wir fehen, hören, nachdenken, wollen, fo wiffen wir, dafs diefes in uns vorgehet; und fo ift es bei jedem Empfinden und Denken. Dadurch ift jedes denkende Wefen für fich das, was es fein Selbft nennt; infofern in diefem Falle noch nicht unterfucht wird, ob daffelbe Selbft in derfelben oder in verfchiedenen Subftanzen fortdauert. Denn weil das Bewufstfeyn jederzeit das Denken begleitet, und dasjenige ift, was macht, dafs jeder das ift, was er fein Selbft (Ich) nennt und wodurch er fich von allen andern denkenden Wefen unterfcheidet, fo beftehet darin allein die perfönliche Identität, d. i. die Identität eines vernünftigen Wefens. So weit fich diefes Bewufstfeyn auf vergangene Handlungen und Denkakte erftrecken kann, fo weit reichet auch die Identität derfelben Perfon; fie ift noch daffelbe Selbft, welches fie damals war, und fie reflectirt jetzt wie ehedem durch daffelbe über ihre eignen Thätigkeiten.

§. 10.

Aber nun entfteht noch eine andre Frage: ift diefes Selbft auch dieselbe identifche Subftanz? Wenige Menfchen würden fich für berechtiget hal-

halten, dieses in Zweifel zu ziehen, wenn die Seele immer diejenigen Vorstellungen in deutlichen Bewusstseyn erhalten könnte, wodurch sie sich selbst mit Evidenz für dasselbe denkende Wesen halten würde. Was hierbei aber Schwierigkeiten zu verursachen scheint, ist, dass dieses Bewusstseyn immer durch die Vergessenheit unterbrochen wird. Wir haben keinen Augenblick unsers Lebens die ganze Reihe unsrer vergangenen Handlungen vor uns, um sie mit einem Blick zu übersehen; auch das beste Gedächtniss verliert die eine Hälfte derselben aus dem Gesicht, während die andre betrachtet wird, zuweilen, ja den grössten Theil unsres Lebens denken wir nicht an die vergangenen Zustände unsers Selbst und sind nur mit dem Gegenwärtigen beschäftiget; im tiefen Schlafe haben wir gar keine Vorstellungen, zum wenigsten nicht mit dem Bewusstseyn, welches die Vorstellungen in dem wachenden Zustande begleitet. In allen diesen Fällen sage ich wird unser Bewusstseyn unterbrochen; und da wir das Daseyn unsres Selbst in der vorigen Zeit aus dem Gesicht verlieren, so entstehet daher ein Zweifel, ob wir noch dasselbe denkende Wesen d. h. dieselbe Substanz sind, ein Zweifel aber, der er mag vernünftig oder nicht vernünftig seyn, unsre persönliche Identität gar nicht trifft. Denn die Frage ist, was dieselbe Person ausmacht, aber

nicht, ob es dieselbe identische Substanz ist, welche allezeit in einer und derselben Person denkt; die letzte ist ohne allen Einfluss auf unsere Untersuchung. Denn verschiedene Substanzen könnten durch dasselbe Bewusstseyn, wenn sie an demselben Theil nähmen, in einer Person vereiniget seyn, so wie verschiedene Körper durch dasselbe Leben in einem Thiere vereiniget sind, welches seine Identität bei allem Wechsel der Substanzen durch die Einheit des fortgesetzten Lebens behält. Denn das Bewusstseyn macht allein, dass ein Mensch sich selbst als derselbe erscheint, und die persönliche Identität hängt also allein von demselben ab, es mag nun entweder einer einzelnen Substanz angehören, oder durch eine Reihe auf einander folgender Substanzen fortgesetzt werden. In sofern ein denkendes Wesen das Bewusstseyn seiner vorigen Thätigkeit zurückrufen kann, und dieses nicht von dem Bewusstseyn seiner gegenwärtigen Handlungen verschieden ist, insofern ist es dasselbe persönliche Wesen. Denn nur durch das Bewusstseyn seines jetzigen Denkens und Handelns ist es für sein Selbst noch dasselbe Ich, und soweit das identische Bewusstseyn sich auf die vergangene Zeit erstreckt, so weit reicht auch seine Identität. Die Entfernung der Zeit, die Aufeinanderfolge der Substanzen gründet so wenig eine numerische Verschiedenheit der Personen,

als

als ein Mensch deswegen ein anderer Mensch ist, weil er heute ein andres Kleid trägt, als gestern, er mag nun unterdessen eine lange oder kurze Zeit geschlafen haben. Ein und dasselbe Bewufstseyn vereiniget alle vergangene Handlungen unabgesehen auf die Substanzen, die etwa zu ihrer Wirklichkeit beigetragen haben, in eine Person.

§. 11.

Für die Wahrheit dieser Behauptung finden wir selbst an unserm Körper einen unläugbaren Beweis. Alle Theile desselben, welche mit demselben denkenden Ich organisch vereiniget sind, so dafs wir es uns bewufst sind, wenn sie berührt, oder afficiret werden, wenn sie sich wohl oder übel befinden, sind Theile unsers Selbst, d. h. unsers mit Bewufstseyn denkenden Ichs. Wir sympathisiren mit den Gliedern unsers Leibes und interessiren uns für sie als Theile von Uns. Wird aber die Hand abgeschnitten und von dem Bewufstseyn getrennt, so ist sie so wenig ein Theil von unserm Selbst, als der entfernteste Theil der Materie. So kann auch die Substanz, die dem Ich zum Grunde lieget, verändert werden, ohne dafs die persönliche Identität dabei mehr Veränderung erleidet, als wenn Glieder des Leibes, die jezt einer Person angehörten, abgelöfst werden.

§. 12.

Die Frage ist aber hier, ob die Identität der Person mit Veränderungen der denkenden Substanz bestehen kann, oder ob, wenn die letztere unverändert bleibt, dabei eine Verschiedenheit der Person denkbar ist. — Ich bemerke erstens, dafs davon für diejenigen keine Frage mehr seyn kann, welche das Denken in eine blofse materielle thierische Organisation setzen, ohne ein immaterielles Wesen anzunehmen. Denn ihre Voraussetzung sey wahr oder falsch, so denken sie sich doch offenbar den Grund von der Fortdauer der persönlichen Identität in etwas andern, als in der Identität der Substanz, so wie die Identität des Thieres durch die Identität des Lebens, nicht der Substanz fortgesetzt wird. Diejenigen, welche das Denken einer immateriellen Substanz beilegen, müssen also, ehe sie sich mit jenen einlassen können, zeigen, warum die Identität der Person nicht bei den Veränderungen einer Substanz oder dem Wechsel mehrerer verschiedenen Substanzen bestehen kan, so wie dieses der Fall mit der Identität des Thieres ist; sie müsten denn behaupten, dafs von einem immateriellen Geiste sowohl das identische Leben der Thiere, als die identische Persönlichkeit der Menschen abhängig sey, welches die Cartesianer wenigstens nicht zugeben werden, aus Furcht, sie möchten die Thiere auch zu denkenden Wesen machen.

§. 13.

§. 13.

Was aber nun den erften Theil der Frage betrifft; ob die Identität der Perfon mit den Veränderungen deffelben denkenden Wefens beftehe, vorausgefetzt, dafs nur immaterielle Subftanzen denken? fo antworte ich, diefe Frage kann nur von denen beantwortet werden, welche wiffen, von welcher Art die denkenden Subftanzen find, und ob das Bewufstfeyn der vorigen Handlungen aus einer denkenden Subftanz in die andre übergehen kann. Diefes wäre, ich geftehe es, unmöglich, wenn einerlei Bewufstfeyn diefelbe individuelle Handlung wäre; da es aber blos die gegenwärtige Vorftellung einer vergangenen Handlung ift, fo müfste noch immer gezeigt werden, warum es unmöglich fey, dafs fich die Seele etwas als gefchehen vorftellen könne, was nie wirklich war. In wiefern daher das Bewufstfeyn vergangener Handlungen einem individuellen Subjecte mit Ausfchliefsung jedes andern angehöre, das kann von uns kaum entfchieden werden, fo lange als wir nicht wiffen, von welcher Art diefe Handlung ift, welche ohne einen begleitenden Akt des reflectirenden Bewufstfeyns nicht gefchehen kann und wie fie von denkenden Subftanzen, die nicht denken können, ohne fich deffen bewufst zu feyn, ausgeübt wird. Da aber ein und d a f s e l b e Bewufstfeyn nicht diefelbe individuelle Handlung ift, fo ift es

ſchwer, aus der Natur der Dinge einen Grund abzuleiten, warum eine denkende Subſtanz etwas, das ſie nie that, ja das vielleicht von einem andern Subjecte gethan iſt, ſich nicht als ihre eigne Handlung vorſtellen ſollte, oder mit andern Worten, es iſt ſchwer, die Unmöglichkeit einer Vorſtellung darzuthun, der nichts Wirkliches zum Grunde liegt, von welcher Art viele Vorſtellungen im Traume ſind, die wir, während wir träumen, doch für wahr halten. So lange wir alſo keine beſſere Erkenntniſs von dem Weſen denkender Subſtanzen haben, können wir den beſten Ueberzeugungsgrund, daſs es nicht ſo iſt, nur allein in der Güte Gottes finden, der, in ſo fern die Glückſeligkeit oder das Gegentheil eines ſeiner Geſchöpfe dabei intereſſirt iſt, nicht zugeben kann, daſs das Bewuſstſeyn, welches Belohnung oder Strafe nach ſich zieht, durch einen unvermeidlichen Irrthum von dem einen Weſen auf das andre übergehe. In wiefern dieſer Grund gegen diejenigen gebraucht werden kann, welche den Grund des Denkens in einem Syſtem flieſsender Lebensgeiſter ſetzen, mögen andre unterſuchen; wir aber kehren zu unſrer Frage wieder zurück. Wenn daſselbe Bewuſstſeyn (welches wie wir ſchon gezeigt haben, etwas ganz andres iſt, als dieſelbe numeriſche Geſtalt oder Bewegung in dem Körper) von einer denkenden Subſtanz auf die andere übergehen kann, ſo muſs man

man auch die Möglichkeit einräumen, dass zwei denkende Substanzen nur eine Person ausmachen können. Denn durch die Fortdauer desselben Bewusstseyns, es sey in einer oder in verschiedenen Substanzen, wird auch die Identität der Person erhalten.

§. 14.

Der zweite Theil der Frage: ob bei der Fortdauer einer und derselben immateriellen Substanz eine doppelte Persönlichkeit möglich ist? scheint mir auf einer andern Frage zu beruhen, nehmlich: Ist es möglich, dass ein und dasselbe immaterielle Wesen sein Bewusstseyn von den Handlungen seiner vorigen Existenz mit der Fähigkeit, es wieder zu erneuern, gänzlich verlieren kann, so dass es gleichsam eine neue Periode seiner Existenz von einem gewissen Zeitpunkt zu berechnen anfängt, über welchen hinaus sein Bewusstseyn schlechterdings nicht reichet. Dieser Meinung sind offenbar diejenigen, welche eine Präexistenz der Seele behaupten. Denn sie nehmen an — und sie müssen es, wenn ihnen nicht die Erfahrung widersprechen soll — dass die Seele aus ihrem vorhergehenden Zustande, in dem sie entweder ganz ohne Körper war, oder einen andern beseelte, kein Bewusstseyn ihrer Handlungen zurückgebracht hat. Eine solche Seele muss nothwendig verschiedene Personen

ausmachen, da sie doch eine so lange Zeit nicht im Zustande des Nichtbewufstseyns wird zugebracht haben, und die Identität der Person nicht weiter reicht, als das Bewufstseyn. Wir wollen uns einen christlichen Platoniker oder Pythagoräer denken, der unter der Voraussetzung, dafs Gott alle Werke der Schöpfung mit dem siebenten Tag endigte, annimmt, seine Seele habe seitdem immer existiert und verschiedene menschliche Körper durchwandert. Wirklich habe ich einen Mann gekannt, der sich einbildete, seine Seele sey Sokrates Seele gewesen. In wie fern diese Einbildung vernünftig war, will ich hier nicht untersuchen; genug in dem ansehnlichen Posten, den er bekleidete, galt er für einen vernünftigen Mann, und seine Schriften haben bewiesen, dafs es ihm weder an Verstand noch an Gelehrsamkeit fehlte. Darf wohl jemand behaupten, dieser Mann sey eine Person mit dem Sokrates, da er sich keiner Handlung und keines Gedankens des Sokrates bewufst ist? Wir wollen setzen, einer schliefse aus dem Selbstbewufstseyn auf einen immateriellen Geist, der in ihm denkt und sein Ich ausmacht, wodurch er bei allem Wechsel des Körpers derselbe Mensch ist; wir wollen ihn die Hypothese annehmen lassen, dieser Geist sey dieselbe Seele, welche in dem Nestor oder Thersites bei der Belagerung Trojas war — eine Voraussetzung, die nicht offen-

bar

bar ungereimt iſt, weil die Seelen, ſoviel wir von ihrem Weſen wiſſen, gegen jeden Theil der Materie gleichgültig ſind — wird oder kann er aber bei dem allen ſich für einerlei Perſon mit einem von beiden halten, da ihm das Bewuſstſeyn der Handlungen des einen ſowohl als des andern fehlt? Kann er wohl Antheil an einer ihrer Handlungen nehmen, und ſie ſich mit mehrerm Rechte zueignen, als die Handlungen irgend eines andern exiſtirenden Menſchen? Da ſich alſo ſein Bewuſstſeyn nicht auf die Handlungen dieſer Perſonen erſtreckt, ſo iſt er ſo wenig eine Perſon mit denſelben, als wenn ſeine Seele erſt in demſelben Augenblick wäre erſchaffen worden, da ſie ſeinen jetzigen Körper zu beleben anfieng, ſollte es auch noch ſo ausgemacht ſeyn, daſs ſie numeriſch dieſelbe wäre, welche den Körper des Therſites und Neſtors beſeelte. Denn dieſes würde ihn ſo wenig zu einer Perſon mit dem Neſtor machen, als wenn Materientheile, welche einſt einen Theil des Neſtors ausmachten, jetzt Theile ſeines Körpers wären, weil ohne Einheit des Bewuſstſeyns die Verbindung derſelben immateriellen Subſtanz mit einem Körper eben ſo wenig die Identität der Perſon begründet, als die Verbindung derſelben Materie mit einem Körper. Geſetzt aber, er ſey ſich einer Handlung des Neſtors als ſeiner eignen be-

 wuſst,

wufst, dann mufs er fich auch für eine Perfon mit demfelben halten.

§. 15.

Auf diefe Art können wir ohne Schwierigkeit eine perfönliche Identität bei der Auferftehung uns denken; wenn daffelbe identifche Bewufstfeyn mit der Seele eines Menfchen fortdauert, die feinen Körper hier befelte, follte auch diefer dem Bau und den Theilen nach nicht ganz derfelbe mehr feyn, der er hier war. Indeffen ift doch der Seele allein bei dem Wechfel des Körpers zur Identität des Menfchen nur für denjenigen hinreichend, der die Seele zum ganzen Menfchen macht. Denn, gefetzt, die Seele eines Prinzens wanderte mit dem Bewufstfeyn ihres vorigen Lebens in den Körper eines Schuflickers, fobald als er entfeelt worden, fo ift einleuchtend, dafs er einerlei Perfon mit dem Prinzen, und für deffen Handlungen verantwortlich feyn würde. Könnte man aber wohl fagen, es fey derfelbe Menfch? Auch der Körper gehört mit in den Begriff eines Menfchen, und er würde wohl in diefem Fall nach aller Meinung die Individualität des Menfchen beftimmen, die Seele hingegen mit allen ihren prinzlichen Gedanken keinen andern Menfchen machen; der Schuflicker würde in den Augen aller, fich felbft

aus-

ausgenommen, nichts anders als derſelbe Schuflicker ſeyn. Ich weiſs wohl, daſs nach dem gemeinen Sprachgebrauch die Ausdrücke, einerlei Perſon und einerlei Menſch gleichgeltende Begriffe ſind; in der That hat auch jedermann das Recht, die Ausdrücke nach Belieben zu gebrauchen, ſie mit Begriffen zu verbinden und zu verändern; allein wenn man unterſuchen will, worauf ſich die Identität eines Geiſtes, eines Menſchen, einer Perſon gründet, ſo müſſen dieſe Begriffe beſtimmt und fixirt werden, und nur dadurch kann die Auflöſung aller dieſer Fragen erleichtert werden.

§. 16.

Die Einheit des Bewuſstſeyns macht dieſelbe Perſon aus.

Wenn gleich dieſelbe immaterielle Subſtanz oder Seele in keinem Falle allein denſelben Menſchen ausmacht, ſo iſt es doch einleuchtend, daſs das Bewuſstſeyn, ſo weit es nur reichen kann, das Daſeyn und die Handlungen der entfernten Zeit ſo gut als des unmittelbar vorhergehenden Augenblicks in dieſelbe Perſon vereiniget; folglich iſt dasjenige, welchem das Bewuſstſeyn ſowohl der vergangenen als der gegenwärtigen Handlungen angehört, dieſelbe Perſon. Denn es kommt bei dieſer Frage

ge gar nicht darauf an, ob dieses **Selbst** aus derselben oder einer andern Substanz bestehet, sondern auf das Selbstbewusstseyn, welches mich nöthiget, alle Handlungen, wären sie auch vor tausend Jahren geschehen, wenn sie durch dasselbe mir zugeschrieben werden, so gut als die des vorhergehenden Augenblicks als meine Handlungen und mich selbst, als für sie verantwortlich zu betrachten.

§. 17.

Das **Ich** ist das mit Bewusstseyn denkende Wesen, welches einer Empfindung des Vergnügens und Schmerzens, der Glückseligkeit und des Gegentheils empfänglich ist, und daher sich nach dem Umfange dieses Bewusstseyns für sich selbst interessirt. Von welcher Art die Substanz desselben ist, ob geistig oder materiel, einfach oder zusammengesetzt, darauf kommt hier nichts an. Es ist also einleuchtend, dass der kleine Finger, als in diesem Bewusstseyn begriffen, so gut als etwas anders einen Theil des **Ich** mit ausmacht. Wenn bei einer Ablösung dieses Gliedes, jenes Bewusstseyn sich von dem übrigen Körper trennen, und mit diesem verbinden sollte, so würde der kleine Finger offenbar die **Person** ja **dieselbe Person** seyn, und das Ich nichts mit dem übrigen Körper zu thun haben. So wie das

das Bewuſstſeyn in dieſem vorausgeſetzten Fall einer Trennung, der Grund von der Identität der Perſon iſt, ſo verhält es ſich auch in Anſehung der in der Zeit entfernten Subſtanzen. Alles, was das Bewuſstſeyn des jetzt denkenden Weſens mit ſich ſelbſt vereinigen kann, das macht dieſelbe Perſon aus, und iſt Eins mit demſelben, alles andere iſt davon ausgeſchloſſen; und alle Handlungen, welche dieſes Bewuſstſeyn umfaſst, werden auf dieſes Selbſt als eigene Handlungen bezogen. Dieſes lehrt das Selbſtbewuſstſeyn eines Jeden.

§. 18.

Das Ich iſt der Gegenſtand der Belohnungen und Beſtrafungen.

Auf dieſe Identität der Perſon gründet ſich alles Recht und die Gerechtigkeit der Strafen und Belohnungen. Denn jede Perſon intereſſirt nur ihre eigne Glückſeligkeit und Unglückſeligkeit, aber nicht der Zuſtand einer andern Subſtanz, die keinen Antheil an dieſem Bewuſstſeyn hat. Das vorher gebrauchte Beiſpiel kann auch hier zur Erläuterung dienen.

§. 19.

Dieſes zeigt uns offenbar, daſs die Identität der Perſon nicht in der Identität der Subſtanz,

ſtanz, ſondern des Bewuſstſeyns beſteht. Wenn Sokrates in dem wachenden und ſchlafenden Zuſtande nicht daſſelbe Bewuſstſeyn hat, ſo iſt der wachende und ſchlafende Sokrates nicht eine und dieſelbe Perſon. Den wachenden Sokrates für das beſtrafen zu wollen, was der ſchlafende dachte, und deſſen jener ſich nicht bewuſst iſt, wäre dann eben ſo wenig recht, als wenn man den einen Zwillingsbruder für dasjenige, was der andere that, deſſen ſich jener aber nicht bewuſst iſt, und zwar aus dem Grunde beſtrafen wollte, weil beide in der äuſsern Geſtalt ſo ähnlich ſind, daſs, wie wohl zuweilen der Fall geweſen iſt, man ſie nicht unterſcheiden konnte.

§. 20.

Ein Einwurf iſt hier noch möglich. Geſetzt, wird man vielleicht ſagen, ich verliere das Bewuſstſeyn eines Theils meines Lebens, ſo daſs ich vielleicht deſſelben nie wieder bewuſst werde, bin ich dann nicht noch dieſelbe Perſon, welche dieſe Handlungen that, dieſe Gedanken hatte, deren ich einſt als meiner bewuſst war, ob ſie gleich jetzt aus meinem Bewuſstſeyn verſchwunden ſind? — Es muſs hier beſtimmt werden, worauf das Wort Ich angewendet wird. In dieſem Falle iſt es offenbar nur der Menſch allein; da aber nach der ge-

gewöhnlichen Vorstellungsart derselbe Mensch und dieselbe Person einerlei ist, so wird auch hier ganz natürlich vorausgesetzt, dass das Ich dieselbe Person bezeichne. Allein wäre es möglich, dass ein und derselbe Mensch zu verschiedenen Zeiten ein besondres getrenntes Bewusstseyn hätte, so würde derselbe auch ohne allen Zweifel zu verschiedenen Zeiten verschiedene Personen ausmachen. Dass dieses die Vorstellungsart der Menschen ist, sehen wir aus der feierlichsten Erklärung ihrer Meinungen. Denn die menschlichen Gesetze bestrafen einen wahnsinnigen nicht wegen der Handlungen, die er als vernünftiger Mensch that, noch diesen für das, was er im Wahnsinn that, und sie sehen sie daher für zwei Personen an. Dieses drücken auch gewissermassen die Redensarten aus: er ist nicht mehr derselbe Mensch, er ist ausser sich; denn in ihnen ist die Vorstellungsart derer die sich derselben zum wenigsten zuerst bedienten, angedeutet, dass das Selbst verändert, und dieselbe Person nicht mehr in demselben Menschen sey.

§. 21.

Unterschied zwischen der Identität des Menschen und der Person.

Bei dem allen läst es sich doch kaum denken, dass Sokrates ein und derselbe individu-

duelle Mensch zwei Personen seyn soll. Um diese Schwierigkeit aufzulösen, müssen wir untersuchen, was man unter Sokrates oder demselben individuellen Menschen verstehet. Dieser Ausdruck muss entweder dieselbe individuelle immaterielle denkende Substanz, kurz dieselbe numerische Seele, oder dasselbe thierische Wesen ohne Rücksicht auf eine immaterielle Seele oder endlich drittens, dieselbe immaterielle Seele in Verbindung mit demselben thierischenKörper andeuten. — Man nehme von diesenFällen an, welchen man will, so kann doch die Identität der Person in nichts andern als in dem Bewusstseyn bestehen, noch von grössern Umfang als dieses seyn. — Nach der ersten Voraussetzung muss man die Möglichkeit eingestehen, dass zu verschiedenen Zeiten von verschiedenen Weibern geborne Menschen ein und derselbe Mensch seyn können. Nach dieser Vorstellungsart müsste es auch für möglich gehalten werden, dass ein Mensch zwei verschiedene Personen sey, so wie zwei Menschen, die zu verschiedenen Zeiten lebten, ohne von einander etwas zu wissen. Nimmt man aber die zweite und dritte Voraussetzung an, so kann Sokrates in diesem und dem künftigen Leben nur allein durch das Bewusstseyn derselbe Mensch seyn. Hiernach bestehet die Identität des Menschen und die Person in einerlei Dinge, und man kann ohne

Schwie-

Schwierigkeit eingestehen, daſs derselbe Mensch dieselbe Person sey. Nur müssen die Vertheidiger dieser Hypothese noch untersuchen, wie Sokrates als Kind, und nach der Auferstehung noch derselbe Mensch seyn kann. Doch worin man auch immer den Begriff desselben und folglich auch desselben individuellen Menschen setzen mag, worin vielleicht nur wenige Menschen einstimmig denken, so können wir doch, um uns in keine groſsen Ungereimtheiten zu verwickeln, die persönliche Identität in nichts anderm als in dem Bewuſstseyn setzen.

§. 22.

Allein ist nicht ein Mensch in und nach der Trunkenheit dieselbe Person, wie könnte er sonst für die in der Trunkenheit begangenen Handlungen bestraft werden, deren er sich doch nachher nicht bewuſst ist? Gerade so wie ein Mensch, der im Schlafe wandelt und andre Dinge thut, dieselbe Person, und für jeden in diesem Zustand angerichteten Schaden verantwortlich ist. Die Gesetze bestrafen sie beide mit einer ihrer Erkenntniſsart angemessenen Gerechtigkeit. Denn da sie in diesen Fällen die Wirklichkeit und die Verstellung nicht unterscheiden können, so wird die Nichtbesonnenheit in der Trunkenheit und dem Schlafe für keine gültige Entschuldigung ange-

nommen. Ungeachtet die Strafen blofs auf die Perfönlichkeit und diefe auf das Bewufstseyn beruhen, ungeachtet der Betrunkene vielleicht ohne Bewufstfeyn handelt, fo ift doch feine Beftrafung nach den Gefetzen gerecht, weil das Factum gegen ihn aber nicht der Mangel des Bewufstfeyns für ihn bewiefen werden kann. Aber an jenem grofsen Tage, an welchem alle Geheimniffe der Herzen aufgedeckt werden follen, darf man mit Grund hoffen, dafs keiner für das, wovon er nichts weifs, zur Rechenfchaft gezogen werden, fondern nur infofern fein Urtheil empfangen wird, als ihn fein eignes Gewiffen anklagt oder entfchuldiget.

§. 23.

Das Bewufstfeyn macht allein unfer Selbft aus.

Nur das Bewufstfeyn allein kann entfernte Zuftände des Dafeyns in eine Perfon vereinigen, nicht aber die Identität der Subftanz. Denn eine Subftanz, von welcher Art und Bildung fie immer feyn mag, ift ohne Bewufstfeyn doch keine Perfon, fonft könnte es auch wohl ein Skelet feyn. — Könnten wir vorausfetzen, dafs ein zweifaches, verfchiedenes und unvereinbarliches Bewufstfeyn in demfelben Körper, das eine bei Nacht das andre bei Tage

Tage, und daſs auf der andern Seite ein und daſſelbe Bewuſstſeyn in zwei verſchiedenen Körpern wechſelsweiſe wirkſam wäre; müſste denn nicht in jenem Fall der Menſch bei Tage eine andere Perſon als bei Nacht, und ſo verſchieden als Sokrates und Plato, und in dieſem eine und dieſelbe Perſon in zwei verſchiedenen Körpern ſeyn, wie ein Menſch in zwei verſchiedenen Kleidern derſelbe Menſch iſt? Die Behauptung, die Einheit oder Verſchiedenheit des Bewuſstſeyns ſey in der Identität oder Verſchiedenheit der immateriellen Subſtanz gegründet, und durch dieſe in dieſen Körpern hervorgebracht, hat auf unſern Gegenſtand wenig Einfluſs, ſie mag wahr oder falſch ſeyn. Denn es iſt klar, daſs die Identität der Perſon durch das Bewuſstſeyn beſtimmt wird, dieſes mag an eine immaterielle individuelle Subſtanz gebunden ſeyn, oder nicht. Geſetzt die denkende Subſtanz müſste in dem Menſchen als immateriell gedacht werden, ſo iſt es doch ausgemacht, daſs ſie das Bewuſstſeyn ihres vorigen Zuſtandes verlieren und wieder erlangen kann. Die Erfahrung lehrt es, daſs Menſchen oft ihre vergangenen Handlungen gänzlich vergeſſen, und zuweilen eine vergeſſene Sache nach vielen Jahren wieder ins Bewuſstſeyn zurückrufen. Dieſes Vergeſſen und Erinnern dürfte nur Tag und Nacht regelmäſsig mit einander abwechſeln, ſo hätte man zwei Per-

ſonen bei einem immateriellen Geiſte, ſo wie nach dem vorigen Falle zwei Perſonen in demſelben Körper. Das Selbſt wird alſo nicht durch die Identität oder Verſchiedenheit der Subſtanz, deren man ſich nicht verſichern kann, ſondern allein durch die Einheit des Bewuſstſeyns beſtimmt.

§. 24.

Das Ich kann es ſich freilich als möglich denken, daſs die ihm zu Grunde liegende Subſtanz vorher mit demſelben Bewuſstſeyn exiſtiert hat. Allein nach Aufhebung des Bewuſstſeyns macht ſie ſo wenig das Selbſt oder einen Theil deſſelben aus, als jede andre Subſtanz, wie aus dem oben angeführten Beiſpiele von einem abgelöſsten Gliede erhellet. So wie dieſes nicht mehr als ein Theil des Menſchen betrachtet wird, wenn es nicht mehr in Verbindung mit dem Bewuſstſeyn ſtehet, ſo iſt das eben der Fall mit einer immateriellen Subſtanz, welcher das Bewuſstſeyn fehlt, wodurch ich mir ſelbſt Ich bin. Iſt daher eine Zeit ihrer Exiſtenz, die ich nicht mit dieſem Bewuſstſeyn verbinden kann, ſo iſt ſie in derſelben ſo wenig Ich, als jede andre immaterielle Subſtanz.

§. 25.

Die wahrſcheinlichere Meinung iſt, ich leugne es nicht, daſs dieſes Bewuſstſeyn mit ei-

einer individuellen immateriellen Substanz als dessen Bestimmung verknüpft ist. Doch wenn sich das auch Jeder nach seinen besondern Hypothesen erklären wollte, so muss doch jedes vernünftige einer Glückseligkeit empfängliche Wesen folgende Sätze eingestehen: Es ist in dem Menschen etwas, das er für Selbst hällt, für welches er sich interessirt, und dessen Glückseligkeit er wünscht; dieses Selbst hat in einer ununterbrochenen Dauer länger als einen Augenblick existirt; es ist daher möglich, dass es auch künftig noch mehrere Monate und Jahre existieren werde, ohne dass seiner Dauer gewisse Grenzen gesetzt sind; dieses Selbst kann endlich durch die Fortdauer desselben Bewustseyns ebendasselbe Selbst seyn. Und so findet jeder Mensch in dem Bewustseyn die Ueberzeugung, dass er dieselbe Person ist, welche vor mehrern Jahren diese oder jene Handlung begieng, durch welche er jetzt glücklich oder unglücklich ist. Bei allen diesen Betrachtungen und Rücksichten wird dasselbe fortdauernde Bewustseyn, aber nicht die numerisch identische Substanz, als der Grund der Identität dieses Selbst angesehen.

§. 26.

Person ist ein gerichtlicher Ausdruck.

Das Wort Person ist meines Erachtens ein Ausdruck für dieses Selbst. Was ein Mensch sein Selbst nennet, das ist kann ein andrer sagen, dieselbe Person. Das Wort Person ist ein gerichtliches Wort, wodurch Handlungen nebst Verdienst und Schuld zugerechnet werden, und daher komint es nur vernünftigen Wesen zu, welche für Gesetze und für Glückseligkeit Empfänglichkeit haben. Diese Persönlichkeit erstreckt sich über die Gegenwart, auf die Vergangenheit aber nur durch das Bewufstseyn, wodurch sich eine Person selbst vergangene Handlungen mit einem gewissen Interesse zueignet, zurechnet, und für sie verantwortlich wird, und zwar aus eben demselben Grunde, als bei den Handlungen der gegenwärtigen Zeit. Der gemeinschaftliche Grund davon ist nehmlich das Interesse für Glückseligkeit, welches von dem Bewufstseyn unzertrennlich ist. Denn was des Vergnügens und Schmerzens bewufst ist, das wünscht auch, dafs das Subject des Bewufstseyns glückselig sey. Daher kann es an allen vergangenen Handlungen, welche es durch das Bewufstseyn mit dem jetzigen Selbst nicht vereinigen kann, so wenig Antheil nehmen

men, als wenn sie gar nicht geschehen wären, und sollte es derentwegen Vergnügen oder Schmerz empfinden, d. h. belohnt oder bestraft werden, so wäre das eben so viel, als wenn es ohne alles Verdienst und Verschulden, gleich vom Anfang seines Daseyns glückselig oder elend wäre. Denn wenn ein Mensch in diesem Leben für das, was er in einem andern gethan hätte, wovon aber schlechterdings kein Bewufstseyn möglich wäre, bestraft würde; welcher Unterschied liefs sich dann wohl noch zwischen dieser Bestrafung und dem Erschaffenseyn zur Unglückseligkeit denken? Ganz einstimmig mit diesen Grundsätzen ist es, was der Apostel sagt, dafs an dem grofsen Tage, da jeder nach seinen Thaten empfangen wird, alle Geheimnisse jedes menschlichen Herzens sollen offenbaret werden: d. h., das Urtheil wird durch das Bewufstseyn jeder Person gerechtfertiget werden, dafs sie ohne Rücksicht auf den Körper, in welchem sie existiret, und auf die Substanz, der das Bewufstseyn angehört, dasselbe Wesen ist, welches diese Handlungen begieng, und diese Strafe dafür verdiente.

§. 27.

Ich kann es mir wohl denken, dafs ich bei dieser Abhandlung einige Hypothesen ge-

braucht habe, welche nicht nur manchen Lesern auffallend vorkommen, sondern es auch vielleicht wirklich sind. Aber sie dürften doch verzeihlich seyn, weil wir von der Natur des Wesens, das in uns denkt, und das wir für unser Ich halten, so wenig wissen. Wüsten wir, was es ist, oder wie es an ein System flüchtiger Lebensgeister gebunden ist, inwieferne es ausser einem organischen Körper, wie der unsre ist, die Wirkungen des Denkens und des Gedächtnisses äussern kann oder nicht; und ob es Gottes Wille war, dass ein solcher Geist mit keinem andern als diesem einem Körper vereiniget seyn, und dass das Gedächtniss von dessen gesunden Organen abhängen sollte: dann könnten wir vielleicht die Ungereimtheit einiger unsrer Voraussetzungen einsehen. Allein wenn wir uns die Seele bei dem Mangel aller Einsicht, wie gewöhnlich, als eine immaterielle Substanz denken, die von der Materie ganz unabhängig und sich völlig gleichgültig gegen sie verhält, so lässt sich die Ungereimtheit der Voraussetzung, sie sey zu verschiedenen Zeiten mit verschiedenen Körpern vereiniget und mache mit diesen dann einen Menschen aus, aus dem Wesen der Dinge nicht erweisen.

§. 28.

§. 28.

Reſultat.

Das Reſultat aus allem iſt dieſes. Jede Subſtanz, die zu ſeyn anfängt, muſs, ſo lange ſie exiſtiret, nothwendig dieſelbe ſeyn. Jede Subſtanz, und jedes Aggregat von Subſtanzen, muſs, ſo lange dieſe Verbindung dauert, nothwendig daſſelbe Aggregat ſeyn. Jede Beſtimmung, die entſtehet, iſt, ſo lange ſie iſt, dieſelbe Beſtimmung. Dieſe Regel gilt auch von der Verbindung verſchiedener Subſtanzen und Beſtimmungen. Daraus erhellet alſo, daſs die Schwierigkeit und Dunkelheit in dieſer Sache nicht ſowohl aus der Dunkelheit der Objecte als aus dem unrichtigen Gebrauch der Worte entſpringt. Denn die Unterſcheidung der Identität und Verſchiedenheit eines Dinges iſt leicht zu beſtimmen, und ſchlieſst allen Zweifel aus, wenn nur der Begriff, von welchem Innhalt er auch iſt, der durch ein Wort bezeichnet wird, immer mit denſelben Merkmalen verbunden wird.

§. 29.

Wenn wir ſetzen, daſs das Merkmal, vernünftiger Geiſt, den Begriff des Menſchen allein ausmacht, ſo läſst ſich leicht beſtimmen, was derſelbe identiſche Menſch iſt, nehm-

 lich

lich derselbe Geist, er sey mit einem Körper verbunden oder nicht. Wird aber in jenen Begriff noch die Verbindung dieses Geistes als Lebensprincip mit einem Körper von gewisser Organisation aufgenommen, so bestehet die Identität des Menschen in der fortdauernden Verbindung dieses Geistes mit dieser bei allen Veränderungen des Körpers fortdaurenden Organisation. Wenn man endlich zum Begriff des Menschen nur die animalische Vereinigung gewisser Theile unter einer gewissen Gestalt rechnet, so ist ein Mensch so lange derselbe, als diese Vereinigung und Gestalt in einem zusammengesetzten Wesen bestehet, das nur durch die ununterbrochene Ansetzung vergänglicher Theile dasselbe bleiben kann. Denn wenn das Object eines zusammengesetzten Begriffs, aus welchen Bestandtheilen es auch besteht, einmal durch die Existenz zu einem einzelnen Dinge unter einer gewissen Benennung ist gemacht worden, so behält es auch dieselbe Individualität durch die Fortdauer derselben Existenz.

Acht

Acht und zwanzigstes Kapitel.

Von andern Verhältnissen.

§. 1.

Gradverhältnisse.

Ausser den Verhältnissen, welche aus Vergleichung der Dinge in Ansehung der Zeit, des Orts und der ursachlichen Verknüpfung entstehen, giebt es noch andere Bestimmungsgründe der Verhältnisse, von denen ich hier einige anführen will.

Erstlich. Einige einfache Begriffe sind von der Art, dass sie mehr oder weniger Theile oder Grade enthalten können, und sie geben dadurch Veranlassung, die Objecte, in welchen diese Vorstellung enthalten ist, mit einander aus diesem Gesichtspunkt zu vergleichen. Z. B. weisser, süsser, grösser, gleich, mehr. Da diese Verhältnisse aus dem gleichen und ungleichen Grade derselben einfachen Vorstellung in verschiedenen Objecten entspringen, so können sie Proportional- oder Gradverhältnisse genennt werden. Es leuchtet von selbst ein, dass sie sich nur auf die einfachen Vorstellungen der Empfindung und Reflexion beziehen.

§. 2.

§. 2.

Verhältnifse des Urfprungs (natural.)

Zweitens. Eine andre Veranlaffung zur Vergleichung der Dinge mit einander geben die Umftände ihres Entftehens oder Urfprungs. Da diefe nachher nicht wieder aufgehoben werden, fo dauern die dadurch beftimmten Verhältniffe fo lange als die Objecte, denen fie angehören. So ftehen z. B. Vater und Sohn, Bruder und Gefchwifterkinder durch die Abftammung aus einem Blute in verfchiedenen Graden, Landsleute aber dadurch in Verhältnifs, dafs fie auf eben demfelben Boden, oder in einerlei Lande geboren find. Ich nenne diefe Verhältniffe natürliche, oder Verhältnifse des Urfprungs. Wir können dabei noch die Bemerkung machen, dafs die Menfchen die Begriffe von diefen Verhältnifsen und ihre Bezeichnungen nicht der Wahrheit und dem Umfange der Dinge fondern dem gemeinen Leben angepafst haben. Denn gewifs ift das Verhältnifs zwifchen dem Erzeuger und dem Erzeugten in andern Thierarten eben daffelbe, wie bei den Menfchen; gleichwohl fagt man felten, dafs diefer Ochfe der Grofsvater von diefem Kalbe, oder diefe Tauben Gefchwifter find. Denn es ift fehr zweckmäffig, diefe Verhältnifse unter den Menfchen zu bemerken und durch

be-

bestimmte Worte auszuzeichnen, da sowohl in den Gesetzen als in andern gesellschaftlichen Verbindungen ihre Erwähnung so oft veranlaſst wird, und daraus besondere Verpflichtungen entspringen. Weil dieses aber der Fall mit den Thieren nicht ist, so hielt man es auch nicht für nöthig, ihre Verhältnisse unter einander durch besondere Worte zu bezeichnen. Dieses kann noch nebenbei einiges Licht über den verschiedenen Zustand und Wachsthum der Sprachen verbreiten. Da die vortheilhafteste Mittheilung der Gedanken der einzige Zweck der Sprachen ist, so sind sie den Begriffen der Menschen und dem unter ihnen gewöhnlichen Umtausch der Gedanken, aber nicht dem Wesen, Umfange und den mannichfaltigen Beziehungen der Dinge, noch den abstracten Betrachtungen angepaſst, welche über sie angestellt werden mögen. Wo es an philosophischen Begriffen fehlet, da sind auch keine Worte zu ihrer Bezeichnung vorhanden. Auch darf man sich nicht wundern, wenn die Menschen keine Worte für diejenigen Dinge bildeten, von welchen zu sprechen sich wenig Gelegenheit fand. Hieraus läſst sich leicht die Ursache begreiffen, warum man in einigen Ländern nicht einmal ein Wort für das Pferd hat, da hingegen in andern, in denen man sich mehr um die Geschlechtsregister der Pferde als der Menschen bekümmert, nicht allein Namen für einzelne Pferde sondern

auch

auch für die verfchiedenen Verhältniffe ihrer Verwandfchaft gefunden werden.

§. 3.

Willkührlich angeordnete Verhältnifse.

Drittens. Die Beziehung der Dinge auf einander gründet fich zuweilen auf eine gewiffe Handlung, durch welche einer ein moralifches Recht, eine Befugnifs oder Verpflichtung erhält, etwas zu thun. So ift ein General ein Mann, der die Befugnifs hat, eine Armee zu commandiren, und eine Armee unter einem General ift eine Anzahl bewaffneter Menfchen, die verpflichtet find, Einem zu gehorchen. Ein Bürger ift derjenige, der Rechtsanfpruch auf gewiffe Vorrechte an einem Orte hat. Ich nenne diefe Verhältniffe angeordnete oder willkühriiche, weil fie von der Willkühr der Menfchen oder Verabredungen in der bürgerlichen Gefellfchaft abhängen. Sie unterfcheiden fich dadurch von den natürlichen, dafs, wo nicht alle, doch die meiften von ihnen auf verfchiedene Weife veränderlich, und von den Perfonen, denen fie eine Zeitlang angehörten, trennbar find, ohne dafs diejenigen, zwifchen denen fie ftatt hatten, ihr Dafeyn verlieren. Obgleich diefe Verhältniffe gegenfeitig find, und eine Beziehung zweier Dinge auf ein-

einander in sich schliessen, so wird doch zuweilen das Verhältniss zwischen zwei Dingen übersehen, weil es an einem Worte fehlt, welches diese Beziehung ausdrückt. Dass die Worte, ein Patron, ein Klient ein Verhältniss ausdrücken, ist klar, aber nicht so einleuchtend ist es bei den Worten Dictator, Stadthauptmann. Zum wenigsten stellt man sich nicht sogleich dieses Verhältniss vor, weil es an einem Worte fehlt, diejenigen anzuzeigen, welche unter den Befehlen dieser Männer stehen, so gewiss es auch ist, dass der eine und der andre eine gewisse Gewalt über andre hat, und nicht weniger in einem Verhältniss zu diesen stehet, als der Patron zum Client und der General zur Armee.

§. 4.

Moralische Verhältnisse.

Viertens. Eine andre Art von Verhältniss bestehet in der Uebereinstimmung oder Nichtübereinstimmung der willkührlichen Handlungen der Menschen mit einer Regel, auf welche sie bezogen und wornach sie beurtheilet werden, welches füglich das moralische Verhältniss kann genennet werden, weil es unsre moralischen Handlungen bestimmt. Dieses verdient die sorgfältigste Untersuchung, weil wir bey keiner andern Erkenntniss so viel Fleiss an-

anwenden sollen, um deutliche Begriffe zu erlangen, und Dunkelheit und Verwirrung zu vermeiden. Wenn die menschlichen Handlungen mit ihren verschiedenen Zwecken, Gegenständen, Arten und Umständen in deutliche Begriffe gefaſst werden, so entstehen daraus, wie schon gezeigt worden, mannichfaltige gemischte Bestimmungen, die groſsentheils ihre besondere Ausdrücke haben, z. B. die Dankbarkeit oder die Bereitwilligkeit, empfangene Wohlthaten zu erkennen und zu erwiedern; die Polygamie oder die Verbindung mit mehr denn einem Weibe auf einmal. Allein es ist in praktischer Rücksicht noch nicht genug, bestimmte Begriffe von den Handlungen zu haben, und ihre Ausdrücke zu kennen; eine weit wichtigere Angelegenheit ist die Erkenntniſs, ob diese zusammengesetzten Handlungen moralisch gut oder böse sind.

§. 5.

Das moralisch Gute und Böse.

Das Gute und Böse ist nach Buch II. Kapitel 20. §. 2. und Kap. 21. §. 42. nichts anders, als Vergnügen und Schmerz oder was dasselbe hervorbringt und veranlaſst. Das moralisch Gute und Böse ist also die Einstimmung oder der Widerstreit unsrer freien Handlungen mit einem bestimmten Gesetz, wodurch, nach dem Willen und der Macht des Gesetz-

setzgebers Gutes oder Böses mit unserm Zustand verknüpft wird. Das Gute und Böse, Vergnügen und Schmerz, welches nach der Anordnung des Gesetzgebers auf die Befolgung und Verletzung des Gesetzes folgt, ist das, was wir Belohnung und Bestrafung nennen.

§. 6.

Moralische Regeln.

Es giebt, wie mir scheint, drei Arten von diesen moralischen Regeln oder Gesetzen, auf welche die Menschen im Allgemeinen ihre Handlungen beziehen, und darnach ihre Rechtmässigkeit oder Unrechtmässigkeit beurtheilen. Jede derselben hat auch ihr besonderes Verpflichtungsmittel oder ihre eignen Belohnungen und Strafen. Denn es wäre zwecklos, die Vorschrift einer Regel für die freien Handlungen der Menschen ohne Verknüpfung mit guten und bösen Folgen, als Bestimmungsgrund des Willens anzunehmen, und wir müssen daher bei jedem Gesetz auch eine mit demselben verknüpfte Belohnung und Strafe uns denken. Es wäre zwecklos, dass ein vernünftiges Wesen andern eine Regel ihrer Handlungen vorschriebe, wenn es nicht in seiner Gewalt hätte, die Befolgung und Verletzung derselben durch Gutes und Böses zu belohnen und zu bestrafen, das nicht die natürliche Folge der

Handlung selbst ist. Denn wäre es das, so würde es ohne Gesetz, als mit den Naturtrieben übereinstimmend oder widerstreitend, von selbst auf den Willen wirken. Darin besteht also, wo ich nicht irre, das Wesen jedes eigentlich sogenannten Gesetzes.

§. 7.

Die Gesetze, wornach die moralische Güte oder Bösheit der Handlungen beurtheilt wird, sind, meines Erachtens, diese drei: das göttliche Gesetz, das bürgerliche Gesetz, das Gesetz der öffentlichen Meinung oder Achtung, wenn ich es so nennen darf. Durch die Beziehung auf das erste, beurtheilen die Menschen, ob ihre Handlungen, Sünden oder Pflichten, auf das zweite, ob sie strafbar oder nicht strafbar, auf das dritte, ob sie Laster oder Tugenden sind.

§. 8.

Unter dem göttlichen Gesetz verstehe ich dasjenige, welches Gott als Richtschnur der menschlichen Handlungen ihnen entweder durch das natürliche Licht oder durch die Offenbarung bekannt gemacht hat. Kein vernünftiger Mensch wird wohl in Zweifel ziehen, dass Gott den Menschen eine Regel gegeben hat, wornach sie ihre Handlungen einrichten sol-

sollen. Er hat das Recht dazu; wir sind seine Geschöpfe; er besitzt Güte und Weisheit, um unsre Handlungen auf das Beste zu richten, und Macht, um dem Gesetz durch Strafen und Belohnungen von unendlichem Grad und Dauer in einem künftigen Leben Kraft und Ansehen zu geben; denn nichts kann uns seiner Macht entziehen. Dieses ist der einzige wahre Probierstein der moralischen Rechtmäſsigkeit, nach welchem die Menschen das wichtigste Verhältniſs ihrer Handlungen beurtheilen, ob sie moralisch gut oder böse, d. h. pflichtmäſsige Handlungen oder Sünden sind, und ob sie wegen derselben aus der Hand des Allmächtigen Glückseligkeit oder das Gegentheil erwarten dürfen.

§. 9.

Eine andre Regel, nach welcher die Menschen beurtheilen, ob ihre Handlungen straffällig sind, oder nicht, ist das bürgerliche, d. h. von dem Staate für die Handlungen seiner Bürger vorgeschriebene Gesetz. Dieses wird von keinem Menschen vernachläſsiget; denn die mit demselben verknüpften Belohnungen und Bestrafungen sind immer in Bereitschaft und der Macht des Gesetzgebers angemessen. Der Staat verbindet sich nehmlich mit gesammter Macht, das Leben, die Freiheit und das Eigenthum derjenigen zu schützen, welche

nach ſeinen Geſetzen leben; er hat aber auch die Macht, Leben Freiheit und Eigenthum den Ungehorſamen zu nehmen. Und darin beſteht die Strafe der Uebertretung ſeiner Geſetze.

§. 10.

Das Geſetz der öffentlichen Meinung oder Achtung. Es iſt wahr, man behauptet allgemein, daſs die Worte Tugend und Laſter ſolche Handlungen bezeichnen, welche an ſich recht oder unrecht ſind; und in dieſer Bedeutung iſt das Geſetz, wodurch ſie beſtimmt werden, kein andres, als das oben erwähnte göttliche. Demungeachtet iſt doch ſo viel einleuchtend, daſs dieſe Prädicate in den beſondern Fällen ihrer Anwendung unter ganzen Nationen und einzelnen Geſellſchaften durchgehens nur denjenigen Handlungen beigelegt werden, die in jedem Lande, in jeder Geſellſchaft ein Gegenſtand der Achtung oder Verachtung ſind. Es darf uns gar nicht befremden, daſs die Menſchen eine unter ihnen für lobenswürdig gehaltene Handlung Tugend, und eine tadelswürdige Laſter nennen; denn ſie müſsten ſich ſonſt in ihren eignen Augen verdammen, wenn ſie etwas für recht oder unrecht hielten, ohne jenem Lob, dieſem Tadel zuzuerkennen. Der Maaſsſtab, nach welchem an allen Orten Tugend und Laſter beurtheilt und geſchätzt wird, iſt alſo Billigung und Miſsbili-

ligung, Lob und Tadel, — Urtheile, welche unter den verschiedenen Gesellschaften, Stämmen und Verbindungen der Menschen durch eine stillschweigende Einwilligung Gültigkeit erlangen. Darnach werden einige Handlungen gebilliget, andre getadelt, je nachdem es den herrschenden Urtheilen, Maximen und Gewohnheiten an einem Orte angemessen ist. Denn obgleich die Menschen, welche sich zu einer bürgerlichen Gesellschaft vereinigten, sich gegen den Staat des willkührlichen Gebrauchs aller ihrer Kräfte begeben, so dass sie dieselben gegen Mitbürger nicht anders als nach der Vorschrift des Gesetzes anwenden können, so behalten sie sich doch das Recht vor, die Handlungen derjenigen, mit denen sie leben und umgehen, zu beurtheilen, zu billigen oder misszubilligen, wodurch sie unter einander fest setzen, was sie Tugend oder Laster nennen wollen. *)

*) Der Verfasser will, wie er in einer Anmerkung über die Einwürfe, welche ihm von Lowde in seinem Discourse concerning the Nature of Men gemacht wurden, sagt, hier die moralischen Regeln selbst nicht aufstellen, sondern den Ursprung und die Beschaffenheit moralischer Begriffe zeigen, wie sie unter Menschen gewöhnlich sind. Die öffentliche Billigung und Missbilligung, sagt er, ist der gemeine Masstab, nach welchem die Menschen Tugenden und Laster beurtheilen; aber er behauptet nicht, dass diese

§. 11.

Daſs dieſes der gemeine Maaſsſtab der Tugend und des Laſters iſt, kann ſich jeder durch die Betrachtung überzeugen, daſs, ungeachtet in einem Lande etwas für Laſter gilt, was in dem andern für Tugend oder doch nicht für Laſter angeſehen wird, Tugend und Lob, Laſter und Tadel doch allezeit unzertrennlich verknüpft ſind. An allen Orten wird Tugend dasjenige genennt, was lobenswürdig iſt, und Anſpruch auf die öffentliche Achtung hat. Tugend und Lob ſtehen in ſo enger Verbindung, daſs beides oft durch einerlei Wort bezeichnet wird. So drücken ſich auch heidniſche Philoſophen aus, welche wohl wuſsten, was in den Begriffen von Tugend und Laſter enthalten iſt.*) Wenn auch die Verſchiedenheit in der Sinnesart, Erziehung, Mode, Maximen und Intereſſe verſchiedener Menſchenklaſſen die Folge hatte, daſs etwas, welches an einem Orte für lobenswürdig galt, an einem andern nicht dem Tadel

dieſe Urtheile immer richtig ſind; ſie ſind es nur dann, wenn ſie mit dem göttlichen Geſetz, der unveränderlichen Regel der Moralität, übereinſtimmen.

*) Virgil Aeneid. I, v. 461. Sunt hic etiam ſua praemia laudi. Cic. Tuscul. Quaeſt. II, 20. Nihil enim (natura) habet praeſtantius, nihil quod magis expetat, quam honeſtatem, quam laudem, quam dignitatem, quam decus.

del entgieng, und dafs also in verschiedenen Gesellschaften Tugenden und Laster mit einander verwechselt wurden, so stimmten sie doch in der Hauptsache an allen Orten gröfstentheils mit einander überein. Denn nichts ist so natürlich, als dafs jeder Mensch dasjenige durch seine Billigung und Achtung aufmuntert, worin er seinen Vortheil findet, und das Gegentheil tadelt; und man darf sich daher nicht wundern, wenn Billigung und Mifsbilligung, Tugend und Laster allenthalben grofsentheils mit der unveränderlichen Regel des Rechts und Unrechts einstimmig sind, welche das göttliche Gesetz aufgestellt hat. Nichts sichert und befördert aber so offenbar und unmittelbar das allgemeine Beste der Menschen in dieser Welt, als der Gehorsam gegen die göttlichen Gesetze, da hingegen die Vernachläffigung derselben das gröfste Unheil und die gröfste Verwirrung anrichtet. Unmöglich können daher die Menschen in dem, was ihre Billigung und ihren Tadel verdient, durchaus irren, wofern sie nicht ihrer Empfindung, Vernunft und ihrem Interesse entsagen wollen, denen sie sonst so wenig untreu werden. Ja selbst diejenigen Menschen, welche sonst nicht recht handeln, beurtheilen doch meistens ganz treffend, was zu loben und was zu tadeln ist, und nur wenige sind bis zu dem Grad verdorben, um die Feh-

ler, deren ſie ſich ſelbſt ſchuldig machen, an andern nicht zu verdammen.

§. 12.

Vielleicht denkt mancher, ich ſey meinem eignen Begriff von einem Geſetz untreu worden, indem ich das Geſetz, nach welchem Tugend und Laſter beurtheilt werden, nur allein in dem einſtimmigen Urtheil von Privatperſonen ſetze, welchen es ſo ſowohl an Anſehen, ein Geſetz zu machen; als auch an Macht, es durch Zwangsmittel durchzuſetzen, alſo gerade an einer Hauptbedingung fehlet. Hierauf läſst ſich aber folgendes antworten. Derjenige ſcheint wenig Kenntniſs von der Geſchichte und dem Character des Menſchengeſchlechts zu verrathen, der nicht glaubt, daſs Billigung und Miſsbilligung anderer mächtige Bewegungsgründe für die Menſchen ſind, ſich nach den Meinungen und Maximen derjenigen zu richten, mit denen ſie umgehen. Man wird finden, daſs der gröſste Theil der Menſchen ihre Handlungen, wo nicht allein doch vorzüglich, nach dem Geſetz der Convenienz beſtimmen, und alſo nur dasjenige thun, was ſie in Achtung bei ihrer Geſellſchaft erhält, ohne viel Rückſicht auf die Geſetze Gottes und der Obrigkeit zu nehmen. Wenige ja vielleicht die meiſten Menſchen denken nur ſelten ernſtlich an die Strafen, welche die Uebertretung eines göttlichen Geſetzes begleiten, und viele,

wenn

wenn sie auch daran denken, hegen doch selbst, während sie dagegen sündigen, den Gedanken einer künftigen Wiederaussöhnung mit Gott. Und was die bürgerlichen Strafen betrifft, so schmeicheln sie sich mit der Hofnung der Straflosigkeit. Wenn aber ein Mensch gegen die Gewohnheit und Meinung der Gesellschaft handelt, in der er lebt, und der er sich empfehlen möchte, so kann er nie der Strafe ihres Tadels und Missfallens entgehen. Unter zehn tausend findet man kaum einen, der so viel Starrsinn und Unempfindlichkeit besitzt, dass er unter beständigen Missfallen und Tadel seiner Gesellschaft in derselben ausharren und mit sich selbst zufrieden leben könnte, es müsste denn ein Mann von ganz besonderer und ungewöhnlicher Gemüthsart seyn. Viele Menschen haben zwar die Einsamkeit gesucht und sich mit derselben ausgesöhnt; aber kein Mensch, der nur etwas für Menschen um ihn her denkt und fühlt, kann in einer Gesellschaft leben, deren Mitglieder unaufhörlich mit ihm unzufrieden sind und Böses von ihm denken. Diess ist eine zu schwere Last für einen Menschen; und derjenige müsste aus unvereinbarlichen Widersprüchen zusammengesetzt seyn, der an einer Gesellschaft Vergnügen empfinden, und doch gegen die Verachtung und das Missfallen ihrer Mitglieder gleichgültig seyn könnte.

§. 13.

Mit diesen drei Gesetzen (§. 8, 9, 10) vergleichen die Menschen ihre Handlungen auf mannichfaltige Weise; und die Uebereinstimmung dieser mit einem derselben ist die Regel, nach welcher sie die moralische Rechtmäſsigkeit und die Beschaffenheit der Handlungen, ob sie gut oder böse sind, bestimmen.

§. 14.

Nun kann der Verstand das Verhältniſs einer Handlung zu einer Regel leicht beurtheilen, welche gleichsam der Probierstein unserer Handlungen ist, um ihre Güte zu bestimmen und sie darnach zu benennen; dadurch wird ihnen gleichsam ein Stempel von dem ihnen beigelegten Werthe aufgedrückt. Ob diese Regel von der herschenden Meinung des Landes oder dem Willen eines Gesetzgebers hergenommen ist, darauf kommt hier nichts an. Der Verstand kann, wie gesagt, entscheiden, ob eine Handlung mit der Regel übereinstimmt oder nicht, und bekommt dadurch einen Begriff von dem moralischen Guten und Bösen, welches eben in der Uebereinstimmung oder Nichtübereinstimmung einer Handlung mit dieser Regel besteht. Daher heiſst dieses Gute auch oft die moralische Rechtmäſsigkeit. (rectitude) Da diese Regel nichts ist als eine Ver-

Verbindung verschiedener einfacher Vorstellungen, so bestehet die Uebereinstimmung mit derselben in einer solchen Einrichtung der Handlung, dafs die einfachen sich darauf beziehenden Vorstellungen denen entsprechen, welche das Gesetz erfodert. Hieraus sehen wir, wie moralische Objecte und Begriffe auf die einfachen Vorstellungen der Empfindung und Reflexion gegründet sind, und in dieselben sich auflösen lassen. Wenn wir z. B. alle Bestandtheile des zusammengesetzten Begriffs Mord untersuchen, so werden wir finden, dafs er einen Inbegriff von einfachen Vorstellungen ausmacht, welche aus der Empfindung und Reflexion ihren Ursprung haben. Erstlich erhalten wir durch die Reflexion über die Thätigkeiten unsers Gemüths die Begriffe vom Wollen, Ueberlegen Vorsatz, Bosheit, oder der Neigung, seinem Nächsten Böses zu wünschen, wie auch vom Leben, Bewufstseyn und selbstthätigen Bewegung. Zweitens. Durch die Empfindung haben wir den Inbegriff der einfachen sinnlichen Vorstellungen, welche in dem Menschen gefunden werden, und gewisser Handlungen, wodurch das Bewufstseyn und die Bewegung des Menschen aufgehoben wird. Alle diese Vorstellungen fafst das Wort Mord in sich. Indem ich nun finde, dafs dieser Inbegriff von einfachen Vorstellungen mit der öffentlichen Meinung des Landes, in dem ich geboren bin,

über

übereinſtimmt, oder nicht, und daſs er von den meiſten Menſchen daſelbſt für lobenswürdig oder tadelswürdig gehalten wird, ſo nenne ich die Handlung tugendhaft oder laſterhaft. Nehme ich aber den Willen des oberſten unſichtbaren Geſetzgebers zu meiner Regel, ſo iſt die Handlung, inſofern ſie von Gott geboten oder verboten iſt, gut oder böſe, Pflicht oder Sünde. Endlich nenne ich die Handlung in Beziehung auf das bürgerliche Geſetz, das durch die geſetzgebende Gewalt eines Landes zur Regel gemacht iſt, geſetzmäſſig oder geſetzwidrig, ein Verbrechen oder ein Nichtverbrechen. Woher wir alſo immer die Regel moraliſcher Handlungen nehmen, und nach welchem Grundſatz wir die Begriffe von den Tugenden und Laſtern bilden mögen, ſo ſind dieſe doch nichts anders, als Inbegriffe von einfachen Begriffen der Empfindung und der Reflexion, und ihre Rechtmäſſigkeit oder Unrechtmäſſigkeit beſteht in der Uebereinſtimmung oder Nichtübereinſtimmung mit einer Regel, die durch irgend ein Geſetz vorgeſchrieben iſt.

§. 15.

Um ſich einen richtigen Begriff von moraliſchen Handlungen zu machen, muſs man ſie ſich unter einem gedoppelten Geſichtspunct vorſtellen. Erſtlich in ſofern ſie an ſich bloſs

ein

ein Inbegriff von einfachen Vorstellungen oder, wie ich sie nenne, gemischten Bestimmungen sind, z. B. die Trunkenheit, die Lüge. In dieser Hinsicht sind sie eben so positive absolute Begriffe, als das Saufen eines Pferdes, oder das Sprechen eines Papageyes. Zweitens, unsere Handlungen werden als gut oder böse, oder als weder gut noch böse betrachtet; in dieser Rücksicht sind sie relativ. Denn nur die Einstimmung oder der Widerstreit mit einer Regel macht sie zu regelmässigen oder unregelmässigen, guten oder bösen Handlungen, und insofern sie gegen eine Regel gehalten und nach derselben benennt werden, treten sie in ein Verhältnifs. So wird die Herausfoderung und die Schlägerei ein Duell genennt, insofern sie eine gewisse positive Bestimmung oder eine besondere Art Handlung ist, die sich durch ihre besondern Bestandtheile von andern unterscheidet; in Beziehung auf das göttliche Gesetz verdient sie aber die Benennung Sünde; nach dem Gesetz der öffentlichen Meinung ist sie in manchen Ländern Herzhaftigkeit und Tapferkeit, nach bürgerlichen Gesetzen hingegen ein peinliches Verbrechen. Wenn in diesen Fällen eine Handlung zwei Ausdrücke hat, durch deren einen sie als positive Bestimmung, durch den andern aber ihr Verhältnifs zu dem Gesetz gedacht wird, so läfst sich dieser Unterschied eben so leicht bemerken, als bei Sub-

stan-

flanzen mit verſchiedenen Benennungen, wo die eine ſie als Subjecte z. B. Mann, die andere ihre Verhältniſſe z. B. Vater anzeiget.

§. 16.

Oft iſt aber der poſitive Begriff einer Handlung und ihr moraliſches Verhältniſs in einem Worte zuſammengefaſst und ausgedrückt. Daher wird oft der Unterſchied zwiſchen beiden nicht bemerkt, und die moraliſche Beziehung leichter überſehen. Durch dieſe Vermiſchung zweier verſchiedener Geſichtspuncte in einem Ausdrucke, werden diejenigen, welche ſich von dem Eindruck der Töne zu leicht hinreiſsen laſſen und die Worte für die Dinge nehmen, oft in der Beurtheilung der Handlungen irre geführt. So heiſst Stehlen die Handlung, wenn man ohne Wiſſen und Einwilligung eines Andern nimmt, was ſein iſt; gewöhnlich verbindet man aber damit den Begriff einer unerlaubten, mit dem Geſetze ſtreitenden Handlung, und verdammet jede Handlung, die mit dem Ausdruck Stehlen bezeichnet wird. Nun wird die heimliche Wegnahme eines Degens von einem Reiſenden auch eigentlich ein Stehlen genennt, weil ſie eine zuſammengeſetzte Handlung von eben derſelben Art iſt, die doch in Beziehung auf das göttliche Geſetz keine Sünde iſt, wenn gleich das Wort Stehlen

len gewöhnlich diefe Bedeutung bei fich führet.

§. 17.

Die Verhältniffe find unzählig.

So viel von Beziehung der menfchlichen Handlungen auf ein Gefetz, oder von den moralifchen Verhältniffen. — Man darf übrigens nicht erwarten, dafs ich alle Verhältniffe durchgehe, denn das erfoderte ein ganzes Buch. Es war zu meinem Zweck hinreichend, durch einige Beifpiele zu zeigen, von welcher Art unfre Begriffe davon find. Es ift nicht leicht, fie auf Regeln zurückzuführen, und unter vollftändige Klaffen zu bringen, da fie fo mannichfaltig und die Veranlaffungen dazu fo vielfach find, als es Gefichtspuncte giebt, Dinge mit einander zu vergleichen. Die angeführten find, wo ich nicht irre, die wichtigften, und von der Art, dafs fie uns einigen Auffchlufs über den Urfprung und den Grund der Verhältnifsbegriffe geben können. Ehe ich aber diefen Gegenftand verlaffe, fo fey es mir erlaubt, noch einige Anmerkungen aus dem Gefagten abzuleiten.

§. 18.

Erftens. Es ift klar, dafs alle Verhältniffe fich in einfache Vorftellungen

der

der Empfindung und Reflexion auflösen, und sich zuletzt auf dieselben gründen. Alles, was daher in unsern Gedanken enthalten ist, wenn wir etwas denken oder meinen, oder was wir andern andeuten wollen, bestehet, wenn wir dazu Verhältnifs-Ausdrücke brauchen, aus einfachen Vorstellungen, oder ihren Verbindungen, insofern sie mit einander verglichen werden. Nirgends ist das so deutlich, als bei den Gradverhältnissen, z. B. das Honig ist süsser als das Wachs. Denn dieses gedachte Verhältnifs beziehet sich offenbar auf den einfachen Begriff, Süfsigkeit. Dieses gilt auch von allen übrigen, ob gleich die einfachen Begriffe, die sie enthalten, wenn sie ein oder mehrmahl zusammengesetzt sind, vielleicht selten wahrgenommen werden. So enthält das Wort Vater erstlich den collectiven Begriff, den das Wort Mensch bezeichnet; 2) die einfachen Vorstellungen, welche das Wort Zeugung ausdrückt; 3) die Wirkung dieser Handlung, und alle einfache Vorstellungen, welche das Wort Kind enthält. Das Wort Freund, insofern es einen Menschen bezeichnet, der einen andern liebt, und bereitwillig ist, ihm Gutes zu erzeugen, begreift folgende Begriffe als Bestandtheile, 1) alle Begriffe, welche in dem Wort Mensch oder verständiges Wesen enthalten sind; 2) den Begriff der Liebe; 3) den Begriff von Dienstbeflissenheit oder Neigung;

4)

4) den Begriff von Handlung; 5) den Begriff vom Guten, d. h. desjenigen, was seine Glückseligkeit befördert, — ein Begriff, der sich nach näherer Untersuchung in besondere einfache Vorstellungen auflöst, von welchen das Wort Gut irgend eine überhaupt anzeigt. Denn ohne das hätte es gar keine Bedeutung. Und so lösen sich auch alle Worte für moralische Gegenstände zuletzt näher oder entfernter in Verbindungen einfacher Vorstellungen auf. Denn die unmittelbare Bedeutung relativer Worte ist oft ein anderes vorausgesetztes bekanntes Verhältniss, das nach fortgesetzter Zergliederung endlich allezeit in einfache Vorstellungen zerlegt wird.

§. 19.

Ich bemerke zweitens, dass wir, wo nicht allezeit doch meistentheils, einen so klaren Begriff von dem Verhältniss, als von den einfachen Vorstellungen, in denen es gegründet ist, haben. Denn unsere Begriffe von der Uebereinstimmung oder Nichtübereinstimmung, wovon die Verhältnisse abhängen, sind gewöhnlich so klar als von sonst etwas; man darf nur eine einfache Vorstellung und einen Grad derselben von andern unterscheiden, ohne welches überhaupt keine deutliche Erkenntniss möglich

ist. Wenn ich eine klare Vorstellung von der Süſsigkeit, vom Licht, von der Ausdehnung habe, so habe ich auch eine klare Vorstellung von einem gleichen, gröſsern, kleinern und jedem Grad derselben. Wenn man weiſs, was es in Beziehung auf einen Menschen ist, von einem Weibe gebohren seyn, so weiſs man auch, was es für einen andern ist, von eben demselben geboren zu seyn, und so ist der Begriff von dem Verhältniſs der Brüder so klar, oder vielleicht noch klärer, als von der Geburt. Denn dieses Verhältniſs gründet sich auf die Vorstellung, daſs ein und dasselbe Weib auf gleiche Weise zur Geburt beider beiträgt, und daſs beide in Ansehung des Umstandes der Geburt gleich sind, wenn auch die bestimmte Art und Weise der Geburt unbekannt wäre. Obgleich aber die Begriffe von besondern Verhältnissen bei gehöriger Aufmerksamkeit so klar und deutlich als von gemischten Bestimmungen, und noch bestimmter als die von Substanzen seyn können, so ist doch die Bedeutung der Ausdrücke für Verhältnisse oft eben so zweifelhaft und ungewiſs, als derer, wodurch Substanzen, gemischte Bestimmungen und noch mehr, als derer, wodurch einfache Vorstellungen bezeichnet werden. Denn jene Ausdrücke sind nur Zeichen für die Vergleichung, welche allein in dem Verstande vorgeht, und daher nur eine Idee ist; und

sie

sie werden daher häufig nach der Vorstellungsart des einen, welche nicht mit den Vorstellungen eines andern, ob er sich gleich desselben Ausdrucks bedient, übereinstimmet, auf andere Vergleichungen angewendet.

§. 20.

Drittens. In moralischen Verhältnissen entstehet durch die Vergleichung einer Handlung mit einer Regel ein richtiger Begriff von dem Verhältnifs, die Regel mag wahr oder falsch seyn. Wenn ich eine Sache mit einer Elle messe, so weifs ich, ob sie länger oder kürzer als die Elle ist. Es kann seyn, dafs die Elle nicht das richtige Maafs ist, denn dieses gehört für eine andere Untersuchung: aber gesetzt, sie wäre unrichtig, und ich irrte darinn, so kann ich doch gleichwohl das Verhältnifs der Sache zu derselben richtig wahrnehmen. Die Beziehung einer Handlung auf eine falsche Regel hat freilich die Folge, dafs man über die moralische Beschaffenheit derselben falsch urtheilet, weil man sie nicht nach der wahren Regel bestimmt; demungeachtet kann man doch das Verhältnifs der Handlung zu jener Regel, d. h. ob sie mit derselben übereinstimmt oder nicht, richtig erkennen.

Neun und zwanzigstes Kapitel.

Von klaren und dunkeln, deutlichen und undeutlichen Vorstellungen.

§. 1.

Ich habe den Ursprung, die verschiedenen Arten unserer Vorstellungen, und den Unterschied zwischen einfachen und zusammengesetzten betrachtet und bemerkt, dass die zusammengesetzten in Bestimmungen, Substanzen, und Verhältnisse eingetheilt werden. — alles nothwendige Untersuchungen für denjenigen, der das Verfahren des Verstandes bei dem Denken und Erkennen der Dinge einsehen will. Ungeachtet diese Untersuchungen über die Vorstellungen vielleicht manchem zu weitläufig scheinen dürften, so muss ich doch mit Erlaubniss des Lesers noch einige andere Betrachtungen über dieselben anstellen. Die erste betrifft den Unterschied, dass einige klar und deutlich, andere dunkel und undeutlich sind.

§. 2.

Klarheit und Dunkelheit der Vorstellungen.

Das Vorstellen der Seele läst sich am besten durch Worte erklären, die sich auf das Sehen beziehen. Die Reflexion über das, was

wir

wir an Gegenständen des Gesichts klar und dunkel nennen, wird uns daher am besten verständlich machen können, was die Klarheit und Dunkelheit der Vorstellungen ist. Da das Licht die Bedingung der Sichtbarkeit der Gegenstände ist, so nennen wir dasjenige Object dunkel, welches nicht in ein so volles Licht gestellt ist, dass man die feinsten in demselben bemerklichen Farben und Gestalten wahrnimmt, welche man bei einem stärkern Lichte unterscheiden würde. Diesemnach sind unsre **einfachen Vorstellungen klar**, wenn sie so beschaffen sind, als ihre Objecte in einer wohl geordneten sinnlichen Vorstellung sich darstellen würden oder könnten. Wenn das Gedächtniss sie so behält, und dem Bewusstseyn wieder darstellen kann, so oft der Verstand ihrer bedürftig ist, so sind es **klare Vorstellungen**. Insofern sie aber etwas von ihrer ursprünglichen Genauigkeit und Lebhaftigkeit verloren haben, und durch die Zeit gleichsam verblichen sind, insofern sind sie dunkel. **Zusammengesetzte Vorstellungen** sind **klar**, wenn ihre Theilvorstellungen klar sind, und die Zahl und Ordnung derselben bestimmt und gewiss ist.

§. 3.

Ursachen der Dunkelheit.

Die **Ursache** der **Dunkelheit** einfacher Vorstellungen scheint theils in der Stumpf-

heit der Organe, theils in zu schwachen und flüchtigen Eindrücken der Objecte, theils endlich in einem schwachen Gedächtniss zu liegen, welches die Vorstellungen nicht so behalten kann als es dieselben erhalten hat. Wir wollen diess wieder durch die Analogie mit sichtbaren Gegenständen erläutern. Wenn die Sinnenorgane oder Empfindungsvermögen, wie durch Kälte zu hart gewordenes Wachs, die Eindrücke von dem Siegel mit gewöhnlichem Druck nicht annehmen; oder wie zu weiches Wachs das Eingedrückte nicht gut erhalten; oder wenn das Wachs zwar seine gehörige Consistenz hat, aber das Siegel nicht mit erfoderlicher Kraft aufgedruckt wird: so wird in allen diesen Fällen das Gepräge dunkel seyn. Eine weitere Anwendung davon ist überflüssig.

§. 4.

Was deutliche und verworrene Vorstellungen sind.

So wie eine Vorstellung klar ist, wenn die Seele davon ein so volles und klares Bewusstseyn hat, als zu entstehen pflegt, wenn ein äusseres Object ein gesundes Organ gehörig afficirt, so ist diejenige Vorstellung deutlich, in der der Verstand einen Unterschied von allen andern wahrnimmt; undeutlich ist sie aber, wenn

wenn sie von einer andern, von der sie unterschieden werden sollte, sich nicht vollkommen unterscheiden läſst.

§. 5.

Wenn eine Vorstellung nur dann undeutlich ist, wenn sie von andern verschiedenen sich nicht vollkommen unterscheiden läſst, so dürfte es, wird man einwenden, wohl gar keine undeutliche geben. Denn eine Vorstellung von welchem Inhalte es sey, kann nichts anders seyn, als das, was sich die Seele vorstellt, dadurch ist sie aber von allen andern Vorstellungen unterschieden, die nur insofern andre Vorstellungen sind, als sie als von jener verschieden vorgestellt werden. Jede Vorstellung muſs daher von allen andern unterscheidbar seyn, von denen sie unterschieden werden soll; wenn man nicht will, daſs sie sich von sich selbst unterscheiden soll.

§. 6.

Undeutlichkeit der Vorstellungen findet nur in Beziehung auf ihre Ausdrücke statt.

Diese Schwierigkeit läſst sich durch eine Bemerkung heben, welche zugleich über die Ursache der Undeutlichkeit einiger Vorstellun-

gen Licht verbreiten wird. Dinge, welche durch verschiedene Ausdrücke bezeichnet sind, werden dadurch als hinlänglich verschieden und unterscheidbar gedacht; und der gröſste Theil verschiedener Ausdrücke bezeichnet nach der allgemeinen Ueberzeugung auch verschiedene Dinge. Da nun jede Vorstellung eines Menschen das ist, was sie ist, und sich dadurch von allen andern Vorstellungen auſser ihr unterscheidet, so kann sie nur dadurch undeutlich werden, wenn sie so beschaffen ist, daſs sie eben so gut durch ein andres Wort als durch das für sie bestimmte bezeichnet werden kann, das ist, wenn der Unterschied, welcher die Bedingung ist, daſs zwei Gedanken unterschieden und unter zwei verschiedene Ausdrücke gefaſst werden, ausgelassen ist, und die Unterscheidung, welche durch dieselben gesichert werden sollte, völlig verloren geht.

§. 7.

Ursachen der Undeutlichkeit.

Die Fehler, welche gewöhnlich diese Verwirrung verursachen, sind, meiner Meinung nach, hauptsächlich folgende. Der erste Fehler ist, wenn die zusammengesetzten Begriffe, denn bei diesen kommt die Undeutlichkeit am meisten vor, aus zu wenigen und

nur

nur solchen einfachen Vorstellungen bestehen, welche auch andern Dingen zukommen, wobei der Unterschied, um dessen willen sie verschiedene Sprachzeichen verdienen, ausgelassen ist. Wer sich in seinem Begriff von einem Leoparden nur ein Thier mit Flecken denkt, der hat einen undeutlichen Begriff; denn durch denselben kann der Leopard nicht von dem Lynx und andern gefleckten Thieren unterschieden werden. Wie sehr das gewöhnliche Verfahren, die Worte durch allgemeine Begriffe zu erklären, dazu beiträgt, die Begriffe zu verwirren und unbestimmt zu lassen, überlasse ich andern zur Betrachtung. So viel ist aber gewifs, dafs undeutliche Begriffe den Gebrauch der Worte ungewifs machen, und den Vortheil der Verschiedenheit der Ausdrücke aufheben. Wenn Vorstellungen, zu deren Bezeichnung wir verschiedene Ausdrücke gebrauchen, kein Unterscheidungsmerkmal haben, das den Worten entspricht, und daher durch diese nicht zu unterscheiden sind, so sind sie wirklich undeutlich.

§. 8.

Zweitens. Ein andrer Fehler der Begriffe, wodurch sie undeutlich werden, bestehet darin, wenn ihre Bestandtheile zwar nicht mangelhaft aber doch so verbunden sind, dafs man nicht

leicht unterscheiden kann, ob sie mehr dem für sie bestimmten Ausdrucke oder einem andern angehören. Nichts kann uns eine bessere Vorstellung von dieser Verwirrung geben, als eine gewöhnliche Art von Gemälden, die als bewunderungswürdige Kunstwerke gezeigt werden, in denen die Farben, so wie sie durch den Pinsel aufgetragen sind, sehr ungewöhnliche und bizarre Gestalten ohne sichtbare Ordnung in der Stellung darstellen. Dieses Gemälde, in dem keine Ordnung noch Symmetrie erscheint, ist an sich so wenig undeutlich als irgend Jemand ein Gemälde von einem wolkigten Himmel, wegen der wenigen Ordnung in den Farben und Gestalten, für ein undeutliches Gemälde hält. Da also der Mangel an Symmetrie nicht die Ursache der Undeutlichkeit ist, welches daraus erhellt, daſs eine bloſse Kopie davon nicht undeutlich heiſst, so fragt es sich, warum wird es denn doch für undeutlich gehalten? — Nichts anders ist die Ursache, als die Beziehung auf ein Sprachzeichen, dem es nicht mehr ausschlieſsend angehört, als einem andern. Wenn man sagt, es ist das Bild von einem Menschen, von Cäsar, so hält es jedermann mit Grund für undeutlich, denn in diesem Zustande hat es nichts Unterscheidendes, das sich mehr auf das Wort Mensch, Cäsar, als auf das Wort Pavian, Pompejus bezieht, welche Worte doch etwas ganz

ganz anders bezeichnen, als die ersten. Sind aber durch einen richtig gestellten cylindrischen Spiegel die unregelmässigen Züge des Gemäldes in ihre gehörige Ordnung und Verhältnisse zurückgebracht, dann höret die Undeutlichkeit auf, das Auge bemerkt, dass das Gemälde z. B. einen Menschen oder Cäsar darstellt, das heisst, dass es in Verbindung mit diesen Worten stehet und sich von einem Pavian oder Pompejus, d. h. von den durch diese Worte bezeichneten Begriffen, hinlänglich unterscheidet. Eben so ist es mit unsern Vorstellungen, welche gleichsam Gemälde von Dingen sind. Keines dieser geistigen Bilder kann, wie auch seine Theile zusammengesetzt sind, undeutlich genannt werden, denn die Theile lassen sich, so wie sie sind, klar von einander unterscheiden — bis es unter ein Wort geordnet wird, dem es so wenig als einem andern von verschiedener Bedeutung ausschliesslich beigelegt werden kann.

§. 9.

Der dritte Fehler, wodurch Vorstellungen oft undeutlich werden, ist, wenn sie schwankend und unbestimmt sind. Man findet Menschen, die, weil sie schon Gebrauch von den gewöhnlichen Worten ihrer Sprache machen, ehe sie noch ihre bestimmte Bedeutung kennen, die Begriffe, welche sie mit denselben verknüpfen,

pfen, fast mit dem jedesmaligen Gebrauch ändern. Derjenige, der nicht weiſs, welche Merkmale er in seinen Begriff von Kirche oder Götzendienst aufnehmen oder aus demselben ausschlieſsen soll, und daher, so oft er darüber denkt, die bestimmte Verbindung der Theilvorstellungen dieser Begriffe nicht fest hält, der hat einen undeutlichen Begriff davon. Diese Ursache kommt aber immer wieder auf die erste zurück. Denn ein veränderlicher Begriff, wenn man ihn für e i n e n will gelten lassen, kann mit einem Worte nicht mehr als mit einem andern verbunden werden, und verliert daher die Bestimmtheit, welche durch verschiedene Ausdrücke erreicht werden soll.

§. 10.

Ohne Beziehung auf Worte läſst sich die Undeutlichkeit der Vorstellungen nicht leicht denken.

Welchen groſsen Einfluſs die Worte, als bestimmte Zeichen der Dinge und als Mittel, die Unterscheidung dessen, was verschieden ist, zu veranlassen und zu sichern, wegen der verborgenen, noch nicht beachteten Beziehung, in welche die Seele Worte und Vorstellungen setzt, auf die Benennung deutlicher und undeutlicher Vorstellungen haben, läſst sich leicht aus dem Gesagten bemerken, und vielleicht wird

wird es noch verständlicher werden, wenn ich im dritten Buche von den Worten werde gehandelt haben. Gewifs ohne Rückficht auf die Beziehung der Vorstellungen auf verschiedene Worte, als Zeichen verschiedener Dinge, läfst es fich nicht leicht bestimmen, was eine undeutliche Vorstellung ist. Wenn daher Jemand durch ein Wort eine Klaffe von Dingen oder ein von allen andern verschiedenes Individuum bezeichnet, fo ist der zufammengefetzte Begriff, den er mit jenem verbindet, desto deutlicher, je individueller die Theilvorstellungen find, und je gröfser und bestimmter ihre Zahl und Ordnung ist. Denn dann erhält er desto mehr vorstellbare Unterfcheidungsmerkmale, wodurch er fich von allen mit Worten verknüpften Begriffen, felbst denen, die ihm am nächsten kommen, unterfcheiden und abfondern läfst, und dadurch wird alle Verwirrung vermieden.

§. 11.

Die Undeutlichkeit beziehet fich allezeit auf zwei Vorstellungen.

Die Undeutlichkeit, infofern fie die Trennung zweier Dinge, die unterfchieden werden follten, erfchweret, beziehet fich allezeit auf zwei Vorstellungen und zwar vorzüglich diejenigen, die in näch-

fter

ſter Verwandtſchaft ſtehen. So oft alſo ein Verdacht entſteht, eine Vorſtellung möchte undeutlich ſeyn, ſo muſs man allezeit unterſuchen, welche andre Vorſtellung mit jener verwechſelt, oder nicht ſcharf genug von ihr unterſchieden ſeyn möge. Es wird ſich dann immer finden, daſs es eine andre durch ein andres Wort bezeichnete Vorſtellung iſt, welche daher von derjenigen unterſchieden werden ſollte, von welcher ſie doch noch nicht vollkommen unterſchieden iſt, indem ſie entweder als identiſch mit derſelben, oder als eine Theilvorſtellung derſelben, oder doch zum wenigſten als eine Vorſtellung erſcheint, die mit dem Sprachzeichen jener eben ſo gut bezeichnet werden könnte. Und ſo geht die Unterſcheidung der Vorſtellungen, welche ſchon in der Verſchiedenheit der Ausdrücke liegt, verloren.

§. 12.

Dieſs iſt, wie mir ſcheint, die den Vorſtellungen eigene Undeutlichkeit, die immer eine verſteckte Beziehung auf die Sprachzeichen hat. Sollte es auch noch eine andre Art von Undeutlichkeit geben, ſo rührt doch von jener die Verwirrung in den Gedanken und Reden der Menſchen gröſstentheils her, weil die Vorſtellungen, in ſo fern ſie mit Worten ausgedrückt ſind, gröſstentheils den Gegenſtand ihres Nachdenkens und ihrer Unterhaltungen ausma-

machen. Wo daher zwei verſchiedene Begriffe mit zwei verſchiedenen Sprachzeichen angenommen werden, die doch nicht ſo, wie ihre Ausdrücke, unterſcheidbar ſind, da kann es nie an Undeutlichkeit fehlen, ſie kann aber nicht ſtatt finden, wenn ſie ſo unterſchieden werden, als die Begriffe der Ausdrücke, wodurch ſie bezeichnet werden. Das Mittel, der Undeutlichkeit vorzubeugen, beſtehet alſo darin, daſs man in die zuſammengeſetzten Vorſtellungen ſo beſtimmt als möglich alle Merkmale aufnimmt, wodurch ſie ſich von andern unterſcheiden, und, nachdem die Zahl und Ordnung ihrer Merkmale beſtimmt iſt, mit ihnen immer einerlei Ausdrücke verknüpft. Allein dieſe Genauigkeit iſt eher zu wünſchen als zu erwarten, weil ſie ſich nicht mit dem Hange der Menſchen zur Bequemlichkeit und Eitelkeit verträgt, und bloſs auf die lautre Wahrheit abzweckt, für welche nicht alle Menſchen Intereſſe haben. Und da dieſe looſe Verknüpfung der Worte mit unbeſtimmten veränderlichen Begriffen, die faſt ſo gut als keine Begriffe ſind, ſowohl zur Bemäntelung unſrer eignen Unwiſſenheit als zur Verwirrung andrer dient, wodurch man ſich den Schein von Gelehrſamkeit und überlegener Einſicht giebt, ſo darf man ſich nicht wundern, wenn die meiſten Menſchen den Gebrauch ſolcher ſchwankenden Begriffe, den ſie andern ſo übel nehmen,

men, sich selbst erlauben. So sehr ich aber glaube, daſs ein groſser Theil der Verwirrung in den Begriffen durch Sorgfalt und Redlichkeit vermieden werden könne, so bin ich doch weit davon entfernt, jeden Fehler dieser Art für vorsätzlich zu halten. Einige Begriffe sind so sehr zusammengesetzt und verwickelt, daſs das Gedächtniſs alle einzelnen Bestandtheile in ihrer bestimmten Verbindung nicht leicht in ein Wort fassen kann; noch weniger kann man immer errathen, welche Merkmale und in welcher Verbindung ein Andrer mit einem Worte bei dem jedesmaligen Gebrauche verbindet. Aus jener Ursache entspringt die Undeutlichkeit in jedes Menschen eignem Denken, aus dieser die Verwirrung in seinem Räsonnement mit andern. Doch davon werde ich weitläufiger in dem dritten Buche handeln.

§. 13.

Zusammengesetzte Begriffe können von der einen Seite deutlich und von der andern undeutlich seyn.

Da unsre zusammengesetzten Begriffe aus einer Mannichfaltigkeit einzelner Vorstellungen bestehen, so können diese von der einen Seite klar und deutlich und von der andern dunkel und undeutlich seyn. Wenn ei-

einer von einem Chiliaedron oder einem Körper von tausend Flächen spricht, so kann die Vorstellung von dieser Figur sehr undeutlich und die von der Zahl sehr deutlich seyn. Es ist möglich, dass er in Beziehung auf jenen Zahlbegriff gut räsonniren auch manches demonstriren kann, und sich dadurch einbildet, einen deutlichen Begriff von dem Ganzen zu haben; und doch ist es einleuchtend, dass er keine bestimmte Vorstellung davon hat, um diese Figur nur von einer mit 999 Flächen zu unterscheiden. Die Vernachlässigung dieser Unterscheidung verursacht nicht wenige Irrthümer und Verwirrungen in den Begriffen und Räsonnement.

§. 14.

Man lasse denjenigen, der einen deutlichen Begriff von einem Chiliaedron zu haben glaubt, zur Probe eine Masse derselben Materie, z. B. von Gold und von derselben Gröfse, als das erstere, in eine Figur von 999 Seiten bilden. Unstreitig wird er die Vorstellungen beider Figuren durch die Zahl ihrer Flächen unterscheiden, und in so fern deutlich darüber räsonniren, z. B. die Folgerung ableiten, dass die Summe der einen Figur, nicht aber die der andern in zwei gleiche Quotienten getheilt werden kann. Allein die Unterscheidung beider Körper durch ihre Figur würde ihm nicht so gelingen. Wäre der eine Körper ein Kubus, und der andre ein

Fünfeck, ſo wäre es möglich, zwei Vorſtellungen von ihnen zu bilden, die ſich blos durch die Figur deutlich von einander unterſchieden; das iſt aber nicht möglich in Anſehung jener. Es geſchieht aber nur zu leicht, daſs man ſich durch ſolche unvollkommene Begriffe, zumal wenn ſie beſondere und bekannte Sprachzeichen haben, täuſcht und mit andern darüber ſtreitet. Denn da die Vorſtellung, in ſo fern ſie klar iſt, befriediget, und der bekannte Ausdruck auf das Ganze alſo auch auf das in derſelben enthaltene Dunkle und Mangelhafte bezogen wird, ſo iſt man nur zu geneigt, aus dem dunkeln Inhalte derſelben ſo zuverſichtlich als aus dem klaren Folgerungen abzuleiten.

§. 15.

Ein Beiſpiel von dem Begriff der Ewigkeit.

Der öftere Gebrauch des Worts Ewigkeit kann uns leicht zu der Täuſchung verleiten, als hätten wir einen vollſtändigen poſitiven Begriff davon, d. h. als wäre jeder Theil der Dauer klar in demſelben enthalten. Zwar kann derjenige, der ſo denkt, von der Dauer, von einer groſsen Länge derſelben und von Vergleichung dieſer mit einer noch gröſsern einen klaren Begriff haben; da er aber doch in die Vorſtellung einer noch ſo groſsen Dauer die ganze

ganze unendliche Zeit nicht einschliefsen kann, so ist der Theil seiner Vorstellung, welcher über die Grenzen einer langen vorgestellten Dauer hinausgeht, sehr dunkel und unbestimmt. Daher die Möglichkeit, dafs wir in unserm Denken über die Ewigkeit oder eine andere Unendlichkeit uns so leicht in Irrthümer und offenbare Ungereimtheiten verwickeln.

§. 16.

Ein andres Beispiel von der Theilbarkeit der Materie.

Wir haben keinen klaren Begriff von der Kleinheit der Materientheile, wenn sie noch um viele Grade kleiner, als diejenigen sind, welche wir durch die Sinne wahrnehmen. Wenn wir also von einer unendlichen Theilbarkeit der Materie sprechen, so haben wir zwar klare Begriffe von der Theilung, der Theilbarkeit und den Theilen eines zerlegten Ganzen, aber sehr dunkle und undeutliche Begriffe von kleinen Körperchen, die noch immer getheilt werden sollen, nachdem sie schon so klein geworden, dafs sie keiner Wahrnehmung mehr empfänglich sind. Was die Theilung überhaupt und die Beziehung des Ganzen und der Theile ist, das kann man sich klar und deutlich vorstellen, aber nicht die Gröfse eines ins Unendliche theilbaren Körpers, wenn

die Theilung einige Progreſſionen durchgegangen iſt. Hat einer wohl eine deutliche Vorſtellung von dem Verhältniſs des 10000ſten und 1000,000ſten Theilchens des kleinſten ſichtbaren Sonnenſtäubchens, wenn man, was nicht zur Ausdehnung gehöret, die Zahlen ausnimmt? Und ſollte er ſeinen Vorſtellungen einen ſolchen Grad von Feinheit, ohne Nachtheil für die Deutlichkeit, zutrauen, ſo ſetze er an jede dieſer Zahlen noch zehn Nullen. Denn einen ſolchen Grad von Kleinheit darf man wohl ohne Ungereimtheit vorausſetzen, weil man nach einer ſo weit fortgeſetzten Theilung doch der Gränze der unendlichen Theilbarkeit um nichts näher kommt, als nach der erſten Theilung in zwei Hälften. Was mich betrifft, ſo muſs ich geſtehen, daſs ich von der unterſcheidbaren Gröſse oder Ausdehnung dieſer Körper keine klare deutliche, ſondern nur eine ſehr dunkle Vorſtellung habe. Wenn wir alſo von der unendlichen Theilbarkeit der Körper ſprechen, ſo, denke ich, verwandelt ſich die Deutlichkeit der Vorſtellung von ihrer Gröſse, welche der Theilung zum Grunde liegt, nach einigen Progreſſionen in Dunkelheit. Denn eine Vorſtellung, welche uns nur allein die Gröſse der Ausdehnung vorſtellen ſoll, muſs ſehr dunkel und verwirrt ſeyn, wenn wir ſie von einer andern, die eine zehnmal gröſsere Ausdehnung zum Gegenſtand hat, nur durch die Zahlen unter-

terscheiden können. Demnach haben wir wohl von 1 und 10 klare und deutliche Vorstellungen, aber nicht von der Ausdehnung, die sich wie 1 zu 10 verhält. Es ist also daraus einleuchtend, dass, wenn wir von der unendlichen Theilbarkeit der Körper oder der Ausdehnung reden, die Klarheit und Deutlichkeit der Vorstellungen sich nur auf die Zahlen einschränket; dass sie hingegen, in so fern sie sich auf die Grösse der Ausdehnung bezieht, nach einigen progressiven Theilungen verschwindet. Wir haben von unendlich kleinen Theilen keine deutliche Vorstellung. Alles, was sich dabei, so wie überhaupt bei dem Unendlichen, vorstellen lässt, ist zuletzt doch nichts anders, als dass sich zu jeder Zahl eine neue setzen lässt, wodurch man sich aber keinen wirklich unendlichen Theil vorstellt. Es ist wahr, wir können uns jederzeit einen klaren Begriff von der Theilung bilden; allein dadurch erhalten wir so wenig eine klare Vorstellung von unendlichen kleinen Theilen der Materie, als von einer unendlichen Zahl dadurch, dass wir zu jeder gegebenen noch immer neue Zahlgrössen hinzusetzen können. Die endlose Theilbarkeit giebt uns so wenig deutliche Vorstellungen von wirklich unendlich kleinen Theilen, als die endlose Vermehrbarkeit der Zahlen eine klare Vorstellung von einer wirklich unendlichen Zahl. Beide Vorstellungen enthalten nur die

Möglichkeit, jede Zahl, so groſs sie auch iſt, noch immer zu vermehren. Wir haben alſo nur einen unvollſtändigen dunkeln undeutlichen Begriff von dem, was noch immer hinzuzuſetzen übrig bleibt, worin eben die Unendlichkeit beſtehet, und es läſst ſich ſo wenig darüber mit Klarheit und Gewiſsheit denken und ſchlieſsen, als über eine Zahl in der Arithmetik, von der wir keine ſo deutliche Vorſtellung als von 4 oder 100, ſondern nur den relativen dunkeln Begriff haben, daſs ſie gröſser iſt, als eine andre Zahl, mit welcher ſie verglichen wird. Die Vorſtellung, die unendliche Zahl ſey gröſser als 400,000,000 iſt nicht deutlicher als die, ſie ſey gröſser als 40 oder 4, indem die erſtere Zahl kein näheres Verhältniſs zu den Grenzen aller Addition als die letzte hat. Denn wer 4 zu 4 ſetzt und immer ſo fortfährt, wird nicht eher an dieſe Grenze kommen, als derjenige, der 400,000,000 zu 400,000,000 addirt. Eben ſo iſt es mit der Ewigkeit. Die Vorſtellung von 400,000,000 Iahren iſt kein vollſtändigerer und poſitiverer Begriff von derſelben, als die Vorſtellung von nur 4 Iahren; denn was noch in beiden Zahlen bis zur Ewigkeit fehlet, das läſst ſich weder durch die eine noch die andre klar und poſitiv vorſtellen. — Nichts Endliches ſtehet in einem Verhältniſs zu dem Unendlichen, alſo auch nicht unſre Vorſtellungen, welche alle endlich ſind. Nicht anders ver-

verhält es sich mit der Vorstellung von der Ausdehnung, wenn wir sie durch die Addition vergrösern oder durch die Theilung verkleinern, und dadurch unsre Gedanken bis zur Vorstellung des unendlichen Raums erweitern wollen. Wenn wir die uns bekannten gröfsten Gröfsen der Ausdehnung einigemal multiplicirt haben, schwindet die deutliche Vorstellung dieses Raums. Wir stellen uns ihn als einen unbestimmbar grofsen vor, der noch immer gröfser gedacht werden kann. Wenn wir darüber denken und räsonniren wollen, so verwickelt uns dieser Begriff, wie überhaupt alle undeutliche Begriffe, in solche Verlegenheit, dafs man sich nicht heraus finden kann.

Dreissigstes Kapitel.

Von realen und erdichteten (fantastica,) Vorstellungen.

Reale Vorstellungen entsprechen ihren Objecten.

§. 1.

Aufser dem schon gesagten, lassen sich die Vorstellungen noch von einer andern Seite in Bezie-

ziehung auf die Dinge, von welchen ſie gegeben ſind, oder welche ſie vorſtellen ſollen, betrachten. In dieſer Rückſicht iſt ein dreifacher Unterſchied denkbar, ſie ſind 1) entweder real oder erdichtet; 2) vollkommen oder unvollkommen; 3) wahr oder falſch.

Unter realen Vorſtellungen verſtehe ich ſolche, welche in der Natur gegründet ſind, und welche mit dem realen Weſen und Daſeyn der Dinge (ihren urſprünglichen Vorbildern) übereinſtimmen. Erdichtete nenne ich ſolche, welche keinen Grund in der Natur noch eine Aehnlichkeit mit dem Weſen des Dinges haben, auf welches ſie ſich, als ihr urſprüngliches Object (ihr Urbild) beziehen.

§. 2.

I. Die einfachen Vorſtellungen ſind alle real.

Nach Unterſuchung der verſchiedenen, oben angegebenen Arten der Vorſtellungen ergiebt ſich erſtens, daſs alle einfache Vorſtellungen real ſind, denn ſie ſtimmen alle mit der Realität der Dinge überein. Das heiſst aber nicht ſoviel, daſs ſie alle Bilder ſind, welche etwas Wirkliches vorſtellen, denn das Gegentheil davon iſt ſchon mit Ausnahme der urſprüng-

sprünglichen Eigenschaften der Körper gezeigt worden. *) Allein obgleich die weisse Farbe und die Kälte so wenig, als Schmerz in dem Schnee ist, so haben doch diese Vorstellungen, als Wirkungen der Kräfte der Aussendinge, welche von dem Schöpfer dazu eingerichtet sind, dass sie solche Empfindungen in uns erzeugen, objective Realität für uns und wir unterscheiden durch sie Eigenschaften, welche wirklich in den Dingen sind. In so fern nehmlich die mannichfaltigen Erscheinungen Merkmale seyn sollen, um die Dinge, mit denen wir zu thun haben, zu erkennen und zu unterscheiden, so entsprechen unsre Vorstellungen als reale charakteristische Merkmale diesem Zweck eben so gut, wenn sie bloss unveränderliche Wirkungen, als wenn sie vollkommen entsprechende Bilder von etwas objectiven an den Dingen sind. Die Realität der Vorstellungen bestehet nur allein in der unveränderlichen Beziehung auf die bestimmte Einrichtung der ausser uns existierenden Dinge. Ob sie sich darauf als auf Ursachen oder als Vorbilder beziehen, darauf kommt hier nichts an; genug, dass sie von den Objecten nach einer unveränderlichen Regel hervorgebracht werden. In dieser Rücksicht sind alle einfache Vorstellungen wahr und real, und keine willkührlichen Dichtungen, weil sie mit den Kräften der Dinge, die sie

*) S. oben das 8 Kap. des 2ten Buches.

hervorbringen, übereinſtimmen, oder ſich doch auf ſie beziehen. Denn bei dieſen iſt das Gemüth blos auf die Einwirkung der Dinge eingeſchränkt, und es kann keine hervorbringen, ſondern ſie nur empfangen.

§. 3.

Zuſammengeſetzte Vorſtellungen ſind willkührliche Verbindungen.

Das Gemüth verhält ſich zwar leidend in Anſehung der einfachen aber nicht in Anſehung der zuſammengeſetzten Vorſtellungen. Denn dieſe ſind Verbindungen einfacher Vorſtellungen unter ein gemeinſchaftliches Sprachzeichen, und daher bedient ſich der Verſtand bey Bildung derſelben offenbar einer gewiſſen Art von Freiheit. Denn woher käme es ſonſt, daſs der Begriff des einen Menſchen von Gold, Gerechtigkeit, ſich von dem eines andern unterſcheidet, wenn nicht der eine Merkmale aufgenommen oder ausgeſchloſsen hätte, die der andre nicht aufnimmt oder nicht ausläſst? Es fragt ſich alſo hier: welche unter dieſen Verbindungen real, welche blos willkührlich ſind; welche mit der objectiven Realität übereinſtimmen, oder nicht?

§. 4.

II. Gemischte Bestimmungen sind real, wenn sie innere Möglichkeit haben.

Da die gemischten Bestimmungen und Verhältnisse keine andre Realität als in dem menschlichen Verstande haben, so ist zu ihrer Realität nichts weiter als eine solche Bildung erforderlich, dass ihnen etwas entsprechendes existieren kann. Diese Vorstellungen sind ihre eignen Originale, sie können ihnen also nicht widersprechen, also auch nicht Hirngespinnste seyn, wenn man nur nicht wiedersprechende Vorstellungen verbindet Insofern ihnen Worte einer bekannten Sprache angewiesen sind, durch welche man sie andern bekannt macht, in so fern ist freilich ihre innere Möglichkeit nicht hinlänglich, sondern um sie nicht für chimärisch zu halten, müssen sie mit der Bedeutung dieser Sprachzeichen übereinstimmen. So darf man das Wort Gerechtigkeit nicht mit dem Begriff, den man in der gewöhnlichen Sprache unter Freigebigkeit verstehet, verbinden. Doch diese Willkührlichkeit betrifft mehr die Eigenthümlichkeit einer Sprache, als die Realität der Vorstellungen. Denn dass ein Mensch in Gefahren so viel Gegenwart des Geistes besitzt, dass er ruhig überlegen kann, was am besten zu thun ist,

ist, und das standhaft ausführet, ist eine gemischte Bestimmung oder ein zusammengesetzter Begriff einer Handlung, die wirklich vorkommen kann. Die Unerschütterlichkeit in Gefahren, ohne Gebrauch der Vernunft und der Kräfte, ist aber nicht weniger möglich und ein eben so realer Begriff, als der erstere. Da aber der erste mit dem Sprachzeichen, Muth verknüpft ist, so kann er in Rücksicht auf dieses Wort richtig oder unrichtig seyn. Dieses fällt aber bei dem andern weg, da für ihn kein Ausdruck bestimmt, und er ohne weitere Rücksicht, als auf sich selbst, gebildet ist.

§. 5.

III. Die Begriffe von Substanzen sind real, wenn sie mit den existierenden Dingen übereinstimmen.

Unsre zusammengesetzten Begriffe von Substanzen, welche sich auf Dinge außer uns beziehen, und uns Substanzen, insofern sie wirklich sind, vorstellen; sind nur insoweit real, als sie Inbegriffe von einfachen Vorstellungen sind, welche wirklich vereiniget und zusammen in den Aussendingen existieren; bloße Einbildungen sind sie aber, wenn sie solche Vorstellungen in sich fassen,

wel-

welche nie vereiniget waren, und nie zuſammen an einer Subſtanz gefunden werden. Beiſpiele von den letztern ſind folgende Begriffe: ein vernünftiges Weſen, beſtehend aus einem Pferdekopf und einem menſchlichen Körper, wie die Centauren beſchrieben werden, oder ein gelber Körper, der ſich ſchlagen und ſchmelzen läſst, und feuerbeſtändig, dabei aber leichter iſt, als gemeines Waſſer, oder ein einförmiger unorganiſcher Körper, der nach dem äuſsern Anſehn aus einartigen Theilen beſtehet, und mit Bewuſstſeyn und willkührlicher Bewegung verbunden iſt. Ob ſolche Subſtanzen exiſtieren können, oder nicht, das wiſſen wir wahrſcheinlich nicht; dem ſey aber wie ihm wolle, ſo ſind doch dieſe Begriffe bloſse Producte der Einbildungskraft, weil ſie nach keinen uns bekannten exiſtierenden Objecten gebildet, und ſolche Verbindungen einfacher Vorſtellungen ſind, als uns noch nie eine Subſtanz aufgewieſen hat. Noch chimäriſcher ſind aber diejenigen zuſammengeſetzten Begriffe, deren Beſtandtheile unverträglich und widerſprechend ſind.

Ein und dreifsigftes Kapitel.

Von vollkommenen (adequate) und unvollkommenen (inadequate) Vorftellungen.

§. 1.

Unfre reale Vorftellungen find theils vollkommen, theils unvollkommen. Vollkommen nenne ich diejenigen, welche ihre Objecte, von welchen fie abgeleitet find, und auf welche fie fich beziehen, vollkommen darftellen. Unvollkommene Vorftellungen find diejenigen, welche das Object, auf welches fie fich beziehen, nur zum Theil oder unvollftändig vorftellen.

§. 2.

I. Alle einfachen Vorftellungen find vollkommen.

Aus diefer Erklärung folgt, dafs alle unfre einfachen Vorftellungen vollkommen find. Denn da fie Wirkungen gewiffer Kräfte der Dinge find, die von Gott dazu eingerichtet find, dafs fie folche Empfindungen in uns hervorbringen, fo müffen fie nothwendig diefen Kräften entfprechen, und wir können uns völlig verfichert halten, dafs fie

ſie mit der objectiven Realität der Dinge übereinſtimmen. Denn wenn der Zucker in uns die Vorſtellungen von der weiſsen Farbe und der Süſsigkeit hervorbringet, ſo iſt gewiſs in demſelben eine Kraft, ſie hervorzubringen, denn ſonſt würden ſie nicht dadurch wirklich werden. Und da jede Empfindung einer Kraft, welche unſre Sinne afficirt, entſpricht, ſo iſt jede auf dieſe Art entſtandene Vorſtellung objectiv, und keine Erdichtung des Gemüths, welches kein Vermögen hat, einfache Vorſtellungen hervorzubringen; und ſie muſs entſprechend ſeyn, weil ſie nothwendig nur allein dieſer Kraft entſpricht. Alle einfache Vorſtellungen ſind alſo vollkommen. Es iſt wahr, die wenigſten von den Vorſtellungen verurſachenden Dingen werden von uns bloſs als Urſachen derſelben bezeichnet. Wir denken uns vielmehr die Vorſtellungen als etwas Reales in denſelben. Wenn man ſagt, das Feuer iſt ſchmerzhaft für das Gefühl, ſo legt man demſelben das Vermögen bei, dieſe Empfindung hervorzubringen; aber man ſagt auch: das Feuer iſt leuchtend und heiſs, als wenn Licht und Hitze etwas Reales in dem Feuer wäre, da es doch nur das Vermögen, dieſe Vorſtellungen zu erzeugen, beſitzt. So muſs man es verſtehen, wenn ich ſage, die abgeleiteten Eigenſchaften oder ihre Vorſtellungen ſind in den Objecten, die ſie erzeugen. Obgleich dieſe

Aus-

Ausdrücke der gewöhnlichen Vorstellungsart angepaſst ſind, ohne welche man ſich nicht gut verſtändlich machen kann, ſo bedeuten ſie doch nichts anders, als das in den Dingen befindliche Vermögen, gewiſſe Empfindungen und Vorſtellungen in uns zu verurſachen. Geſetzt der Menſch hätte keine taugliche Organe, um die Eindrücke des Feuers auf das Geſicht und das Gefühl aufzunehmen, noch auſserdem ein Gemüth, um die Vorſtellungen von Licht und Hitze vermöge jener Eindrücke zu empfangen, ſo möchte die Sonne immer ſo ſcheinen, wie jetzt, und der Aetna noch ſo hohe Flammen ausſtoſsen, es würde doch ſo wenig Licht oder Hitze in der Welt ſeyn, als Schmerz ohne empfindende Weſen möglich iſt. Hingegen würde Dichtheit, Ausdehnung mit ihrer Begrenzung, der Figur, Bewegung und Ruhe in der Welt vorhanden ſeyn, ohne Rückſicht auf das Daſeyn oder Nichtdaſeyn vorſtellender Weſen. Daher haben wir Urſache, dieſe als reale Modificationen der Materie und als die veranlaſſenden Urſachen unſerer mannichfaltigen Vorſtellungen von Körpern anzuſehen. Doch dieſe Unterſuchung gehört nicht hieher.

§. 3.

§. 5.

II. Alle Beſtimmungen ſind vollkommene Vorſtellungen.

Die zuſammengeſetzten Begriffe von Beſtimmungen müſſen als willkührliche Verbindungen einfacher Vorſtellungen, bei deren Bildung der Verſtand auf kein wirklich exiſtierendes Vorbild Rückſicht nimmt, nothwendig vollkommen entſprechende Vorſtellungen ſeyn. Sie ſollen nicht Kopien von exiſtierenden Dingen ſeyn, ſondern ſie ſind von dem Verſtande ſelbſt zu Originalen gemacht, Dinge darnach zu benennen, und zu ordnen; ſie enthalten die von dem Verſtande beſtimmte Verbindung von Vorſtellungen und die beabſichtete Vollkommenheit. Der Verſtand wird durch ſie vollkommen befriediget, und findet keinen Mangel an ihnen. Die Vorſtellung von einer Figur mit drei Linien, die in drei Winkel zuſammenſtoſsen, iſt ein vollſtändiger Begriff, dem nichts zu ſeiner Vollkommenheit fehlt. Daſs dieſer Begriff den Verſtand vollkommen befriediget, erhellet daraus, daſs er ſich kein vorſtellendes Weſen denkt, das einen vollſtändigern Begriff von dem durch das Wort Triangel bezeichneten Objecte habe, (wenn wir deſſen Exiſtenz vorausſetzen) als in dem von drei Seiten und Winkeln enthalten iſt, welcher alles begreift, was zu ſeiner Vollkom-

menheit wesentlich oder nothwendig ist, wo und wie auch ein Triangel existiert. Anders verhält es sich mit unsern Begriffen von Substanzen. Indem diese die Dinge nach ihrem wirklichen Wesen copieren, und die Einrichtung, in welcher alle ihre Eigenthümlichkeiten gegründet sind, darstellen sollen, werden wir inne, dass sie die Vollkommenheit nicht erreichen, welche wir wünschten. Wir vermissen noch immer etwas an ihnen, und sie sind daher unvollständig. Die Vorstellungen von gemischten Bestimmungen und Verhältnissen hingegen sind Originale ohne Vorbilder, die nichts vorzustellen haben, als sich selbst; und daher müssen sie vollkommen entsprechend seyn; denn jedes Ding ist sich selbst gleich. Wenn einer zuerst folgende Vorstellungen zusammensetzte: Wahrnehmung der Gefahr, Abwesenheit aller Verwirrung, ruhige Ueberlegung dessen, was in diesem Zeitpuncte geschehen muss, und standhafte Ausführung desselben ohne Verwirrung und Abschreckung durch die Gefahr, so schwebte seinem Geiste gewiss der aus diesen Merkmalen zusammengesetzte Begriff vor. Es war seine Absicht, dass er nichts anders sey, als was er ist, und keine andern Merkmale in sich enthalten sollte; er musste also vollständig und entsprechend seyn. Er legte diesen Begriff in seinem Gedächtniss nieder, knüpfte an denselben

ben das Wort Muth, um ihn andern mitzutheilen und die Handlungen zu bezeichnen, welche damit übereinftimmten. Diefer Begriff war alfo ein Maasftab zur Beurtheilung der Handlungen und als ein eignes Mufter aufgeftellt, ohne Beziehung auf ein anderes Ding als auf fich felbft; er war auch nicht nach einem andern Original fondern blofs durch die Willkühr gebildet, und daher vollkommen entfprechend.

§. 4.

Beftimmungen können in Rückficht auf ihre Worte unvollkommen feyn.

Doch kann freilich ein Anderer, der aus des erften Erfinders Umgang das Wort Muth lernte, einen Begriff davon bilden, der von der urfpringlichen Bedeutung jenes abweichet. Und in diefem Falle kann fein Begriff fehr mangelhaft und unvollftändig feyn, wenn er nehmlich meint, er folle fo, wie fein Ausdruck, mit dem übereinftimmen, den jener fich dachte. Denn weil der Begriff und der Ausdruck deffen, von dem er beydes lernte, das Mufter feines Begriffs und Ausdrucks ift, fo ift diefer infofern mangelhaft und nicht entfprechend, als er fich von jenem Mufter entfernt, nach welchem er gebildet ift, und das er durch

das beigelegte Wort ausdrücken soll. Denn er will daſs das Wort als ein Zeichen sowohl von seinem eignen als von dem Begriff des ersten Erfinders angesehen werde, als wenn beide einstimmig wären. Ist das nun nicht, so ist der seinige mangelhaft und unvollständig.

§. 5.

Wenn also die zusammengesetzten Begriffe von Bestimmungen sich auf die Begriffe andrer Menschen beziehen, und mit ihnen übereinstimmen sollen, auch zu dem Ende mit Worten bezeichnet werden, dann können sie und auch nur in diesem einzigen Fall, sehr unrichtig, mangelhaft und unvollkommen seyn, weil sie dem von der Seele bestimmten Originale nicht entsprechen. In dieser Rücksicht sind diese Begriffe mehr als andre dem Fehler der Unrichtigkeit ausgesetzt, welche aber doch mehr die Sprache als das Vorstellen betrifft.

§. 6.

III. Die Begriffe von Substanzen sind in Beziehung auf das objective Wesen unvollkommen.

Die Begriffe von Substanzen, die ich oben erklärt habe, haben in dem Verstande

de eine doppelte Beziehung. Bald werden sie auf das vorausgesetzte reale Wesen jeder Art von Dingen bezogen; 2) bald sollen sie nur Gemälde und Vorstellungen des Verstandes von den existierenden Dingen, vermöge der Vorstellung ihrer wahrnehmbaren Eigenschaften seyn. In beiden Fällen sind diese Kopien in Beziehung auf ihre Originale unvollkommen und nicht völlig entsprechend.

Erstlich. Die Menschen gebrauchen die Sprachzeichen der Substanzen zur Bezeichnung der Dinge, insofern sie nach ihrer Voraussezung ein bestimmtes reales Wesen haben, und dadurch zu dieser oder jener Art gehören. Die Worte bezeichnen aber nichts anders als Vorstellungen; folglich müssen sie diese auf das reale Wesen der Dinge als ihre Originale beziehen. Dafs die Menschen, vorzüglich die in unsern Wissenschaften unterrichteten, ein specifisches Wesen der Substanzen voraussetzen, an dem jedes Individuum seiner Art Antheil nimmt, und womit es übereinstimmt, bedarf so wenig eines Beweises, dafs vielmehr die entgegengesetzte Meinung sehr auffallend seyn würde. Gewöhnlich wenden sie also diese specifischen Worte, unter welche die einzeln Substanzen geordnet werden, auf die Dinge an, als wären sie durch ihr specifisches reales Wesen unterschieden. Wer würde nicht den

Zweifel, ob er ſich aus einem andern Grunde einen Menſchen nenne, als weil er das reale Weſen eines Menſchen hat, für eine Kränkung halten? Wenn man nun aber fragt, was denn das reale Weſen der Dinge iſt, ſo zeigt es ſich gar bald, daſs die Menſchen nichts davon wiſſen. Daraus folgt alſo, daſs die Begriffe, inſofern ſie auf das reale Weſen als ihr doch unbekanntes Original bezogen werden, um ſo weniger entſprechende Vorſtellungen ſind, als ſie nicht für Vorſtellungen des objectiven Weſens gelten können. Unſre zuſammengeſetzten Begriffe von Subſtanzen ſind, wie wir ſchon gezeigt haben, gewiſſe Verbindungen einfacher Vorſtellungen, welche nach Beobachtungen, oder Vorausſetzungen beſtändig verbunden exiſtieren. Dieſer zuſammengeſetzte Begriff kann aber nicht das reale Weſen einer Subſtanz ſeyn. Denn ſonſt müſsten alle an einem Körper entdeckten Eigenſchaften von demſelben abhängen, und von ihm abgeleitet werden können, auch die nothwendige Verknüpfung mit demſelben erkennbar ſeyn; ſo wie alles, was ſich an einem Triangel entdecken läſst, aus dem zuſammengeſetzten Begriff eines durch drei Linien eingeſchloſſenen Raumes abgeleitet werden kann. Daſs dieſes aber nicht der Fall iſt mit den Begriffen von Subſtanzen, iſt einleuchtend. Das Eiſen iſt nach dem gemeinen

Be-

Begriffe ein Körper von gewiſſer Farbe, Schwere und Härte; und daſs er durch den Hammer getrieben werden kann, betrachtet man als eine ihm zugehörige Eigenſchaft. Dieſe ſteht aber in keiner nothwendigen Verknüpfung mit jenem zuſammengeſetzten Begriffe oder einem Merkmal deſſelben, und man dürfte mit eben ſo viel Grund annehmen, daſs dieſe Eigenſchaft von der Farbe, dem Gewicht und der Härte, als daſs dieſe von jener abhängen. Ungeachtet dieſes reale Weſen kein Gegenſtand der Erkenntniſs iſt, ſo werden doch gewöhnlich die Dinge nach dieſem in Arten geordnet. Das Stückchen Materie, aus welchem der Ring an meinem Finger beſtehet, hat, wie die meiſten Menſchen voreilig annehmen, ſein reales Weſen, wodurch es Gold iſt, und woraus die an demſelben wahrgenommene Eigenſchaften flieſsen, z B. die beſondere Farbe, das Gewicht, die Härte, die Schmelzbarkeit, die Feuerbeſtändigkeit, und die Veränderung der Farbe durch eine leichte Berührung des Queckſilbers u. ſ. w. Dieſes Weſen aber, worinn dieſe Eigenſchaften gegründet ſind, läſst ſich, aller Unterſuchungen ungeachtet nicht entdecken. Ich kann nur höchſtens annehmen, daſs das reale Weſen, oder die innere Einrichtung des Goldes, als eines Körpers, worinn ſeine Eigenſchaften gegründet ſind, nichts anders ſeyn müſſe, als die Geſtalt,

Gröſse und Verbindung ſeiner dichten Beſtandtheile. Da ich aber von keinem deſſelben eine beſtimmte Vorſtellung habe, ſo läſst ſich auch das Weſen, welches die Urſache von der beſondern gelben Farbe, von dem ſpecifiſchen Gewicht, und von der Möglichkeit iſt, daſs die Farbe durch Berührung des Queckſilbers verändert wird, unmöglich begreifen. Wollte man ſagen, dieſes reale Weſen, dieſe innere Einrichtung ſey nicht die Geſtalt, Gröſse, Anordnung und Verbindung der dichten Theile, ſondern etwas anders, das man die beſondere Form des Goldes nennt, ſo kann ich mir noch weit weniger als vorher einen Begriff davon machen. Denn von der Geſtalt, Gröſse und Lage der dichten Theile habe ich doch im Allgemeinen einen Begriff, ob ich gleich die individuelle Geſtalt, Gröſse und Verbindung der Theile nicht kenne, aus welchen die eben erwähnten Eigenſchaften entſpringen. Allein daſs auſser der Geſtalt, Gröſse und Verbindung der dichten Theile dieſes Körpers, noch etwas anders, genannt ſubſtanzielle Form, ſein Weſen ausmachen ſoll, davon geſtehe ich, habe ich nicht die geringſte Vorſtellung, den Laut Form etwa ausgenommen, welches aber doch noch lange nicht zum Begriff des Weſens hinlänglich iſt. Eben ſo wenig kennen wir das reale Weſen aller andern Subſtanzen in der Natur. Ich zum wenigſten

muſs

mufs geftehen, dafs ich keinen deutlichen Begriff davon habe, und wenn andre ihre Erkenntnifs prüfen, fo werden fie hoffentlich eben dieselbe Unwiffenheit geftehen müffen.

§. 7.

Wenn nun die Menfchen diefer Maffe Materie, die ich an meinem Finger trage, den fchon allgemein gebräuchlichen Namen Gold geben, meinen fie nicht damit, oder wird es nicht fo angefehen, als wenn diefes Wort diefer Art von Körpern nach ihrem innern Wefen angehöre, und als wenn diefe einzelne Subftanz dadurch unter diefe beftimmte Klaffe von Dingen geordnet werde? Ift diefs, fo mufs das Wort, durch welches ein Ding als von einem beftimmten Wefen ausgezeichnet wird, und folglich auch der durch das Wort bezeichnete Begriff fich auf diefes Wefen beziehen. Beide follen alfo das Wefen darftellen, welches doch diejenigen, die fich der Worte bedienen, nicht kennen. Ihre Begriffe von Subftanzen können alfo in diefer Rückficht nicht vollkommen feyn, da fie nicht, wie es die Abficht des Verftandes erheifcht, das reale Wefen derfelben enthalten.

§. 8.

Zweitens. Diejenigen welche mit Uebergehung jener fruchtlofen Hypothefe von

dem unbekannten Realwesen der Substanzen, wodurch sie unterschieden werden, die in der Welt existierenden Substanzen nur dadurch vorzustellen suchen, dass sie die Vorstellungen von den sinnlichen an ihnen zugleich existierenden Eigenschaften zusammenfassen, kommen zwar der Wahrheit etwas näher, als diejenigen, welche noch in dem Wahne stehen, sie erkennten ich weiss nicht was für ein reales specifisches Wesen. Allein auf diese Art erlangen sie doch keine vollkommen entsprechenden Begriffe von den Substanzen, und diese Kopien enthalten nicht genau und vollständig alles, was in ihren Originalen anzutreffen ist. Denn die Eigenschaften und Kräfte der Substanzen, woraus diese zusammengesetzten Begriffe gebildet werden, sind so zahlreich und mannichfaltig, dass kein Mensch sie alle in einen Begriff zusammenfassen kann. Dass aber die abstracten Begriffe von Substanzen nicht alle einfachen Vorstellungen enthalten, welche in den Dingen selbst gegründet sind, ist schon dadurch einleuchtend, dass die Menschen selten alle diejenigen aufnehmen, die sie an denselben erkannt haben. Um die Bedeutung der Worte, durch welche die Arten von Substanzen bezeichnet werden, so klar und so wenig verwickelt als möglich zu machen, bilden sie dieselben meistentheils nur aus wenigen an den Substanzen wahrgenommenen einfachen Vorstellungen. Da aber

aber diese keinen ursprünglichen Vorzug vor andern nicht aufgenommenen, und keine Ansprüche darauf haben, dass sie allein den specifischen Begriff ausmachen, so folgt daraus einleuchtend, dass unsre **Begriffe von Substanzen** in beiden Rücksichten nicht vollständig und vollkommen sind. Alle einfachen Vorstellungen, woraus wir diese Begriffe bilden, die Figur und Grösse bei einigen Arten ausgenommen, beziehen sich auf Kräfte und Vermögen, welche nur Verhältnisse zu andern Substanzen sind. Wir können aber nicht eher sicher seyn, alle Kräfte und Vermögen eines Körpers erkannt zu haben, bis wir beobachtet haben, was für Veränderungen er in seinen mannichfaltigen Verbindungen mit andern Substanzen erleiden und verursachen kann. Es ist aber unmöglich, dieses alles an einem Körper, noch weit mehr aber an allen, zu beobachten, folglich ist ein vollständiger Begriff von einer Substanz durch das Zusammenfassen aller seiner Eigenschaften nicht möglich.

§. 9.

Derjenige, der zuerst ein Stück Gold erblickte, konnte vernünftiger Weise nicht annehmen, dass die Grösse und Gestalt, die er an dieser Masse beobachtete, von ihrem Wesen oder innern Einrichtung abhieng. Das letzte konnte also auch kein Merkmal seines Begriffs von

von dieser Art Körper werden. Er abstrahirte vielleicht nur zuerst die besondre Farbe und das specifische Gewicht, und nahm diese in den Begriff auf. Beides sind aber nur Vermögen dieser Substanz; das eine, unsre Augen so zu afficiren, dass dadurch die Vorstellung der gelben Farbe entsteht; das andre, einen Körper von gleicher Grösse, wenn sie beide in zwei gleiche Waagschalen gelegt werden, hinauf zu schnellen. Ein andrer setzte vielleicht noch dazu die Vorstellungen von der Schmelzbarkeit und Feuerbeständigkeit; und noch ein andrer die Ausdehnbarkeit durch das Schlagen und die Auflöslichkeit in Goldwasser, welches blos leidende Vermögen sind, jene in Beziehung auf die Wirkung des Feuers; diese in Beziehung auf die Veränderung der äussern Gestalt und der Trennung der innerlichen Bestandtheile durch die Wirkung andrer Körper.

§. 10.

Wer die Eigenschaften der Körper überhaupt oder einer einzelnen Art in Betrachtung gezogen hat, kann nicht daran zweifeln, dass das Gold unzählige andre Eigenschaften besitzt, welche nicht in dem Begriff desselben enthalten sind. Männer, welche diesen Körper schärfer untersucht haben, möchten wohl zehnmal so viel Eigenschaften desselben aufzählen können, die alle von der innern Einrichtung

tung desselben so unzertrennlich sind, als die Farbe und das Gewicht; und wüssten wir alle diejenigen, welche allen einzelnen Menschen davon bekannt sind, so würden wahrscheinlich noch hundertmal so viele einfache Vorstellungen den zusammengesetzten Begriff von Gold ausmachen, als jetzt darin enthalten sind. Gleichwohl würde das alles vielleicht nicht den tausendsten Theil von dem ausmachen, was an demselben entdeckt werden kann. Die möglichen Veränderungen, welche ein Körper erleiden und in andern hervorbringen kann, übersteigen nicht nur alle Erkenntnifs, sondern auch alle Grenzen der Einbildungskraft Wenn man überlegt, dafs, so viele Eigenschaften auch schon die Mathematiker an der einzigen, nicht sehr zusammengesetzten Figur, dem Dreieck entdeckt haben, sie doch bei weiten noch nicht alle erschöpft sind, so wird man diese Behauptung nicht so auffallend finden, als sie bei dem ersten Anblick erschien.

§. 11.

Alle unsre zusammengesetzten Begriffe von Substanzen sind also unvollkommen und unvollständig. Eben das würde auch der Fall mit den mathematischen Figuren seyn, wenn wir die Begriffe davon auf keinem andern Wege als durch die Sammlung der Eigenschaften in Beziehung auf einander erhielten. Wie

un

ungewiſs und unvollkommen würde dann unſer Begriff von einer Ellipſe ſeyn, wenn wir nur einige Eigenſchaften derſelben kennten? Da hingegen dieſer Begriff das ganze Weſen dieſer Figur in ſich faſst, ſo entdecken wir daraus dieſe Eigenſchaften, und erkennen apodictiſch, wie ſie daraus entſpringen, und damit in unzertrennlichen Zuſammenhange ſtehen.

§. 12.

Reſultate.

Es giebt daher drei Arten von abſtracten Begriffen, oder vom Nominalweſen. Erſtlich einfache Vorſtellungen, d. i. Kopien (εκτυπα) die aber zuverläſſig ihren Gegenſtänden entſprechen. Denn ſie ſollen nichts ausdrücken, als das Vermögen eines Dinges, in dem Gemüthe eine beſtimmte Vorſtellung zu erzeugen, deren Wirklichkeit nothwendig die Wirkung derſelben Kraft ſeyn muſs. So hat das Papier, worauf ich ſchreibe, wenn es im Licht iſt (nach der gemeinen Vorſtellungsart) das Vermögen, in mir die Vorſtellung der weiſsen Farbe hervorzubringen. Dieſe Vorſtellung muſs die Wirkung einer Kraft in einem auſser dem Vorſtellenden befindlichen Dinge ſeyn, weil ſie das Gemüth nicht durch ſich ſelbſt hervorbringen kann. Als Wirkung jener Kraft iſt die Vorſtellung des Weiſsen in meinem Gemüthe

real

real und vollständig entsprechend; denn wäre sie es nicht, so müsste jene Kraft eine andre Vorstellung hervorbringen.

§. 13.

Zweitens. Die zusammengesetzten Begriffe von Substanzen sind zwar auch Kopien, aber unvollkommene und nicht ganz entsprechende. Die Wahrheit dieser Behauptung leuchtet ein, wenn man bedenkt, dass man sich von keinem zusammengesetzten Begriff einer existierenden Substanz überzeugen kann, dass er vollständig alles das enthalte, was in derselben real vorhanden ist. Denn weil man nicht alle Einwirkungen anderer Substanzen auf dieselbe, noch alle Veränderungen beobachet hat, welche sie erleiden oder hervorbringen kann, so ist kein ganz vollständiger Inbegriff aller ihrer thätigen und leidenden Vermögen möglich. Doch gesetzt, es wäre nicht unmöglich, und unsre Begriffe enthielten wirklich einen vollständigen Inbegriff aller abgeleiteten Eigenschaften oder Kräfte einer Substanz, so hätten wir doch dadurch noch keinen Begriff von ihrem Wesen. Denn da diese Eigenschaften und Kräfte, die ein Gegenstand der Beobachtung sind, nicht das reale Wesen der Substanz sind, sondern nur von demselben abhängen, und in demselben ihren Grund haben, so kann uns eine noch so viel umfassende Verbin-

dung

dung derselben doch das reale Wesen der Substanz nicht zu erkennen geben. Außerdem haben wir keinen Begriff von der Substanz überhaupt, und wissen nicht, was sie ist.

Drittens. Die zusammengesetzten Begriffe von Bestimmungen und Verhältnissen sind keine Kopien sondern ihre eignen Originale. Sie sind keinem wirklich existierenden Dinge nachgebildet, mit dem sie vollkommen übereinstimmen müßten, sondern Inbegriffe von einfachen Vorstellungen, welche der Verstand selbst verbunden hat und die alles bestimmt enthalten, was sie nach der Absicht desselben enthalten sollten. Daher sind sie das Original und das Wesen der möglichen Bestimmungen und beziehen sich daher nur auf diejenigen, welche, wenn sie wirklich werden, mit den Begriffen davon vollkommen übereinstimmen. Die Begriffe von Bestimmungen und Verhältnissen müssen also vollkommen seyn.

Zwei

Zwei und dreissigstes Kapitel.

Von wahren und falschen Vorstellungen.

§. 1.

Wahrheit und Falscheit bezieht sich eigentlich nur auf Urtheile.

Obgleich Wahrheit und Falschheit im eigentlichen Sinne nur Prädicate der Urtheile sind, so werden doch auch die Vorstellungen oft wahr oder falsch genannt. Ueberhaupt giebt es nicht leicht ein Wort, welches nicht in einem weitern und von seiner ursprünglichen Bedeutung abweichendem Sinne gebraucht würde. Jedoch liegt bei jener Benennung, wie ich glaube, allezeit ein nicht entwickeltes Urtheil zum Grunde. Wenn wir alle die Fälle untersuchen, wo Vorstellungen wahr oder falsch genannt werden, so wird sich allezeit eine Bejahung oder Verneinung finden, worauf sich die Benennung gründet. Denn Vorstellungen als bloſse Vorstellungen oder Veränderungen des Gemüths können an sich so wenig, als bloſse Worte, das Prädicat wahr oder falsch erhalten.

§. 2.

Die metaphyſiſche Wahrheit ſchlieſst ein unentwickeltes Urtheil in ſich.

Man kann in einem metaphyſiſchen Sinne ſowohl von Worten und Vorſtellungen, als überhaupt von Dingen, die nur auf einige Art wirklich ſind, ſagen, ſie ſind wahr, d. h. ſie ſind wirklich das, was ſie ſind. Doch iſt, wenn man Dinge in dieſem Sinne wahr nennt, vielleicht allezeit eine Beziehung auf unſre Begriffe als Regeln zur Beurtheilung dieſer Wahrheit angedeutet. Dieſes wäre dann ein Urtheil, deſſen man ſich aber nicht deutlich bewuſst iſt.

§. 3.

Keine Vorſtellung iſt als Veränderung des Gemüths wahr oder falſch.

Doch wir unterſuchen hier nicht in dieſem metaphyſiſchen Sinne, ſondern in der gewöhnlichen Bedeutung der Worte, ob die Vorſtellungen wahr oder falſch ſeyn können, In dieſer Rückſicht behaupte ich nun, daſs keine Vorſtellung, als Veränderung oder Erſcheinung des innern Sinnes, falſch iſt. Die Vorſtellung eines Centaurs, als etwas, das im Bewuſstſeyn vorgeht, enthält ſo wenig etwas Falſches

in ſich, als das Wort Centaur, wenn es ausgeſprochen oder geſchrieben wird. Denn da die Wahrheit oder Falſchheit jederzeit eine Bejahung oder Verneinung vorausſetzt, die entweder bloſs im Gemüthe vorgeht, oder auch durch Worte ausgedrückt wird, ſo kann keine Vorſtellung falſch ſeyn, bis der Verſtand über ſie urtheilet, daſs iſt, etwas von ihr bejahet oder verneinet;

§. 4.

Die Vorſtellungen können in Beziehung auf Objecte wahr oder falſch ſeyn.

Wahr oder falſch können die Vorſtellungen dann genannt werden, wenn ſie der Verſtand auf etwas auſser denſelben befindliches beziehet. Denn bei dieſer Beziehung liegt eine ſtillſchweigende Vorausſetzung von ihrer Uebereinſtimmung mit demſelben Objecte zum Grunde. Je nachdem dieſe Vorausſetzung wahr oder falſch iſt, werden die Vorſtellungen ſelbſt wahr oder falſch genannt. Die gewöhnlichſten Fälle, wo dieſes geſchieht, ſind folgende.

§. 5.

Erſtlich. Wenn man annimmt, daſs gewiſſe Vorſtellungen, z. B. von der Gerechtig-

 keit,

keit, Mäſſigkeit, Religion mit denen übereinſtimmen, welche andre Menſchen mit denſelben Worten verknüpfen. Zweitens, wenn der Verſtand die Uebereinſtimmung ſeiner Begriffe mit realen Dingen vorausſetzt. So iſt der Begriff von einem Centaur falſch und der von einem Menſchen wahr, wenn man ſie als objective Vorſtellungen betrachtet; denn der eine beziehet ſich auf ein wirkliches Weſen, der andere aber nicht Drittens, wenn der Verſtand die Vorſtellungen auf die innre Einrichtung und das reale Weſen der Dinge, in welchem alle Eigenſchaften gegründet ſind, beziehet. In dieſer Rückſicht ſind wo nicht alle, doch die meiſten Begriffe von Subſtanzen falſch.

§. 6.

Urſache dieſer Beziehung.

Dieſe Beziehungen pflegt der Verſtand gerne bei ſeinen Vorſtellungen und, wie ſich aus der Unterſuchung ergiebt, wo nicht allein, doch vorzüglich bei den abſtracten zuſammengeſetzten Begriffen vorauszuſetzen. Er findet nehmlich, daſs, wenn er immer von einzelnen Dingen ausgehn und bei ihnen ſtehen bleiben ſollte, er nur langſame Fortſchritte in der Erkenntniſs, wozu er einen natürlichen Trieb hat, machen, und ſeine Arbeit nie endigen würde; daher denkt er darauf, den Weg zur Erkenntniſs

nifs abzukürzen und jeder Vorstellung einen grösern Umfang zu geben. Das erste, was er thut, um die Erkenntnifs sowohl durch die Betrachtung der Dinge selbst, die er erkennen will, als durch die wechselseitige Mittheilung der Gedanken zu erleichtern und zu erweitern, ist, dafs er mehrere Vorstellungen in eine verbindet, und sie in Gattungen und Arten ordnet. Dadurch kann er das, was er von einem Individuum erkennet, mit Gewifsheit auf alle Individuen derselben Art ausdehnen, und in dem, was sein groser Zweck ist, in der Erkenntnifs schnellere Fortschritte machen. Diefs ist, wie ich anderswo gezeigt habe, der Grund, warum wir die Dinge unter höhere Begriffe und Sprachzeichen, d. h. unter Gattungen und Arten ordnen.

§. 7.

Eine aufmerksame Beobachtung der Mittel und Wege, welche der Verstand zur Erkenntnifs wählet, lehrt uns daher, dafs er jede gegebene Vorstellung, welche er entweder zur Betrachtung oder zur Mittheilung der Gedanken für nützlich hält, vor allen Dingen abstrahirt und mit einem Sprachzeichen verknüpft. Dieser Begriff wird nun in dem allgemeinen Behältnifs der Vorstellungen, in dem Gedächtnifs niedergelegt, als enthielte er das Wesen dieser Art der Dinge, wovon sein Sprachzeichen allezeit als ein Merkmal angesehen

hen wird. Wenn daher Einem ein Ding von einer ihm unbekannten Art vorkommt, ſo fragt er ſogleich, was es iſt, wodurch er nichts anders als das Sprachzeichen wiſſen will, als wenn dieſes die Erkenntniſs der Art oder des Dinges herbeiführte. Und in der That werden auch die Worte gewöhnlich als mit dem Weſen der Dinge verknüpft und als Merkmale deſſelben gebraucht.

§. 8.

Der abſtracte Begriff iſt aber etwas in dem Gemüthe, welches zwiſchen den exiſtierenden Dingen und ihren Sprachzeichen mitten inne ſteht. Daher beruhet ſowohl die Wahrheit unſrer Erkenntniſs, als die Richtigkeit oder Verſtändlichkeit unſrer Sprache auf den Begriffen. Und dieſs iſt denn die Urſache, warum die Menſchen ſo geneigt ſind, die Uebereinſtimmung ihrer abſtracten Begriffe ſowohl mit den auſser ihnen befindlichen Dingen, auf welche ſie bezogen werden, als auch mit den Worten, die mit ihnen nach dem Sprachgebrauch verknüpft ſind, vorauszuſetzen. Denn ohne dieſe doppelte Uebereinſtimmung würden ſie bald finden, daſs ſie weder von Dingen ſelbſt richtig denken, noch ſich andern darüber auf eine verſtändliche Art mittheilen könnten.

§. 9.

Erster Fall §. 5.

I. Einige Vorstellungen können falsch seyn, wenn ihre Wahrheit nach der Uebereinstimmung mit den durch dieselben Worte bezeichneten Vorstellungen andrer Menschen beurtheilt wird. Unter diesen sind aber die einfachen Vorstellungen am wenigsten diesem Irrthum ausgesetzt. Denn jedermann kann, vermöge seiner eignen Empfindung und der täglichen Beobachtung, leicht erkennen, was die einfachen Vorstelluugen sind, welche durch die gewöhnlichen Sprachzeichen ausgedrückt werden, weil sie von kleiner Anzahl und von der Art sind, dafs man jeden Zweifel und Irrthum in Ansehung ihrer leicht durch die Objecte, worauf sie sich beziehen, berichtigen kann. Daher geht selteu ein Irrthum mit den Sprachzeichen dieser Vorstellungen vor, z. B. die Verbindung des Worts Roth mit der Vorstellung Grün oder des Worts Süfs mit der Vorstellung Bitter. Noch weniger kann man die Worte für Vorstellungen von verschiedenen Sinnen mit einander verwechseln, und z. B. eine Farbe mit dem Sprachzeichen, einer Geschmacksempfindung bezeichnen. Es ist daher einleuchtend, dafs die durch Worte ausgedrückten einfachen Vorstelluugen in der Regel mit denen über-

übereinstimmen, welche andere durch dieselben Worte andeuten,

§. 10.

II. Die zusammengesetzten Vorstellungen können in dieser Rücksicht eher falsch seyn, und unter diesen die Vorstellungen von den gemischten Bestimmungen mehr, als die von Substanzen. Denn die letzten enthalten, zumal wenn sie mit gewöhnlichen und nicht mit uneigentlichen Worten bezeichnet sind, immer einige in die Sinne fallende Eigenschaften, wodurch die eine Art von der andern unterschieden, und wodurch, bei einiger Aufmerksamkeit auf den Sprachgebrauch, der Fehler leicht vermieden werden kann, ein Wort mit einer Art von Substanzen zu verbinden, fürwelche es nicht gehört. Ungewisser ist derSprachgebrauch bei gemischten Bestimmungen, und es läfst sich nicht so leicht entscheiden, ob eine Handlung Gerechtigkeit oder Grausamkeit, Freigebigkeit oder Verschwendung müsse genennt werden. Unsre Vorstellungen können daher in Beziehung auf diejenigen, welche andre mit denselben Worten ausdrücken, falsch seyn; und es ist möglich, dafs das, was wir nach unsrer Vorstellung Gerechtigkeit nennen, ein andres Sprachzeichen erhalten sollte.

§. 10.

§. 11.

Doch wenn wir auch dahin geftellt feyn laffen, ob diefe Vorftellungen einer grofsen Abweichung von den durch diefelben Worte bezeichneten Vorftellungen andrer Menfchen empfänglich find oder nicht, fo ift doch foviel gewifs, dafs diefe Falfchheit diefen Vorftellungen mehr, als andern, beigelegt wird. Man fagt in keiner andern Rückficht von einem Menfchen: er habe einen falfchen Begriff von Gerechtigkeit, Dankbarkeit oder dem Ruhme, als weil diefer Begriff mit denjenigen nicht übereinftimmt, welche bei andern mit diefen Worten verknüpft find.

§. 12.

Der Grund davon fcheint mir darin zu liegen. Die abftracten Begriffe von den gemifchten Beftimmungen find willkührliche Verbindungen von einer beftimmten Anzahl einfacher Vorftellungen. Das Wefen jeder Art derfelben beruhet alfo auf der Willkühr der Menfchen. Die einzige Regel dabei ift das Wort und die Erklärung deffelben, aber nicht ein wahrnehmbares Ding. Daher find die Vorftellungen derjenigen, von denen man glaubt, dafs fie die Worte in ihrer eigenthümlichften Bedeutung gebrauchen, die einzige Regel, worauf fie bezogen werden können, um

ſie mit ihnen einſtimmig zu machen, und ſie gelten alſo für wahr oder falſch, inſofern ſie mit dieſen Worten übereinſtimmen oder nicht. So viel von der Wahrheit oder Falſchheit der Vorſtellungen in Beziehung auf die Worte.

§. 13.

Zweiter Fall. (§. 5.)

Zweitens: wenn die Wahrheit und Falſchheit unſerer Vorſtellungen in Beziehung auf die reale Exiſtenz der Dinge beſtimmt und beurtheilet wird, ſo können, die zuſammengeſetzten Begriffe von Subſtanzen ausgenommen, keine Vorſtellungen falſch genannt werden.

§. 14.

Die einfachen Vorſtellungen ſind nichts anders, als bloſse Verbindungen, wozu uns Gott die Empfänglichkeit, den äuſſern Objecten aber das Vermögen gegeben hat, ſie nach beſtimmten Geſetzen und Wirkungsarten hervorzubringen, die, obgleich für uns unbegreiflich, doch ſeiner Weisheit und Güte angemeſſen ſind. Ihre Wahrheit beſtehet daher nur allein in dem Bewuſstſeyn, das in uns hervorgebracht wird, und mit den Kräften der äuſsern

Ob-

Objecte übereinstimmt, denn sonst könnte es nicht hervorgebracht werden. Diese Vorstellungen entsprechen also den Kräften; sie sind, was sie seyn sollen, d. i. wahre Vorstellungen. Auch kann ihnen deswegen keine Falschheit beigelegt werden, wenn der Verstand, wie es wohl bei den meisten Menschen der Fall ist, urtheilen sollte, dass sie in den Objecten selbst enthalten sind. Denn da sie durch die Weisheit Gottes zu Unterscheidungsmerkmalen bestimmt sind, wodurch es uns möglich wird, ein Ding von dem andern zu unterscheiden, und so dasjenige zu unserm Gebrauch zu wählen, welches unsre Zwecke erfodern, so ändert es die Natur der einfachen Vorstellungen gar nicht, ob wir denken, dass die Vorstellung des Blauen in dem Veilchen selbst, oder ob in diesem nur das Vermögen ist, durch die Verbindung seiner Theile das Licht auf die Art zu brechen, dass in dem Gemüthe die Vorstellung von dem Blauen entsteht. Denn weil dieses Gewebe in dem Objecte nach einer unveränderlichen Regel immer dieselbe Vorstellung erzeugt, so dient es uns zu einem Merkmal, dieses Object von andern durch das Auge zu unterscheiden, dieses Merkmal mag nun, insofern es in dem Veilchen ist, bloss ein besondres Verhältniss seiner Bestandtheile oder die blaue Farbe selbst seyn, wovon die Vorstellung, die in uns ist, ein voll-

vollkommnes Bild iſt. In beiden Fällen wird wegen dieſer Vorſtellung dem Veilchen mit gleichem Recht das Prädicat blau beigelegt. Denn das Wort *Blau* bedeutet eigentlich nichts anders, als das blo's durch die Augen wahrnehmbare Unterſcheidungsmerkmal, welches in dem Veilchen iſt, ohne Rückſicht auf das innere Weſen deſſelben, deſſen deutliche Erkenntniſs unſre Kräfte überſteigt, und, wäre ſie auch möglich, doch vielleicht von wenig Nutzen ſeyn würde.

§. 15.

Den einfachen Vorſtellungen kann auch dann keine Falſchheit beigelegt werden, wenn unſre Organe ſo verſchieden gebauet und eingerichtet wären, daſs *ein und daſſelbe Object bei verſchiedenen Menſchen zu einer und derſelben Zeit verſchiedene Vorſtellungen hervorbringen müſste*, daſs z. B. die Vorſtellung, welche das Veilchen hervorbringt, mit derjenigen, welche die Sonnenblume in einem andern Menſchen verurſacht, identiſch wäre. Denn davon wüſste man doch nichts, weil kein Menſch ſich in die Organiſation eines andern verſetzen kann, um wahrzunehmen, was für Vorſtellungen durch ſeine Organe erzeugt werden; und es würde daher weder eine

Ver-

Verwechselung mit den Vorstellungen und ihren Sprachzeichen, noch eine Falschheit in beiden entstehen. Wenn alle Dinge mit dem organischen Bau eines Veilchen und einer Sonnenblume unveränderlich die Vorstellung hervorbringen, welche jener Mensch mit dem Worte Blau und Gelb bezeichnet, so kann er durch sie, wie sie auch in seinem Gemüthe modificiret sind, so regelmäſsig die Dinge zu den Zwecken des Lebens unterscheiden, diese verschiedenen Merkmale verstehen und andern anzeigen, als wenn seine Vorstellungen von diesen Blumen mit denen anderer Menschen vollkommen übereinstimmten. Demnach bin ich mehr zu dem Gedanken geneigt, dafs die sinnlichen Vorstellungen von Objecten, bei aller Verschiedenheit der Gemüther, wenig Abweichendes haben. Ich könnte für diese Meinung vielleicht Gründe anführen, allein ich mufs den Leser damit verschonen, weil sie nicht zu meinem Zwecke gehören. Dies einzige will ich nur noch erinnern, dafs die entgegengesetzte Hypothese, könnte sie auch erwiesen werden, doch weder für die Erweiterung der Erkenntnifs, noch für die Zwecke des thätigen Lebens einigen Nutzen hat; und ihre Prüfung würde daher eine unnöthige Arbeit seyn.

§. 16.

§. 16.

Das Resultat aus alle dem, was wir gesagt haben, ist, dafs alle unsre **einfachen** Vorstellungen in Beziehung auf die aufser uns existierenden Dinge nicht **falsch** seyn können. Denn die Wahrheit dieser Empfindungen oder Veränderungen unsers Gemüths besteht, nach dem obigen, nur darin, dafs sie den Kräften der äufsern Objecte, solche Vorstellungen durch das Afficieren unsrer Sinne hervorzubringen, entsprechen. Jede Vorstellung ist, insofern sie das ist, der Kraft, die sie verursachte, angemessen, und stellt sie allein vor; in dieser Beziehung kann sie daher nicht falsch seyn. Die Vorstellungen von Blau oder Gelb, Süfse oder Bitter sind das, was sie sind, und was sie seyn sollen. Die Worte können zwar unrichtig angewendet werden, wenn z. B. einer aus Unkunde einer Sprache Scharlach mit Purpur verwechselt; allein das hat keinen Einflufs auf die Falschheit der Vorstellungen.

§. 17.

Auch die **zusammengesetzten Vorstellungen von Bestimmungen können in Beziehung auf das Wesen eines existierenden Dinges nicht falsch seyn.** Denn keiner dieser Begriffe beziehet sich auf ein in der Natur bestehende

Wesen

Wesen als Vorbild; er soll keine andern Vorstellungen enthalten, als die er wirklich enthält, noch etwas anders vorstellen, als eben diese Verbindung von Vorstellungen. Der Begriff von dem Betragen eines Menschen, der sich nur solche Speisen, Getränke, Kleidung und andre Bequemlichkeiten des Lebens erlaubet, welche seinem Vermögen und Stande angemessen sind, ist nicht falsch; er stellt nur ein Betragen vor, welches ich entweder wirklich in der Welt finde, oder mir blos als möglich vorstelle, und insofern ist er weder einer Wahrheit noch einer Falschheit empfänglich. Dann aber kann er falsch werden, wenn ich dieses Betragen Sparsamkeit und Tugend nenne, und den Begriff als einstimmig mit dem denken, mit welchem, dem eigentlichen Sprachgebrauch nach, das Wort Sparsamkeit verknüpft ist, oder die Uebereinstimmung desselben mit dem Gesetz voraussetze, wornach Tugend und Laster bestimmt wird.

§. 18.

Unsre zusammengesetzten Vorstellungen von Substanzen können in Beziehung auf ihre ursprünglichen Objecte falsch seyn. Dafs sie alle falsch sind, wenn sie als Vorstellungen von dem unbekannten Wesen der Dinge betrachtet werden, ist

ist so einleuchtend, dass ich nichts mehr über diese leere Hypothese zu sagen brauche. Ich betrachte sie hier als Inbegriffe von einfachen Vorstellungen des Gemüths, welche in den Objecten, worauf sie sich beziehen, beständig verknüpft angetroffen werden. In dieser Beziehung nun auf die Existenz der Dinge sind sie falsch, 1) wenn sie einfache Vorstellungen enthalten, deren Objecte in den wirklichen Dingen nicht verbunden sind. So ist der Begriff von einem Pferde falsch, in welchem mit der Grösse und Gestalt eines Pferdes das Vermögen, wie ein Hund zu bellen, vereiniget ist, weil diese drei Dinge in der Natur nicht vereiniget sind. 2) Wenn aus diesem Inbegriff ausdrücklich eine einfache Vorstellung ausgeschlossen wird, deren Object beständig mit jenem Inbegriff vereiniget ist. Wenn Einer in seinem Begriff von Golde die Vorstellungen von Ausdehnung, Dichtheit, Schmelzbarkeit, specifischen Gewicht und gelben Farbe vereiniget, damit aber die Verneinung einer grössern Feuerbeständigkeit, als bei Silber und Kupfer, verbindet, so kann man sagen, dass er nicht weniger einen falschen Begriff habe, als wenn er in jenen Inbegriff die Vorstellung einer vollkommenen absoluten Feuerbeständigkeit aufgenommen hätte, denn in beiden Fällen werden Objecte mit einander verbunden, welche in der Natur nicht zusammen bestehen

ſtehen. Läſst er aber aus ſeinem Begriff von Golde das Merkmal der Feuerbeſtändigkeit ganz aus, ohne es mit den übrigen wirklich zu verbinden oder ausdrücklich zu verneinen, ſo iſt ſein Begriff eher für unvollſtändig als falſch zu halten; denn er enthält zwar nicht alle einfachen Merkmale, welche in der Natur zuſammen angetroffen werden, aber er verbindet doch keine andern, als die zuſammen beſtehen.

§. 19.

Wahrheit oder Falſchheit ſetzt allezeit eine Bejahung oder Verneinung voraus.

Ich habe bisher dem Sprachgebrauch nachgegeben und gezeigt, in welchem Sinne und aus welchen Gründen Vorſtellungen bisweilen wahr oder falſch können genannt werden. Allein aus einer nähern Unterſuchung ergiebt ſich, daſs ſich dieſe Benennung nur allein auf ein wirkliches oder vorausgeſetztes Urtheil gründet. Wahrheit und Falſchheit läſst ſich nicht ohne Bejahung oder Verneinung denken, ſie ſey durch Worte ausgedrückt oder nicht, und ſie können nur da gefunden werden, wo die Zeichen in dem Verhältniſs, als die bezeichneten Dinge übereinſtimmen oder nicht, verbunden oder getrennt

werden. Die vorzüglichsten Zeichen sind entweder Vorstellungen oder Worte, aus welchen Urtheile und Sätze entstehen. Die Wahrheit besteht also darin, dass diese Zeichen so verbunden oder getrennt werden, als die bezeichneten Dinge mit einander übereinstimmen oder nicht, und die Falschheit in dem Gegentheil, wie gleich weiter soll gezeigt werden.

§. 20.

Die Vorstellungen an sich sind weder wahr noch falsch.

Eine Vorstellung kann also im eigentlichen Sinne nicht an und für sich falsch genannt werden, sie mag mit einem existierenden Dinge oder mit der Vorstellung eines andern Menschen übereinstimmen, oder nicht. Denn wenn sie nichts enthält, als was in einem ausser ihr existierenden Objecte ist, so kann sie als entsprechende Vorstellung von Etwas, nicht falsch seyn; enthält sie aber etwas, das einem realen Dinge nicht entspricht, so kann sie nicht eigentlich eine falsche Vorstellung von demjenigen genennt werden, das sie gar nicht vorstellt.

§. 21.

Die Fälle werden beſtimmt, in welchen die Vorſtellungen falſch ſind.

Irrthum und Falſchheit findet aber dann ſtatt, wenn der Verſtand urtheilet, daſs eine Vorſtellung identiſch iſt, mit derjenigen, welche ein Andrer mit demſelben Worte verbindet, oder daſs ſie mit der angenommenen Bedeutung oder Erklärung des Worts übereinſtimme, und es ſich nicht ſo verhält. Dieſer Fehler kommt vorzüglich bei gemiſchten Beſtimmungen vor, obgleich andre Vorſtellungen auch nicht davon frei ſind.

§. 22.

Zweitens. Wenn der Verſtand ſolche einfache Vorſtellungen in einen zuſammengeſetzten Begriff verbindet, als in der Natur nicht vereinigt angetroffen werden, und dabei urtheilet, daſs dieſer Begriff einem wirklich exiſtierenden Dinge entſpreche; z. B. ein Begriff, in welchem die ſpecifiſche Schwere des Zinns mit der Farbe, Schmelzbarkeit und Feuerbeſtändigkeit des Goldes verbunden iſt,

§. 23.

Falsch ist auch Drittens ein zusammengesetzter Begriff, wenn der Verstand in denselben eine Anzahl einfacher Vorstellungen, welche in einem existierenden Dinge zusammen angetroffen werden, aufgenommen aber auch andere ausgelassen hat, welche davon unzertrennlich sind, und ihn gleichwohl für einen vollkommenen und vollständigen Begriff von diesem Dinge hält. Ein Beispiel davon ist, wenn man durch Verbindung der Merkmale eines gelben, schlagbaren, sehr schweren und schmelzbaren Körpers den vollständigen Begriff von Gold gebildet zu haben glaubt, da doch die specifische Feuerbeständigkeit und die Auflösbarkeit in Goldscheidewasser eben so unzertrennliche Eigenschaften desselben sind als die übrigen.

§. 24.

Noch grösser ist viertens der Irrthum, wenn man glaubt, diese zusammengesetzten Begriffe enthielten das reale Wesen eines existierenden Körpers, da sie doch nur einige wenige Eigenschaften in sich fassen, welche in dem Wesen und innern Einrichtung derselben gegründet sind. Ich sage nur einige wenige Eigenschaften, denn die bekanntesten Merkmale eines Körpers, aus wel-

welchen gewöhnlich ſein Begriff zuſammengeſetzt wird, beſtehen meiſtentheils aus Vorſtellungen von ſeinen thätigen und leidenden Vermögen in Beziehung auf andre Dinge; die Anzahl derſelben iſt aber klein in Verhältniſs zur Erkenntniſs desjenigen, der Beobachtungen und Verſuche darüber angeſtellt hat; und auch dieſes iſt nur etwas Weniges von dem, was wirklich in dem Körper iſt, und von ſeiner weſentlichen innern Einrichtung abhängt. Das Weſen eines Triangels iſt von kleinem Inhalte, und beſtehet aus wenigen Begriffen; nämlich Begrenzung eines Raums durch drei Linien; daraus flieſsen aber mehrere Eigenſchaften, als man ſie leicht erkennen und aufzählen könnte. Nicht anders iſt es, wie ich glaube, mit den Subſtanzen; ihr Weſen iſt auf einen kleinen Inhalt beſchränkt, aber unendlich ſind die dadurch beſtimmten Eigenſchaften.

§. 25.

Da endlich ein Menſch keine andre Erkenntniſs von einem Dinge auſser ihm hat, als vermittelſt ſeiner Vorſtellungen, welche er willkührlich mit Worten verknüpfen kann, ſo kann er freilich Begriffe bilden, welche mit realen Dingen oder mit Begriffen nicht übereinſtimmen, die durch die gewöhnliche Bedeutung der Worte ausgedrückt werden, aber er kann

von einem Objecte, das er nur allein durch den Begriff davon kennet, keinen unrichtigen oder falſchen Begriff bilden. Z. B. die Vorſtellung, in welcher die Füſse, Arme und der Körper eines Menſchen mit dem Kopfe und Hals eines Pferdes verbunden ſind, iſt keine falſche Vorſtellung von einem Object, weil ſie kein Object auſser mir vorſtellt. Aber dann irre ich, wenn ich mit dieſer Vorſtellung das Wort Menſch oder Tartar verbinde, und dann glaube, es werde dadurch ein reales Ding auſser mir vorgeſtellet, oder die Vorſtellung ſtimme mit derjenigen überein, welche andere Menſchen mit dieſen Worten verbinden. In dieſer Rückſicht wird die Vorſtellung falſch genannt, obgleich die Falſchheit nicht in ihr ſelbſt, ſondern vielmehr in dem Urtheile liegt, welches ihr eine Aehnlichkeit oder Uebereinſtimmung beilegt, die ſie nicht hat. Will ich aber das Object dieſer Vorſtellung, die ich, ohne daran zu denken, daſs ihm die Wirklichkeit oder das Wort Menſch, Tartar zukomme, gebildet habe, dennoch Menſch oder Tartar nennen, ſo kann man mit Recht urtheilen, daſs ich im Gebrauch der Worte den Launen der Phantaſie folge, aber nicht daſs ich unrichtig urtheile, oder daſs der Begriff falſch ſey.

§. 26.

§. 26.

Ueberhaupt möchten wohl unsre Vorstellungen in Beziehung auf die eigenthümliche Bedeutung ihrer Sprachzeichen oder auf die Realität der Dinge, schicklicher richtig oder unrichtig genannt werden, je nachdem sie mit dem, worauf sie bezogen werden, übereinstimmen oder nicht. Jeder hat zwar die Freiheit, sie, wenn er lieber will, wahr oder falsch zu nennen, allein nach dem Sprachgebrauch kann ihnen Wahrheit und Falschheit nicht wohl anders beigelegt werden, als wenn sie auf irgend eine Weise zum wenigsten ein unentwickeltes Urtheil enthalten. Die Vorstellungen des menschlichen Geistes sind, an sich betrachtet, nicht unrichtig, diejenigen zusammengesetzten ausgenommen, in welchen unverträgliche Merkmale verbunden sind. An sich sind sie alle richtig, und die Erkenntnifs, die sie zum Gegenstande hat, ist ebenfalls richtig und wahr, und sie können nur dann unrichtig werden, wenn sie auf gewisse Objecte, als ihre Vorbilder und Originale bezogen werden, mit denen sie doch nicht übereinstimmen.

Drei und dreissigstes Kapitel.

Von Vergesellschaftung der Vorstellungen.

§. 1.

Es findet sich bei den meisten Menschen Etwas Ungereimtes.

Es giebt kaum einen Menschen, der nicht in den Meinungen, Denken und Handeln andrer Menschen etwas bemerken sollte, das ihm ungereimt und abgeschmakt scheint und es auch an sich wirklich ist. Jeder ist scharfsichtig genug, den kleinsten Fehler dieser Art an dem andern auszuspähen, wenn er nur von dem seinigen verschieden ist, und möchte ihn sogleich durch den Ausspruch der Vernunft verdammen, da er doch in seinen Meinungen und Handlungen vielleicht noch mehr Mange der Vernunft äusert, nur dass er ihn nie benerkt, und sich gar nicht oder doch schwer davon überzeugen läst.

§. 2.

Die Eigenliebe ist nicht die einzige Ursache davon.

Diess rührt nicht ganz allein von der Eigenliebe her, so sehr sie auch dabei mit im Spiele

Spiele ist. Menschen von hellem Verstande, die von allen Anmasungen einer sich selbst schmeichelnden Eigenliebe frei sind, machen sich oft dieses Fehlers schuldig. Man muss zuweilen über die Gegenbeweise und die Hartnäckigkeit eines sonst würdigen Mannes erstaunen, der evidenten Gründen, die so klar als das Tageslicht vor ihm hingestellt werden, nicht nachgiebt.

§. 3.

Auch die Erziehung nicht.

Diese Art von Unvernunft wird, und zwar grösstentheils mit Recht, der Erziehung und den Vorurtheilen zugerechnet. Allein dadurch ist man der Krankheit noch nicht auf den Grund gekommen, und erklärt noch nicht deutlich genug, woher sie entspringt, und worin sie besteht. Die Erziehung ist oft die wahre Ursache, und das Vorurtheil ein passender allgemeiner Ausdruck für die Sache selbst. Wer aber diese Art von Wahnsinn bis auf ihre erste Quelle verfolgen und erklären will, woher dieser Fehler auch bei vernünftigen Menschen entspringt, und worin er besteht, der muss noch etwas weiter nachforschen.

§. 4.

Der Fehler ist eine Art von Wahnsinn.

Wenn man bedenkt, dafs eine Widersetzlichkeit gegen die Vernunft wirklich Wahnsinn ist, und mit Recht so genannt wird, so wird man mir verzeihen, dafs ich jenen Fehler mit einem so harten Ausdruck benenne. Kein Mensch ist davon ganz frei; jeder denkt und handelt in gewissen Fällen anhaltend so, dafs wenn er immer so dächte und handelte, er in den Augen anderer für ein tauglicheres Mitglied des Bedlam, als einer vernünftigen Gesellschaft würde gehalten werden. Es ist hier nicht die Rede von dem Zustande in einer zügellosen Leidenschaft, sondern von einem ruhigen unleidenschaftlichen Denken und Handeln. Die stärkste Apologie für diesen harten Ausdruck und diese unangenehme Beschuldigung des gröfsten Theils des menschlichen Geschlechts liegt aber darin, dafs, indem ich bei Gelegenheit die Natur des Wahnsinns untersuchte 2 B. 11 K. §. 13. ich ihren Ursprung in ebenderselben Quelle und Ursache, von der ich hier rede, fand. Die Betrachtung der Sache selbst leitete mich auf diese Entdeckung zu einer Zeit, da ich noch gar nicht an diesen Gegenstand dachte. Sollten wirklich alle Menschen dieser Schwachheit unterworfen seyn, soll-

follte es der faule Fleck feyn, der das ganze Menfchengefchlecht angegriffen hat, fo follte man fich um fo mehr Mühe geben, ihn unter feinem wahren Namen offen darzulegen, um defto mehr die Aufmerkfamkeit und Sorgfalt zur Verhütung und Heilung deffelben aufzumuntern.

§. 5.

Der Fehler entfteht aus einer fehlerhaften Verknüpfung der Vorftellungen.

Einige von unfern Vorftellungen ftehen in natürlicher Beziehung und Verbindung mit andern. Diefen nachzuforfchen und fie in der gegenfeitigen Vereinigung und Beziehung, welche in ihrem befondern Wefen gegründet ift, zu erhalten, darin befteht das Gefchäft und die Vollkommenheit unfrer Vernunft. Allein es giebt noch eine andre Verbindung der Vorftellungen, welche ihr Dafeyn blos dem Zufall und der Gewohnheit verdankt. Auf diefe Art kommen Vorftellungen, welche nicht die geringfte Beziehung auf einander haben, bei gewiffen Menfchen in fo fefte Verbindungen, dafs fie nur mit Mühe fich trennen laffen. Sie leiften einander beftändig Gefellfchaft, und fo bald die eine fich dem Bewufstfeyn darftellt, fobald kommt auch die andere vergefellfchaftete zum Vorfchein, und find es mehr als zwei

Vorstellungen, so stellt sich immer die ganze Reihe in unzertrennlicher Verknüpfung dar.

§. 6.

Entstehungsart dieser Verbindung.

Diese feste Verbindung der Vorstellungen, die von Natur nicht im Zusammenhange stehen, bringt die Seele in sich selbst theils willkührlich, theils zufällig zu Stande. Daher ist sie, nach Verschiedenheit der Neigungen, der Erziehung und des Interesse bei dem einen Menschen anders, als bei dem andern. Die Gewohnheit bringt eben so wohl Fertigkeiten in dem Denken, als in den Willensbestimmungen und Bewegungen des Körpers hervor: und alle diese Fertigkeiten sind vielleicht nichts anders, als gewisse Richtungen in der Bewegung der Lebensgeister, welche, wenn sie einmal im Gange sind, immer denselben gewöhnlichen Weg fortsetzen. Der Weg wird gleichsam durch öfteres Betreten zuletzt zu einer glatten geebneten Bahn, und die Bewegung endlich leicht und natürlich. So weit wir das Vorstellen begreifen können, scheinen die Vorstellungen auf diese Art in unsrer Seele hervorgebracht zu werden. Gesetzt aber das wäre nicht so, so läfst sich doch auf diese Art die zur Fertigkeit gewordene Folge sowohl der Vorstellungen als der Bewegungen des Körpers, wenn sie einmal diese

we-

Richtung angenommen haben, erklären. Ein Mufiker, der einmal an eine Melodie gewöhnt ift, wird bemerken, dafs, wann die erften Töne davon wieder aufgeregt find, die übrigen in der Vorftellung fo regelmäfsig auf einander folgen, als fich feine Finger auf die Tangenten der Orgel bewegen, um jene Melodie zu fpielen. Beides erfolgt, wenn auch feine zerftreuten Gedanken eine andre Richtung nehmen. Ob die Bewegung der Lebensgeifter die natürliche Urfache der Aufeinanderfolge diefer Vorftellungen und der regelmäfsigen Bewegung der Finger ift, oder nicht, will ich jetzt nicht entfcheiden, fo wahrfcheinlich es auch durch diefes Beifpiel wird. Doch kann diefe Hypothefe dazu dienen, die Entftehung geiftiger Fertigkeiten und die Vergefellfchaftung der Vorftellungen deutlicher vorzuftellen.

§. 7.

Gewifse Antipathien find die Folge davon.

Kein Menfch, der fich felbft und andre beobachtet hat, wird es in Zweifel ziehen, dafs gewiffe Verbindungen von Vorftellungen durch die Gewohnheit entftehen. Und daraus laffen fich vielleicht die meiften Sympathien und Antipathien erklären, die man an Menfchen beobachtet, und fo ftark und regelmäfsig wirken,

ob-

als wären ſie natürlich. Daher werden ſie auch ſo genennt, obgleich ihre erſte Entſtehung nur aus der zufälligen Verbindung zweier Vorſtellungen herrührt, welche theils die Stärke des erſten Eindrucks, theils die darauf folgende Nachſicht ſo feſt knüpfte, daſs ſie in der Folge eine ſolche unzertrennliche Geſellſchaft in dem Gemüthe ausmachen, als wären ſie nur eine Vorſtellung. Ich ſage, die meiſten Antipathien, nicht alle; denn einige ſind wirklich natürlich in unſrer Organiſation gegründet und uns angeboren. Ein groſser Theil derſelben aber, die für natürlich gehalten werden, entſtand aus frühzeitigen, nicht wahrgenommenen Eindrücken und ſonderbaren Phantaſien, und man würde dieſe Entſtehungsart gewiſs erkennen, wenn man ſie ſorgfältig beobachtet hätte. Wenn ein erwachſener Menſch ſich mit Honig überladen hat, ſo erregt ſchon bei dem bloſsen Worte ſeine Phantaſie Eckel und Uebelkeit in dem Magen; er kann die Vorſtellung davon nicht vertragen, indem Unbehaglichkeit, Uebelkeit und Erbrechen ſie begleiten; allein er weiſs, zu welcher Zeit und von welcher Urſache dieſe Reizbarkeit entſtanden iſt. Wäre das in der Kindheit durch einen übermäſſigen Genuſs des Honigs bewirkt worden, ſo wären zwar dieſelben Wirkungen erfolgt, aber man hätte es aus Un-

Unbekanntschaft mit der Ursache für eine natürliche Antipathie gehalten.

§. 8.

Zwar stehet die Unterscheidung zwischen den natürlichen und erworbenen Antipathien mit meinem Gegenstand in keinem ganz nothwendigen Zusammenhange, aber ich erwähne ihrer auch nur zu einem andern Zwecke, damit nehmlich Eltern und Erzieher es der Mühe werth halten mögen, ihre Aufmerksamkeit darauf zu richten und unrichtige Verbindungen der Vorstellungen in den Gemüthern der jungen Leute zu verhüten. Denn in diesem Alter ist man für die dauerhaftesten Eindrücke empfänglich. Und so sehr auch kluge Leute darauf bedacht sind, alle für die Gesundheit des Körpers schädlichen Eindrücke zu verhüten, so darf ich doch behaupten, dass man auf das, was sich zunächst auf die Seele, vorzüglich auf den Verstand und die Leidenschaften beziehet, weit weniger, als es die Sache verdienet, aufmerksam ist; und ich befürchte, die meisten Menschen lassen alles, was auf den Verstand Einfluss hat, ganz aus der Acht.

§. 9 — 12.

Eine reiche Quelle von Irrthümern.

Die unrichtige Verbindung von an sich unzusammenhängenden und unabhängigen Vorstellun-

lungen hat ſo groſsen Einfluſs, unſern Handlungen, ſowohl phyſiſchen als moraliſchen, unſern Leidenſchaften, Schlüſsen und ſelbſt Begriffen eine ſchiefe Richtung zu geben, daſs vielleicht nichts ſo ſehr unſre ganze Aufmerkſamkeit verdient.

Die Vorſtellungen von Geiſtern und Geſpenſtern ſtehen an ſich nicht mehr in Verbindung mit der Dunkelheit, als dem Lichte. Es darf aber nur ein abergläubiſches Weib dieſe einem Kinde oft einprägen und zuſammen erwecken, ſo werden ſie vielleicht ſein ganzes Leben hindurch nie wieder getrennt werden können. Dann wird die Dunkelheit immer dieſe fürchterlichen Vorſtellungen aufregen, daſs das Kind ſich ſo ſehr vor der Nacht als vor Geſpenſtern fürchtet. Ein Menſch wird von dem andern empfindlich gekränkt; er denkt mehrmale an den Thäter und die Handlung. Durch die lebhafte und öftere Wiederholung beider Vorſtellungen werden beide ſo in ſeinem Gemüthe verkettet, daſs ſie faſt nur eine Vorſtellung ausmachen. Die Vorſtellung dieſes Menſchen erneuert allezeit auch die Vorſtellung von der erlittenen Kränkung und Unannehmlichkeit, daſs er ſie kaum mehr unterſcheidet und ſein Unwille trifft nun beide Gegenſtände in gleichem Grade. Auf dieſe Weiſe entſtehet oft Haſs aus geringfügigen und unverſchuldeten Veranlaſſungen,

und

und Uneinigkeiten werden in der Welt ausgebreitet und verlängert. — Ein Menfch wurde vielleicht an einem Orte von Krankheit oder andern fchmerzhaften Unfällen betroffen oder er fah feinen Freund in einem Zimmer fterben. Die Vorftellung des Orts führt immer die Empfindungen des Schmerzens und des Mifsvergnügens herbei, fo wenig fie auch an fich zufammenhängen, wenn einmal der erfte Eindruck gefchehen ift. Beide fchmelzen dann in feinem Gemüthe zufammen, und werden ein Gegenftand des Abfcheues.

§. 13.

Warum gewiffe Krankheiten des Gemüths, welche die Vernunft nicht heilen kann, durch die Zeit geheilet werden.

Wenn einmal diefe Verbindung Wurzel gefchlagen hat, fo ift die Vernunft, fo lange jene dauert, viel zu ohnmächtig, um uns dagegen zu fchützen, und von den Wirkungen derfelben zu befreien. Die Vorftellungen, welche in dem Gemüthe vorhanden find, wirken auf eine ihrer Natur und den Umftänden angemeffene Weife. Hier fehen wir die Urfache, warum die Zeit gewiffe Affectionen des Gemüths heilet, über welche die Vernunft, fo richtig auch ihre Urtheile find, und dafür an-

erkannt werden, keine Gewalt auch bei denen nicht hat, welche in andern Fällen der Vernunft so gerne folgen. Der Tod eines Kindes, welches der Mutter ihr tägliches Vergnügen und die Freude ihres Herzens war, raubt ihr alle Freuden des Lebens, und läfst sie alle mögliche Martern empfinden. Durch Troftgründe der Vernunft auf sie wirken zu wollen, ist in diesem Zustande gerade so viel, als wenn man einem auf der Folter Fröhlichkeit vorpredigte, und den Schmerz über die gewaltsam ausgespannten Glieder durch Gründe lindern wollte. Alle Vorstellungen, auch die vernünftigsten sind so lange umsonst, als nicht das Gefühl für den Genufs und den Verlust des Kindes durch die Zeit abgestumpft und von der Vorstellung des Kindes getrennt ist. Daher findet man Menschen, welche, weil die Verbindung dieser Vorstellungen nie aufgehoben wird, ihr ganzes Leben in Trauer hinbringen, und ihren unheilbaren Schmerz mit ins Grab nehmen.

§. 14. — 16.

Noch einige Beispiele von den Wirkungen der Vergesellschaftung der Vorstellungen.

Einer meiner Freunde kannte einen Mann, der durch eine sehr empfindliche und schmerzhafte

hafte Operation von einem Wahnfinn hergeftellt war. Er empfand in feinem Herzen den lebhafteften Dank und Erkenntlichkeit für diefe Cur, und er erkannte fie für den wichtigften Dienft in feinem ganzen Leben. Den Anblick des Operateurs konnte er aber nicht ertragen, was auch Dankbarkeit und Vernunft dagegen fagen mochten. Diefes Bild brachte allezeit die Vorftellung von dem Schmerz, den er unter feinen Händen erlitten, wieder fo lebhaft in Erinnerung, dafs fie für ihn unerträglich wurde. — Viele Kinder rechnen den Verdrufs über Verweife, welchen fie bei dem Lefen erhielten, den Büchern zu, und beide Vorftellungen werden fo feft mit einander verknüpft, dafs ihnen die Bücher zum Abfcheu und das Lefen zur Marter wird, was für fie fonft vielleicht die angenehmfte Befchäftigung würde gewefen feyn, und fie werden nie wieder für ein Studium gewonnen. Manche Menfchen können in fehr bequemen Zimmern nicht ftudieren; andre aus Trinkgefchirren von gewiffer Form, ungeachtet ihrer Reinlichkeit und Bequemlichkeit nicht trinken, weil fie durch die Verknüpfung von gewiffen zufälligen Vorftellungen zuwider geworden find. Und wer hat nicht die Bemerkung gemacht, dafs ein Menfch bei dem Anblick oder in der Gefellfchaft einer gewiffen Perfon fchüchtern wird,

die ihm sonst nicht überlegen ist, sondern nur einmal bei einer gewissen Gelegenheit über ihn ein gewisses Uebergewicht erhalten hat. Die Vorstellung von Ansehen begleitet nun jene immer, und hält diesen in Entfernung, der diese Vorstellung von der Person nicht mehr trennen kann. — Beyspiele dieser Art trifft man allenthalben in solcher Menge an, dass ich nur noch ein einziges seiner komischen Sonderbarkeit wegen anführen will. Ein Jüngling hatte das Tanzen in einem hohen Grad der Vollkommenheit gelernt, und zwar in einem Zimmer, wo eine alte Kiste stand. Die Vorstellung dieses merkwürdigen Hausgeräthes verband sich so innig mit allen Schritten und Wendungen der Tänze, dass er, ungeachtet seiner Geschicklichkeit, doch nur da gut tanzen konnte, wo diese oder eine andre Kiste in dem Zimmer befindlich war. Man denke ja nicht, dass diese Geschichte über die Gränzen des Wahren mit einigen komischen Zügen ausgeschmückt worden sey. Denn ich selbst kann ihre Wahrheit verbürgen, indem sie mir vor drei Iahren ein sehr vernünftiger und würdiger Mann mittheilte, so wie ich sie erzählt habe. Und ich darf wohl behaupten, dass fast jeder denkende Leser wo nicht Beispiele doch Erzählungen dieser Art kennen wird, die dieser zur Verglei-

chung

chung oder doch zur Bestätigung dienen können.

§. 17.

Einfluss dieser Verbindung auf die Denkarten.

Gewisse Denkarten und Unvollkommenheiten in dem Gebrauch des Verstandes, welche auf diese Weise entstanden, sind nicht weniger häufig und von grossen Einfluss, obgleich nicht so wahrnehmbar. Gesetzt die Begriffe von Realität und Materie werden theils durch den Unterricht, theils durch eigenes Denken innigst vereiniget, wie werden wohl die Begriffe und Schlüsse von dem Geisterreiche beschaffen seyn, so lange diese Verknüpfung dauert? Welchen ungereimten Begriffen ist nicht der Verstand ausgesetzt, wenn er von Jugend auf daran gewöhnt worden, eine gewisse Figur und Gestalt mit dem Begriff von Gott zu verbinden. Wenn mit einer Person die Vorstellung von Untrüglichkeit unzertrennlich verknüpft wird, und das Gemüth davon eingenommen ist, so kann diese Person wohl gebieten, den Satz, dass ein Körper zu einer Zeit zugleich an zwei Orten ist, ohne Untersuchung für wahr zu halten, und er wird dann für eine untrügliche Wahrheit willig angenommen.

§. 18.

Spuren davon lassen sich bei verschiedenen Secten beobachten.

Auf solche unrichtige und unnatürliche Verbindungen von Vorstellungen gründet sich vielleicht der unversöhnliche Widerstreit zwischen verschiedenen Secten in der Philosophie und Religion. Denn es läſst sich nicht denken, daſs alle Anhänger derselben sich mit Willen täuschen und wissentlich die Wahrheit, die ihnen durch die Vernunft so einleuchtend dargeboten wird, von sich stoſsen sollten. Das Interesse thut zwar viel in der Sache; allein unmöglich kann es in einer ganzen Gesellschaft von Menschen eine solche Verkehrtheit hervorbringen, daſs sie alle ohne Ausnahme die Unwahrheit wissentlich vertheidigen sollten. Zum wenigsten ist doch vorauszusezen, daſs einige wirklich thun, was andre nur zum Schein vorgeben, nehmlich, daſs sie die Wahrheit redlich suchen. Es muſs also etwas geben, was ihren Verstand verblendet, daſs sie die Falschheit von dem, was sie für Wahrheit halten, nicht einsehen; was die Vernunft fesselt, daſs redliche Männer ihre Augen gegen die einleuchtendsten Wahrheiten des gesunden Verstandes verschlieſsen. Eine nähere Untersuchung führet uns gerade auf das, wovon wir hier handeln. Unzusammenhän-

hängende Vorſtellungen werden nämlich durch Erziehung, Gewohnheit und das beſtändige Vorſprechen ihrer Parthie ſo in ihrem Gemüthe zuſammengepaart, daſs ſie immer mit einander ins Bewuſstſeyn kommen, ſie ſind nun unzertrennlich in Gedanken vereiniget, und ſie wirken in Gemeinſchaft, als machten ſie nur eine Vorſtellung aus. Dies bringt Sinn in unverſtändliches Gewäſch, dient Ungereimtheiten zum Beweiſe, und giebt ſogar dem Unſinne Gedenkbarkeit. Es iſt die Quelle der gröſsten, oder ich möchte ſagen, aller Irrthümer in der Welt; und wenn das zu viel geſagt iſt, ſo iſt es doch ſelbſt einer der gefährlichſten Irrthümer, weil er, ſo lange er feſtſtehet, die Menſchen hindert, mit eignen Augen zu ſehen und ſelbſt zu unterſuchen. Wenn Dinge ohne innern Zuſammenhang dem Geſichte immer vereiniget erſcheinen, wenn das Auge das Unverbundene verkettet erblickt, wo ſoll man anfangen, die Irrthümer zu verbeſſern, welche aus zwei Begriffen entſpringen, welche die Menſchen auf dieſe Art zu verbinden, den einen anſtatt des andern zu ſetzen, und zwar, wie ich faſt glaube, ohne Bewuſstſeyn ſich angewöhnt haben? So lange dieſe Täuſchung dauert, ſind ſie gegen alle Ueberzeugung unempfänglich. Während ſie nur für Irrthümer ſtreiten, geben ſie ſich, als eifrigen Verfechtern der Wahrheit, den laute-

ſten Beifall. Die Verwechſelung zweier verſchiedener Begriffe, welche durch die gewohnte Verbindung in einen einzigen zuſammengeſchmolzen ſind, füllt ihre Köpfe mit falſchen Geſichtspuncten und ihr Denken mit falſchen Folgerungen an.

§. 19.

Beſchluſs.

Nach dem Plan, den ich mir anfänglich entworfen hatte, müſste ich, nachdem ich den Urſprung, die Arten und den Umfang unſrer Vorſtellungen unterſucht, auch noch einige andere Betrachtungen über dieſe Materialien unſrer geſammten Erkenntniſs angeſtellt habe, nun zunächſt zeigen, welchen Gebrauch der Verſtand von dieſen Vorſtellungen macht, und welche Erkenntniſs durch dieſelben zu Stande kommt. Dieſs war alles, was ich bei der erſten Ueberſicht meines Gegenſtandes abhandeln zu müſſen glaubte. Allein eine nähere Betrachtung zeigte mir eine ſo enge Verbindung zwiſchen Worten und Vorſtellungen, eine ſo durchgängige Beziehung zwiſchen abſtracten Begriffen und allgemeinen Worten, daſs man von der Erkenntniſs, welche ganz aus Urtheilen beſtehet, nicht deutlich und beſtimmt ſprechen kann, wenn man nicht vorher die Natur, den Gebrauch und die Bedeutung der Sprachzeichen unterſucht hat. Dieſer Gegenſtand ſoll uns daher in dem folgenden Buche beſchäftigen.

Ver-

Versuch

über den

menschlichen Verstand.

Drittes Buch.

Erstes Kapitel.

Von den Worten oder der Sprache überhaupt.

§. 1.

Sprachfähigkeit des Menschen.

Gott schuf den Menschen, der ein geselliges Wesen seyn sollte, nicht allein mit der Neigung und den innern Antrieben zur Verbindung mit Wesen seiner Art, sondern versah ihn auch

mit der Fähigkeit zur Sprache, als dem wichtigen Werkzeuge und dem gemeinschaftlichen Bande der Geselligkeit. Daher sind seine Organe von Natur so eingerichtet, dass sie articulirte Töne, das ist Worte, hervorbringen können. Doch dies war noch nicht zur Sprache hinreichend; denn Papageyen und andere Vögel lernen articulirte Töne deutlich genug hervorbringen, welche gleichwohl keiner Sprache fähig sind.

§. 2.

Die Menschen mussten ausserdem auch die Fähigkeit erhalten, diese Töne als Zeichen ihrer Vorstellungen zu gebrauchen, um vermittelst derselben andern ihre Gedanken mitzutheilen und bekannt zu machen.

§. 3.

Dies ist noch nicht genug, um den Worten alle mögliche Brauchbarkeit zu geben. Die Vollkommenheit der Sprache erfodert nicht nur, dass Töne zu Zeichen der Vorstellungen gebraucht werden, sondern auch, dass sie mehrere einzelne Dinge zusammenfassen können. Denn sollte jedes einzelne Ding durch ein besonderes Zeichen bezeichnet werden, so würde der Gebrauch der Worte durch ihre Mannichfaltigkeit erschwert werden, — eine Unbe-

bequemlichkeit, welche durch den Gebrauch allgemeiner Sprachzeichen abgeholfen wird, indem ein Wort eine Vielheit von individuellen Dingen bezeichnet. Diesen Vortheil gewähret uns allein die Verschiedenheit der Begriffe, welche durch Worte ausgedrückt werden. Denn allgemeine Sprachzeichen sind solche, welche sich auf allgemeine, und besondere welche sich auf besondre Begriffe beziehen.

§. 4.

Ausser diesen Worten giebt es noch andere, welche keine Vorstellung sondern den Mangel oder die Abwesenheit einer einfachen oder zusammengesetzten oder überhaupt jeder Vorstellung bezeichnen, z. B. Nichts, Unwissenheit, Unfruchtbarkeit. Man kann nicht eigentlich sagen, daſs diese negativen oder privativen Worte gar keine Beziehung auf Vorstellungen hätten, denn dann würden sie ganz bedeutungslos seyn: sie beziehen sich allerdings auf positive Vorstellungen, und bezeichnen deren Mangel.

§. 5.

Alle ursprüngliche Worte bezeichnen sinnliche Vorstellungen.

Vielleicht kommen wir auch dem Ursprunge aller unserer Vorstellungen und Erkenntnisse et-

etwas näher, wenn wir auf die große Abhängigkeit der Worte von den gemeinsten sinnlichen Vorstellungen aufmerksam sind, und bemerken, wie die Sprachzeichen der unsinnlichsten Handlungen und Begriffe aus den Sinnen entsprungen, und durch uneigentliche Bedeutungen auf Gegenstände übergetragen sind, welche außer der Sinnenerkenntniß liegen. Die Worte: einbilden, wahrnehmen, begreifen, vorstellen, einflößen Ruhe, Unruhe, u. s. w. sind von den Wirkungen sinnlicher Dinge auf gewisse Modificationen des Denkens angewendet. Geist (Spirit) bedeutet ursprünglich den Hauch, und Engel einen Boten. Könnten wir in allen Sprachen die Worte für unsinnliche Gegenstände bis zu ihrer ersten Abstammung verfolgen, so würden wir eben dasselbe Resultat finden, und zugleich muthmaßlich bestimmen können, welche Vorstellungen und aus welcher Quelle die ersten Spracherfinder hatten, und wie die Natur selbst bei Benennung der Dinge unvermerkt die ersten Keime und Grundideen aller Erkenntniß an die Hand giebt. Denn, um die innern Thätigkeiten, die in ihrem Bewußtseyn vorgingen, und kein Gegenstand äußerer Wahrnehmung waren, so wie andere unsinnliche Begriffe andern mitzutheilen, waren sie genöthiget, die Worte dazu von bekannten Vorstellungen der Sinne zu entlehnen. Waren

ren aber einmal bekannte und verständliche Worte dazu gefunden, so hatten sie einen hinlänglichen Vorrath zur Bezeichnung aller Vorstellungen gewonnen, indem diese keinen andern Gegenstand haben können, als entweder äusserere Wahrnehmungen, oder innere sich darauf beziehende Thätigkeiten des Geistes.

§. 6.

Plan.

Folgende Untersuchungen, welche den Inhalt der folgenden Kapitel ausmachen, können dazu dienen, unsre Kenntniss von dem Gebrauche der Sprache, als eines Erkenntnissmittels, zu erweitern. Zuerst muss untersucht werden, worauf die Worte bei ihrem Gebrauch unmittelbar bezogen werden. Zweitens. Da Alle Worte (die eigenthümlichen ausgenommen) allgemein sind, und nicht dies oder jenes Individuum, sondern Arten und Gattungen bezeichnen, so muss zunächst untersucht werden, was Arten und Gattungen sind, worin sie bestehn, und wie sie gebildet werden. Nur dann erst kann man den richtigen Gebrauch der Worte bestimmen, die natürlichen Vollkommenheiten und Mängel der Sprache erkennen, und Mittel gegen die aus der Ungewissheit und Dunkelheit der Bedeutung entspringenden

Nach-

Nachtheile auffuchen. Und ohne das kann man über die Erkenntnifs, welche mit Sätzen, und zwar gröfstentheils allgemeinen zu thun hat, und daher in gröfserer Verbindung mit den Worten ftehet, als man vielleicht glauben follte, unmöglich mit Beftimmtheit und Ordnung nachdenken.

Zweites Kapitel.

Von der Bedeutung der Worte.

---

§. 1.

Worte find finnliche Zeichen zur Mittheilung der Gedanken.

Wenn auch ein Menfch noch fo viele Vorftellungen und von der Art befitzt, welche für ihn und andere zum Nutzen und Vergnügen gereichen können, fo find fie doch in feinem Gemüth verfchloffen, verborgen, und fie können fich nicht von felbft andern darftellen. Zum Beften der Gefelligkeit, die ohne

Mit-

Mittheilung der Gedanken nicht bestehen kann, musste er gewisse äussere sinnliche Zeichen ausfindig machen, um durch sie seine unsichtbaren Vorstellungen, woraus die Gedanken bestehen, andern offenbar zu machen. Dazu waren keine Zeichen zweckmässiger als die articulirten Töne, sowohl wegen ihrer Mannichfaltigkeit, als auch wegen der Schnelligkeit und Leichtigkeit, womit jeder sie bilden kann. Auf diese Art wird es begreiflich, wie die Menschen darauf kommen konnten, die Worte, die von der Natur so zweckmässig dazu eingerichtet worden, wirklich zur Bezeichnung ihrer Vorstellungen anzuwenden. Zwar ist keine natürliche Verbindung zwischen beiden, denn sonst müsste es nur eine Sprache geben; sondern die Worte werden willkührlich zu Zeichen der Vorstellungen gemacht, und diese willkührlich verknüpften Vorstellungen machen die eigenthümliche und unmittelbare Bedeutung der Worte aus.

§. 2.

Diese Zeichen werden gebraucht, theils das Behalten der Vorstellungen zu erleichtern, theils um sie, zu äussern und andern gleichsam vor Augen zu legen. Die Worte beziehen sich daher in ihrer ersten unmittelbaren Bedeutung blos auf die Vorstellungen dessen, der sich ih-

ihrer bedienet, so unvollkommen und mangelhaft sie auch seyn mögen. Wenn ein Mensch mit dem andern spricht, so will er verstanden werden, und der Zweck der Sprache ist, dafs diese Töne als Zeichen dem Zuhörer die eignen Vorstellungen des Sprechenden bekannt machen. Wollte er sie zugleich auf fremde Vorstellungen beziehen, so wären sie zu gleicher Zeit Zeichen und Nichtzeichen seiner Vorstellungen, und hätten auf diese Art gar keine Bedeutung. Ein Mensch kann seine Worte weder zur Bezeichnung der Eigenschaften der Dinge, noch der Vorstellungen eines andern gebrauchen; wovon er selbst keine Vorstellung hat; er kann in diesem Falle nicht annehmen, dafs seine Vorstellungen mit denen eines andern übereinstimmen, und seine Worte würden dann Zeichen von dem, was er nicht kennt, d. h. von einem Nichts seyn. Wenn er aber fremde Vorstellungen durch seine eignen vorstellt, und jene mit andern Menschen durch einerlei Worte bezeichnet, so bezeichnet er doch immer seine eignen Vorstellungen, nicht solche, die er nicht hat.

§. 3.

Dieses ist eine so nothwendige Bedingung der Sprache, dafs darin der Verständige vor dem Unwissenden, der Gelehrte vor dem Ungelehrten

ten nichts voraus hat. Alle Worte beziehen ſich auf die Vorſtellungen des Sprechenden, auf das, was er durch dieſelben ausdrücken will. Wenn ein Kind von dem Metall, welches es Gold nennen hört, nichts weiter als die glänzende gelbe Farbe kennet, ſo beziehet es jenes Wort nur allein auf dieſe Farbe, und es nennt daher auch die Farbe in dem Schweife des Pfauen Gold. Andere lernen durch beſſere Beobachtungen mehrere Merkmale, z. B. die Schwere, Schmelzbarkeit, Ausdehnbarkeit durch das Schlagen kennen, und ſetzen ſie zu der Bedeutung des Worts hinzu. In allen dieſen Fällen wendet jeder das Wort nur auf ſeine Vorſtellung an, aber nie kann er es zum Zeichen eines zuſammengeſetzten Begriffs machen, den er nicht hat.

§. 4.

Die Worte erhalten oft noch verſteckte Beziehungen.

Obgleich die Worte in ihrem eigentlichen und unmittelbaren Gebrauch nur die Vorſtellungen des Sprechenden bezeichnen, ſo erhalten ſie doch in den Gedanken der Menſchen eine verſteckte Beziehung auf zwei andere Dinge. 1) Sie ſehen ihre Worte auch als Zeichen für die Vorſtellungen ande-

rer **Menfchen** mit denen fie fprechen, **an.** Denn fie würden vergeblich fprechen und nicht verftanden werden, wenn fie die Worte auf eine Vorftellung und die Zuhörer auf eine andere bezögen; das wäre fo viel, als redete jeder in einer andern Sprache. Ob diefe Vorftellung bei dem Sprechenden und Zuhörenden vollkommen identifch, das wird gewöhnlich nicht unterfucht, fondern man glaubt genug gethan zu haben, wenn man der Worte in dem gemeinen Sprachgebrauche fich bedienet, weil man dabei vorausfetzt, dafs die Vorftellung, mit welcher alle verftändige Menfchen in einem Lande ein Wort verknüpfen, vollkommen dieselbe ift.

§. 5.

2) Die Menfchen wollen aber auch nicht gern blofs von ihren Bildern der Phantafie, fondern von Dingen, wie fie an fich find, fprechen, daher nehmen fie oft an, **dafs die Worte auch Zeichen für wirkliche Dinge find.** Da ich weiter unten weitläuftiger davon handeln werde, fo bemerke ich hier nur foviel, dafs es ein verkehrter Gebrauch der Worte ift, der nur Dunkelheit und Verwirrung in ihre Bedeutungen bringet, wenn fie zu Bezeichnung etwas anders, als unferer Vorftellungen gebraucht werden.

§. 6.

§. 6.

Noch einige Bemerkungen.

Da die Worte unmittelbare Zeichen der Vorstellungen und dadurch das Werkzeug sind, wodurch Menschen einander ihre Gedanken und Empfindungen mittheilen; so entstehet durch den beständigen Gebrauch eine solche Verknüpfung zwischen dem Zeichen und dem Bezeichneten, dass, sobald das Wort gehört wird, auch sogleich die angehängte Vorstellung auf eben die Art erweckt wird, als wenn das Object derselben wirklich die Sinne afficirte.

§. 7.

Man lernt durch den beständigen Gebrauch von der Wiege an gewisse articulirte Töne vollkommen, und hat sie daher immer in Gedächtniss und Bereitschaft; aber weil man ihre Bedeutungen nicht immer sorgfältig untersuchet und festsetzt, so hat dies die Folge, dass die Menschen selbst bei dem Vorsatz eines scharfen Nachdenkens, doch ihre Aufmerksamkeit mehr auf die Worte, als auf die Dinge richten. Ja, weil viele Worte früher gelernt werden, als man Kenntniss von den bezeichneten Vorstellungen hat, so sprechen nicht allein Kinder, sondern auch viele Erwachsene Worte nicht anders wie Papagayen, blos als etwas gelerntes und angewöhntes aus. Insofern

sern aber Worte einen bestimmten Gebrauch und Bedeutung haben, so findet auch eine beständige Verbindung zwischen dem Sprachlaut und der Vorstellung und die Bestimmung, dass erste zur Bezeichnung] des zweiten dienet, statt. Ohne diese Beziehung sind die Worte nur bedeutungslose Töne.

§. 8.

Ungeachtet dieser Verbindung bezeichnen die Worte doch nur diesem oder jenem Menschen eigenthümliche Vorstellungen, und zwar durch willkührliche Verknüpfung. Dieses erhellet schon daraus, weil sie bei andern nicht immer die angeknüpften Vorstellungen erwecken. Jeder Mensch hat eine so unverletzliche Freiheit, durch Worte beliebige Vorstellungen zu bezeichnen, dass niemand andere zwingen kann, eben dieselben bei dem Gebrauch derselben Worte im Bewusstseyn zu haben. Obgleich Augustus das grosse römische Reich beherrschte, so erkannte er doch, dass er kein neues lateinisches Wort machen, d. i. nicht willkührlich befehlen könne, was für eine Vorstellung durch sein ganzes Reich allgemein mit einem bestimmten Laut sollte verbunden werden. Es ist wahr, der Sprachgebrauch knüpfet gewisse Sprachlaute an gewisse Vorstellungen, und schränkt dadurch die Bedeutung der Zeichen in so weit ein, dass, wer nicht diese

Vor-

Vorstellungen damit verbindet, nicht eigentlich redet und sich andern nicht verständlich machen kann; allein in jedem Fall der Anwendung der Worte und ihrer Folgen, ist doch die Bedeutung derselben blos allein auf die Vorstellungen des Sprechenden eingeschränkt,

---

Drittes Kapitel.

Von allgemeinen Sprachzeichen.

---

§. 1.

Da alle existirende Dinge einzeln sind, so könnte man denken, die Worte müssten, um den Dingen zu entsprechen, auch ihrer Bedeutung nach individuell seyn. Allein wir finden davon gerade das Gegentheil. Der gröſste Theil der Worte in allen Sprachen bestehet aus allgemeinen Sprachzeichen; und das ist das Werk nicht der Gedankenlosigkeit und des Zufalls, sondern der Vernunft und der Nothwendigkeit.

§. 2.

Es ist unmöglich auch unnütz, dass jedes einzelne Ding ein besonderes Sprachzeichen für sich habe.

Es ist erstlich unmöglich, dass jedes einzelne Ding durch ein besonderes bestimmtes Wort bezeichnet werde. Denn der Verstand müsste dann von allen Dingen einzelne Vorstellungen bilden, und die Zeichen derselben mit ihrer bestimmten Beziehung in dem Gedächtnisse aufbewahren. Allein dieses überschreitet jedes menschliche Vermögen. Unterscheidende Vorstellungen und Sprachzeichen für jedes Individuum von Thier, Vogel, Pflanze, Baum, welche der Mensch wahrnimmt, würden nicht Raum genug in dem umfassendsten Verstande finden. Und wenn es schon als Beispiel eines ungeheuren Gedächtnisses angesehen wurde, dass ein General alle Soldaten seiner Armee bei ihren Namen nennen konnte, so werden wir leicht den Grund entdecken, warum die Menschen nicht einmal den Versuch machten, jedes Schaaf ihrer Heerde, jede Krähe, die vor ihnen vorbei flog, jedes Blatt der Pflanzen und jedes Sandkorn, das ihnen in den Weg kam, mit einem besondern Wort zu benennen.

§. 3.

§. 3.

Wäre es aber auch möglich, so hätte es doch keinen Nutzen, weil es den Hauptzweck der Sprache nicht beförderte. Der einzige Zweck und Gebrauch der Worte gehet darauf, sich andern verständlich zu machen. Dieses ist nur dann möglich, wenn mein Sprachzeichen durch Gewohnheit oder Uebereinkommen in dem Verstande des Zuhörers diejenige Vorstellung erweckt, welche ich mit dem Zeichen während des Sprechens verbinde. Diese Absicht kann aber nicht durch diejenigen Worte erreicht werden, welche ich auf individuelle Dinge beziehe, wovon ich nur allein eine Vorstellung habe; die Worte müßten in diesem Fall für alle andere, welche nicht dieselbe individuelle Kenntniß haben, bedeutungslos und unverständlich seyn.

§. 4.

Und wenn wir auch die Möglichkeit zugeben, so würde doch die Vollkommenheit der Erkenntniß durch solche individuelle Sprachzeichen nicht viel gewinnen. Die Erkenntniß gründet sich auf individuelle Objecte; sie wird aber nur durch allgemeine Gesichtspunkte erweitert, wozu Geschlechtsbegriffe und allgemeine Zeichen beförderlich sind. Diese haben ihren bestimm-

ten Umfang, und vermehren sich nicht mit jedem Augenblicke über die Grenzen hinaus, in welchen sie der Verstand nur allein fassen kann, und welche der Gebrauch nothwendig macht. Auf sie haben sich daher die Menschen hauptsächlich eingeschränkt, doch so, dass ihnen die Unterscheidung der Individuen, durch eigne Namen, wo es nöthig ist, nicht erschweret wird. Und daher haben Individuen ihrer Gattung, mit denen sie am meisten zu thun haben, eigene Namen erhalten.

§. 5.

Aus eben dem Grunde haben ausser Menschen auch Länder, Städte, Flüsse, Berge u. s. w. eigene Namen gefunden, weil man oft von einem bestimmten Dinge dieser Art sprechen, und es gleichsam dem Zuhörer vor Augen setzen muss. Ohne Zweifel würden wir für jedes einzelne Pferd eigne Namen haben, und sie so geläufig gebrauchen, als Menschennamen, wenn wir, wie die Pferdehändler, in dem Fall wären, dass wir von diesem und jenem oft bestimmt zu sprechen hätten.

§. 6.

Wie allgemeine Sprachzeichen gebildet werden.

Da nun einzelne Dinge wirklich existiren, so entstehet die Frage: wie wir zu allgemei-

meinen Sprachzeichen kommen, und wo ſich die Gattungsweſe nfinden, worauf ſich jene beziehen ſollen? Die Worte werden dann allgemein, wenn ſie zu Zeichen von allgemeinen Begriffen gemacht werden; und dieſe werden dadurch gebildet, daſs man Zeit und Ortbeſtimmungen und andere Merkmale, wodurch ſie auf dieſes und jenes Individuum beſchränkt werden, aus ihrem Inhalte ausſchlieſst. Hierdurch erhalten ſie die Fähigkeit, mehrere Individuen vorzuſtellen, von denen jedes durch ſeine Uebereinſtimmung mit dem abſtrakten Begriff, nach unſerm Sprachgebrauch, zu dieſer Gattung oder Art gehört.

§. 7.

Die Vorſtellungen der Kinder von den Perſonen, mit denen ſie umgehen, ſind anfänglich, wie dieſe ſelbſt, individuell. Die Vorſtellungen, Mutter, Amme, bilden ſich in ihrem Verſtande und ſtellen, wie Gemälde, nur dieſe Individuen vor; und ſo ſchränken ſich dieſe Worte nur allein auf dieſe ein. Wenn ſie in der Folge durch längere Erfahrung die Beobachtung gemacht haben, daſs es viel mehrere Weſen in der Welt giebt, welche in Rückſicht der Geſtalt und anderer gemeinen Eigenſchaften ihren Vätern, ihren Müttern und andern Perſonen ihrer Bekanntſchaft ähnlich ſind, ſo bilden ſie einen Begriff, deſſen Merkmale ſich in vielen

Individuen finden, und bezeichnen ihn durch das Wort Mensch. So bildet sich ein allgemeiner Begriff und allgemeines Wort, indem aus dem concreten Begriff von Peter, Johann, Maria und Johanne das Individuelle und Eigenthümliche ausgelassen und das Gemeinschaftliche zusammengefaſst wird.

§. 8.

Auf dieselbe Art gehen sie nun leicht zu noch allgemeinern Begriffen und Worten fort. Wenn die Menschen nehmlich beobachten, daſs verschiedene Wesen ihrer Verschiedenheit wegen nicht unter dem Begriff von Mensch begriffen werden können, ob sie gleich gewisse gemeinsame Merkmale mit demselben haben, und diese in einen Begriff vereinigen, so bilden sie einen noch allgemeinern Begriff, und ein Wortzeichen von gröſserm Umfange. Dieser Begriff entstehet nicht durch Hinzusetzung von neuen Merkmalen, sondern durch Entfernung der dem Menschen eigenthümlichen. Kurz, sie fassen unter dem Begriff Thier die Vorstellungen, Körper, Leben, Empfindung und willkührliche Bewegung zusammen.

§. 9.

Die Gattungswesen sind nichts als abstracte Begriffe.

Dafs dieses die Entstehungsart dieser Begriffe und Worte ist, ist so einleuchtend, dafs es keines Beweises, sondern nur einiger Aufmerksamkeit auf den Fortgang des Verstandes in der Erkenntnifs bei sich und andern bedarf. Wer die Gattungswesen (notions) für etwas anders, als für solche abstracte aus zusammengesetzteren gebildete Begriffe hält, die von existirenden Individuen abgezogen sind, der wird sie schwerlich wo anders finden können. Er wird durch sein Nachdenken finden, dafs der Begriff des Menschen von dem eines Individuums (Peter, Paul,) nur dadurch verschieden ist, dafs in dem erstern dasjenige Eigenthümliche, was den Individuen angehört, ausgeschlossen und nur das aufgenommen ist, was sie mit einander gemein haben. So bildet man aus dem Begriff Mensch und Pferd durch Absonderung des Eigenthümlichen und durch Zusammenfassung des Gemeinsamen einen neuen Begriff, Thier, der einen gröfsern Umfang hat, und Menschen mit mehrern andern Wesen begreift. Auf diese Weise schreitet man zu noch allgemeinern Begriffen von lebenden Wesen, Körper, Substanz, Wesen, Ding fort. Kurz, das ganze Geheimnifs der Gattungen und Arten, welches

ches in den Schulen so vielen Lerm machte, und, mit Recht, außer demselben wenig Aufmerksamkeit auf sich zog, bestehet nur allein in diesen, bald weitern, bald engern abstracten Begriffen mit ihren Sprachzeichen.

§. 10.

Daraus leuchtet der Grund ein, warum man bei Wortdefinitionen, d. i. Erklärungen ihrer Bedeutung, sich der Gattung (genus) oder des nächstfolgenden allgemeinen Wortes, welches jenes unter sich faſst, bedienet. Es ist nicht sowohl Nothwendigkeit, als um sich die Mühe, alle einzelnen Begriffe, die in der nächstfolgenden höhern Gattung enthalten sind, aufzuzählen; zuweilen auch wohl die Beschämung, das nicht thun zu können, zu ersparen. Allein obgleich die Erklärungsart durch die Gattung und den Artunterschied die kürzeste ist, so ist es doch wohl noch eine Frage, ob sie die beste ist; zum wenigsten ist sie nicht die einzige und absolut nothwendige. Denn da definiren nichts anders ist, als durch Worte verständlich machen, welcher Begriff durch ein Wort ausgedrückt wird, so geschiehet dieses am besten durch die Aufzählung der einzelnen Begriffe, welche in der Bedeutung eines Worts zusammengefaſst sind. Wenn man anstatt dessen die nächste höhere Gattung gebraucht, so geschieht das nicht aus Nothwendigkeit, sondern der Bequem-

quemlichkeit und des kürzesten Ausdrucks wegen. Denn wenn man sagt: der Mensch ist eine ausgedehnte Substanz mit Leben, Empfindung, willkührlicher Empfindung und dem Vernunftvermögen, so ist die Bedeutung des Worts eben so gut erklärt, als wenn man sagt: der Mensch ist ein vernünftiges Thier, da dieses zuletzt doch sich in jene Merkmale auflöset. — Auch sind die Sprachen nicht allezeit den logischen Regeln angepaſst, daſs die Bedeutung jedes Worts durch zwei andere bestimmt und deutlich ausgedrückt werden könnte. Das Gegentheil beweiset die Erfahrung offenbar; und wäre das nicht, so hätten die Erfinder dieser Regel sehr unrecht gethan, daſs sie uns nicht mehrere Definitionen dieser Art gegeben hätten. Von den Definitionen ein mehreres in dem folgenden Kapitel.

§. 11.

Wir kehren zu den allgemeinen Sprachzeichen zurück. Es ist einleuchtend, daſs das Allgemeine nichts mit der wirklichen Existenz der Dinge zu thun hat, sondern nur eine Erfindung und ein Product des Verstandes zum Behuf seines Gebrauchs ist, und sich blofs auf Zeichen, das ist, Begriffe oder Worte beziehet. Die Worte sind nehmlich allgemein, wenn sie zur Bezeichnung allgemeiner Begriffe gebraucht, und da-

daher ohne Unterſchied auf mehrere Individuen angewendet werden; und Begriffe ſind allgemein, wenn ſie als Stellvertreter mehrerer einzelnen Dinge dienen. Das allgemeine iſt kein Merkmal der Dinge ſelbſt, welche, inſofern ſie exiſtieren, alle individuell ſind. Wenn wir das Gebiet des Individuellen verlaſſen, ſo iſt das Allgemeine nur ein Product des Verſtandes, und ſein Weſen beſtehet einzig allein in dem gröſsern Umfange der Bedeutung, daſs es mehrere Individuen vorſtellt. Die Bedeutung der Worte iſt nur eine Beziehung, welche ihnen der Verſtand beigelegt hat.

§. 12.

Jetzt muſs alſo unterſucht werden, welche beſtimmte Bedeutung allgemeine Sprachzeichen haben. Denn offenbar bezeichnen ſie kein Individuum, ſonſt wären es keine allgemeinen Zeichen; aber auch keine Mehrheit, denn ſonſt würde Menſch und Menſchen einerlei bedeuten und die Unterſcheidung der Zahl überflüſsig ſeyn. Sie bedeuten alſo eine Gattung und Art von Dingen, und zwar dadurch, daſs ſie Zeichen eines abſtrakten Begriffes ſind, unter welchen die Dinge, inſofern ſie mit demſelben übereinſtimmen, geordnet werden. Man ſagt dann, ſie ſind von der Art. Es wird hieraus deutlich, daſs

dafs das Wefen der Gefchlechter in nichts andern als in diefen abftrakten Begriffen beftehet. Denn das Wefen eines Gefchlechts an fich haben, macht, dafs etwas von dem Gefchlecht ift, und die Uebereinftimmung mit dem durch das Gefchlechtswort bezeichneten Begriffe giebt ein Recht auf diefe Benennung. Beides ift alfo identifch. Z. B. ein Menfch feyn, zur Gattung Menfch gehören, Anfpruch auf den Namen Menfch haben, das Wefen eines Menfchen an fich haben, ift ein und diefelbe Sache. — Hieraus ergiebt fich die Bemerkung, dafs das Wefen der Gattungen und Arten, und die Klaffification der Dinge unter diefe das Werk des Verftandes ift, indem er abftrahirt und allgemeine Begriffe bildet.

§. 13.

Damit foll gar nicht geleugnet werden, dafs die Natur bei Hervorbringung der Dinge eine gewiffe Gleichförmigkeit beobachte, welches bei den Thierarten und allen durch Saamen erzeugten Dingen am meiften in die Augen fällt. Demungeachtet kann man fagen, dafs die Klaffification der Dinge unter Gefchlechtsnamen das Werk des Verftandes ift, der, durch die an ihnen beobachtete Aehnlichkeit veranlafst, allgemeine Begriffe bildet. Er ftellt diefe

mit

mit ihren Sprachzeichen als ſeine Muſter und Formen auf (in welchem Sinne das Wort Form eine ganz eigenthümliche Bedeutung hat) um ihnen die Individuen, inſofern ſie dieſen entſprechen, unterzuordnen. Denn wenn wir ſagen: das iſt ein Menſch, ein Pferd, das iſt Gerechtigkeit oder Grauſamkeit, das iſt eine Uhr, thun wir wohl etwas anders, als daſs wir die Dinge unter ihre Geſchlechtsnamen ordnen, inſofern ſie mit den dadurch bezeichneten abſtracten Begriffen übereinſtimmen? Und was iſt das Weſen dieſer durch Worte bezeichneten Gattungen anders, als die abſtracten Begriffe des Verſtandes? Wenn die allgemeinen Worte eine Verbindung mit den exiſtierenden Individuen haben, ſo ſind dieſe abſtrakten Begriffe das Band, welches ſie unter jene vereiniget. Das Weſen der Gattungen, inſofern ſie von uns unterſchieden und benennt werden, kann alſo nur allein in dieſen Begriffen beſtehen. Wenn man daher ein reales Weſen der Subſtanzen annimmt, das von unſern abſtrakten Begriffen verſchieden ſeyn ſoll, ſo kann es nicht das Weſen der Gattungen ſeyn, unter welche die Dinge geordnet werden. Wenn man fragt, welche Veränderungen können in einem Pferde vorgehen oder nicht, ohne einer andern Art untergeordnet zu werden, ſo läſst ſich dieſs nach unſerer Vorſtellungsart leicht beantworten; aber ſchwerlich,

wenn

wenn man ein reales Wesen zur Norm machen will. Denn wer kann darnach bestimmt wissen, wenn ein Ding aufhört, unter die Art Pferd zu gehören?

§. 14.

Wenn wir sagen, daſs diese Wesen oder abstrakte Begriffe das Product des Verstandes sind, so wird es weniger befremden, wenn man bedenkt, daſs die zusammengesetzten Begriffe bei verschiedenen Menschen oft aus verschiedenen einfachen Merkmalen bestehen. Selbst die Begriffe der Substanzen, die doch von den Dingen selbst entlehnt scheinen, sind nicht immer einstimmig, auch selbst nicht einmal bei den gemeinsten und bekanntesten Arten. Es wurde mehr als einmal bezweifelt, ob ein gebornes Kind ein Mensch sey, ja oft darüber gestritten, ob es auferzogen und getauft werden sollte. Dieses würde nicht der Fall seyn, wenn der abstracte Begriff, das Wesen, an welches das Wort Menschheit geknüpft ist, das Werk der Natur, und nicht vielmehr eine schwankende und veränderliche Verbindung einfacher Vorstellungen durch den Verstand wäre. So drückt also jeder abstrakte Begriff ein bestimmtes Wesen aus, und Worte für verschiedene Begriffe bezeichnen wesentlich verschiedene Dinge, z. B. Zirkel, Oval,

Schaaf, Ziege, Regen, Schnee. Denn das Wesen, das ein Begriff ausdrückt, kann nicht mit dem andern verbunden werden. Zwei abstrakte Begriffe, die nur in einem Stücke von einander abweichen, machen zwei bestimmte wesentlich verschiedene Gattungen oder Arten aus.

§. 15.

Unterschied zwischen dem real und nominal Wesen.

Weil aber einige, und nicht ohne Grund, das Wesen der Dinge für völlig unbekannt halten; so ist es nöthig, die verschiedenen Bedeutungen des Worts zu untersuchen. Das Wesen kann 1) für das Seyn eines Dinges genommen werden, wodurch es ist, was es ist, also die reale innere, aber bei Substanzen durchgängig unbekannte Einrichtung, in welcher die wahrnehmbaren Eigenschaften gegründet sind. Dies ist die ursprüngliche Bedeutung des Worts, wie schon die Etymologie essentia von esse an die Hand giebt, und in dieser wird es gebraucht, wenn wir von dem Wesen besonderer Dinge, ohne sie zu benennen, reden. 2) Die vielen Schulgezänke und Grübeleien über Gattungen und Arten, sind Ursache, daſs das Wort Wesen seine ur-

urſprüngliche Bedeutung beinahe verloren hat, und von der realen Natur der Dinge faſt gänzlich auf die künſtliche Einrichtung der Gattungen und Arten übergegangen iſt. Es iſt wahr, ein reales Weſen der Arten wird im Allgemeinen zugeſtanden, und es iſt unbezweifelt, daſs davon der Inbegriff einfacher verbundener Vorſtellungen abhangen muſs. Da aber gleichwohl die Dinge nach Worten in Geſchlechter abgetheilt werden, nur inſofern ſie mit abſtrakten Begriffen übereinſtimmen, an welche dieſe Worte geknüpft ſind, ſo iſt es einleuchtend, daſs das Weſen jeder Gattung und Art nichts iſt als der abſtrakte Begriff, welcher durch den Gattungs- und Artnamen bezeichnet wird. Und dieſes iſt die gewöhnliche Bedeutung des Worts Weſen. Beide können am ſicherſten durch die Worte Realweſen und Wortweſen unterſchieden werden.

§. 16.

Zwiſchen dem Wortweſen und dem Worte iſt eine ſo enge Verknüpfung, daſs kein Wort einem Dinge beigelegt werden kann, als welches dieſes Weſen hat, wodurch es dem ſo bezeichneten abſtrakten Begriffe entſpricht.

§. 17.

In Ansehung des realen Wesens körperlicher Substanzen, (um nur bei diesen stehen zu bleiben) giebt es, wo ich nicht irre, zwei Meinungen. Einige bezeichnen durch das Wort Wesen etwas, sie wissen selbst nicht was, und nehmen eine bestimmte Anzahl von Wesen an, nach denen als Mustern alle natürliche Dinge gebildet sind, woran sie alle gleichen Theil nehmen, und dadurch unter dieselbe Gattung gehören. Vernünftiger ist wohl die andere Meinung, nach welcher die Substanzen eine reale aber uns unbekannte Natur und Einrichtung in ihren unbekannten Bestandtheilen haben, von welchen die sinnlichen Eigenschaften abhängen, welche zur Unterscheidung der einen von der andern dienen, je nachdem man Gelegenheit hat, sie unter gemeinschaftliche Benennungen in Gattungen zu ordnen. Die erstere hat die Erkenntniss natürlicher Dinge sehr verwirrt. Die häufigen Missgeburten in allen Thierarten, die Abweichungen und Veränderungen in den menschlichen Geburten führen Schwierigkeiten bei sich, welche mit dieser Hypothese unverträglich sind. Denn es ist so unbegreiflich, wie zwei Dinge, die an demselben realen Wesen Theil nehmen, als wie zwei Zirkelfiguren, verschiedene Eigenschaften haben können.

Auch

Auch ist die Voraussetzung eines realen Wesens, das unerkennbar ist, und doch das Unterscheidungsmerkmal der Arten ausmachen soll, abgesehen von allen andern Gründen, so unnütz und zur Erkenntniss unbrauchbar, dass dieses allein uns bestimmen müsste, sie bei Seite zu legen und uns bloss allein an das Wesen der Gattungen zu halten, welches in dem Kreise unsrer Erkenntniss lieget.

§. 18.

Nach jener Unterscheidung des Wesens, bemerken wir noch, dass das reale und Wortwesen in allen Arten von einfachen Vorstellungen und Bestimmungen völlig einerlei, beide aber bei den Substauzen ganz verschieden sind. Ein durch drei Linien eingeschlossener Raum ist sowohl das Wort- als das Sachwesen des Triangels; es ist nicht allein der abstrakte Begriff, der mit diesem Gattungsworte verknüpft ist, sondern auch das Wesen und die Natur der Sache selbst, in welcher alle Eigenschaften dieser Figur unzertrennlich gegründet sind. Ganz etwas anders ist es mit dem goldnen Ringe an meiner Hand. Mehr davon unten, wenn wir von den Wortzeichen der Substanzen handeln.

§. 19.

Noch ein Grund, daſs die abſtrakten Begriffe mit ihren Sprachzeichen das Weſen ausmachen, liegt in der alten bekannten Behauptung, daſs die Weſen nicht entſtanden noch zerſtörbar ſind. Dieſes kann nicht von dem realen Weſen gelten, welches mit den Dingen entſteht und vergeht. Alle Dinge, ihren Urheber ausgenommen, ſind der Veränderlichkeit unterworfen, vorzüglich die uns bekannten und in Klaſſen geordneten Dinge. Was heute noch Graſs war, iſt morgen ein fleiſchigter Theil des Schafes, und wird in wenigen Tagen ein Beſtandtheil eines Menſchen ſeyn. Bei allen dieſen Veränderungen wechſelt offenbar auch das reale Weſen, es wird mit den Dingen zerſtöhret. Verſtehet man hingegen unter dem Weſen Begriffe des Verſtandes mit ihren Wortzeichen, ſo werden ſie, ungeachtet aller Veränderungen, welche in den Subſtanzen vorgehen, worauf ſie ſich beziehen, zu allen Zeiten als unveränderlich gedacht. Was auch immer aus Alexander und Bucephalus oder allen Individuen der Gattung Menſch und Pferd werden mag, ſo ſind doch dieſe Gattungsbegriffe gegen jeden Wechſel geſichert. Wenn es auch in der Welt keine Cirkelfigur giebt, welches, wenn man auf die gröſste Strenge in der Zeichnung ſiehet, gar

gar wohl der Fall feyn kann; fo hört doch der an diefes Wort geknüpfte Begriff nicht auf zu feyn, was er ift, und er dienet bei der Beurtheilung aller Figuren, die mit diefem Ausdruck bezeichnet oder nicht bezeichnet werden können, unabänderlich zur Richtfchnur. Eben fo ift es auch mit Begriffen von Dingen, die vielleicht nie wirklich exiftierten, z. B. den Begriffen von Einhorn und Sirenen; wenn fie nur keinen innern Widerfpruch enthalten, fo haben fie eben fo gut ihre beftimmte, fefte und unveränderliche Bedeutung, als die Begriffe von Menfch und Pferd. Die Lehre von der Unveränderlichkeit der Wefen beweifst alfo, dafs diefe nichts anders als die abftrakten Begriffe find, dafs fie fich auf das beftimmte Verhältnifs zwifchen diefen und ihren Sprachzeichen gründen, und dafs fie fo lange wahr bleiben, als die Bedeutung der letzten unverändert bleibt.

§. 20.

Das Refultat ift, um alles kurz zufammenzufaffen, diefes: Gattungen, Arten und ihr Wefen, und das ganze grofse Gefchäft des Verftandes mit ihnen, läuft nur dahin aus, dafs die Menfchen abftrakte Begriffe bilden, und dafs fie fich durch die Bezeichnung derfelben in den Stand fetzen, eine Anzahl von

Dingen zusammenzufassen. Dieses erweitert ihre Erkenntniss und befördert die Mittheilung derselben, welches nicht möglich wäre, wenn sich Begriffe und Worte nur auf einzelne Dinge einschränkten.

Viertes Kapitel.

Von den Sprachzeichen der einfachen Vorstellungen.

§. 1.

Eigenthümlichkeiten dieser Sprachzeichen.

Wenn gleich alle Worte unmittelbar nur die Vorstellungen des Sprechenden bezeichnen, so werden wir doch bei näherer Betrachtung finden, dass die Worte für einfache Vorstellungen, gemischte Bestimmungen (worunter ich auch Verhältnisse begreife) und Substanzen etwas

was Eigenes und von einander Abweichendes haben.

§. 2.

I) Die Worte für einfache Vorſtellungen und Subſtanzen weiſen auf etwas Realexiſtierendes hin, von welchem als ihren Originalen dieſe abgeleitet ſind; die Worte für gemiſchte Beſtimmungen beziehen ſich bloſs auf Vorſtellungen des Gemüths, und führen den Verſtand auf nichts weiter hinaus.

§. 3.

II. Die Worte für die einfachen Vorſtellungen und Beſtimmungen bezeichnen allezeit ſowohl das Real- als Nominalweſen ihrer Gattungen; die Worte für Subſtanzen hingegen ſelten oder niemals etwas anders, als das Wortweſen (6. Kap.)

§. 4.

III. Die Worte für einfache Vorſtellungen ſind keiner Definition fähig; dieſe findet aber bei allen zuſammengeſetzten ſtatt. Auf dieſen Unterſchied ſcheint mir bis jetzt noch gar nicht Rückſicht genommen zu ſeyn, welches zu groſsen Zänkereien und Verwirrungen

Veranlaſſung gegeben hat. Denn einige ſodern Erklärungen von Worten, wo ſie unmöglich ſind, andere ſind mit einer ſchulgerechten Erklärung durch ein allgemeineres Wort und ſeine Einſchränkung (oder in der Kunſtſprache, durch die Gattung und den Unterſchied) zufrieden, ob ſie gleich keine deutlichere Vorſtellung von der Bedeutung des Worts giebt. Es liegt, wie mich dünkt, nicht ganz auſser meinem Plan, zu zeigen, welche Worte, und welche nicht, einer Definition fähig ſind, und was zu einer guten Definition erfordert wird; und vielleicht verbreitet dies zugleich ſo viel Licht über die Beſchaffenheit dieſer Begriffe und ihrer Zeichen, daſs es gar wohl eine beſondere Unterſuchung verdient.

§. 5.

Nicht alle Worte können erklärt werden, denn dieſes würde ins Unendliche fortgehen; und wenn die Ausdrücke einer Definition wieder erklärt werden müſsten, wo ſollte man zuletzt ſtille ſtehen. Doch dabei halte ich mich nicht auf, ſondern zeige vielmehr aus der Natur unſerer Begriffe und ihrer Zeichen, welche Worte erklärt und welche nicht erklärt werden können.

§. 6.

§. 6.

Worterklärung.

Darin ist man wohl einig, dafs eine Erklärung nichts anders ist, als die Angabe der Bedeutung eines Worts durch andere nicht synonyme Ausdrücke. Die Bedeutung der Worte bestehet nur in den Vorstellungen, zu deren Bezeichnung sie bestimmt sind; die Bedeutung wird angegeben, oder das Wort wird erklärt, wenn man durch andere Worte die mit jenen in dem Verstande des Sprechenden verknüpften Vorstellungen darstellt und gleichsam vor die Augen eines andern bringt, und dadurch die Bedeutung bestimmet. Dieses ist der einzige Endzweck und Nutzen einer Definition, und also auch der Maafsstab ihrer Güte.

§. 7.

Einfache Vorstellungen sind unerklärbar.

Nach diesen Voraussetzungen behaupte ich, dafs nur allein die Worte einfacher Vorstellungen unerklärbar sind. Denn die verschiedenen Ausdrücke einer Definition, welche verschiedene Vorstellungen bezeichnen, können keine Vorstellung darstellen, welche gar nichts Zusammengesetztes enthält. Daher kann eine

eine Definition, d. i. die Anzeige der Bedeutung eines Worts durch mehrere andere nicht synonymische bei dieser Art Vorstellungen nicht statt finden.

§. 8.

Die Vernachlässigung dieses Unterschiedes in den Vorstellungen und ihren Ausdrücken hat die unübertreflichen Spielereien der Schulen hervorgebracht, welche bei den versuchten Erklärungen einiger wenigen einfachen Vorstellungen so sehr in die Augen fallen. Denn diese berühmten Meister im Definiren waren der Unmöglichkeit wegen gezwungen, den grösten Theil derselben unerklärt zu lassen. Konnte wohl der menschliche Verstand ein gelehrteres Gewäsch aussinnen, als folgende Erklärung der Bewegung: Actus entis in potentia quatenus in potentia. Eine Definition, die jedem vernünftigen Menschen Mühe machen kann, das Wort zu rathen, welches erklärt werden soll, wenn er es nicht schon durch den berühmten Unsinn jener kennt.

§. 9.

Neuere Philosophen suchten dieses Schulgewäsch zu verbannen, und sich verständlicher auszudrücken; allein sie waren in ihrem Versuch, einfache Vorstellungen durch ihre Ursachen

chen oder auf andere Art zu definiren nicht glücklicher. Die Atomisten erklären die Bewegung durch einen Fortgang von einem Orte zum andern. Allein das heisst ein Synonym für ein anderes setzen. Ist Fortgang etwas anders als Bewegung, und ist nicht die Definition: Fortgang ist Bewegung von einem Orte zum andern, eben so gut als: Bewegung ist Fortgang von einem Ort zum andern! Von zwei Worten mit einerlei Bedeutung eins für das andere setzen, heisst noch nicht erklären, sondern nur vertauschen; ist das eine verständlicher als das andere, so kann es wohl zur Aufsuchung der Bedeutung des andern dienen, aber es ist bei weitem noch keine Definition. Sonst würde jedes englische Wort eine Erklärung von dem dabei stehenden lateinischen seyn. Die Erklärung der Kartesianer, Bewegung sey die successive Zukehrung der Theile der Oberfläche eines Körpers zu der Oberfläche eines andern, hält auch eine scharfe Prüfung nicht aus.

§. 10.

Die Peripatetiker erklären das Licht durch die Wirklichkeit des durchsichtigen, insofern es durchsichtig ist. Diese Definition ist nicht weniger ungereimt, als die erstere; aber sie verräth ihre Unbrauchbarkeit und Bedeutungslosigkeit noch mehr. Denn schwerlich wird

sich

ſich jemand überreden laſſen, daſs ein Blinder dadurch die Bedeutung des Worts Licht verſtehen lerne. Von dieſer Seite läſst ſich jener Definition der Bewegung nicht ſo beikommen. Denn da dieſe einfache Vorſtellung nicht allein durch das Geſicht, ſondern auch durch das Gefühl in die Seele kommt, ſo läſst ſich gar wohl der Fall denken, daſs einer auf einem andern Wege als durch die bloſse Definition die Bedeutung des Worts lernte. Wenn andere ſagen, das Licht beſtehe aus einer groſsen Menge von kleinen Kügelchen, welche ſchnell an die Oberfläche des Auges anprallen, ſo drücken ſie ſich zwar verſtändlicher als die Schule aus, aber dennoch kann ſich niemand durch dieſe Worte eine deutliche Vorſtellung von dem Lichte machen, wenn er das Wort nicht vorher ſchon verſtand. Denn geſetzt, dieſe Erklärung wäre noch ſo richtig, ſo kann doch der Begriff von der Urſache des Lichts uns eben ſo wenig die Vorſtellung von dem Lichte als einer beſtimmten Veränderung der Seele geben, als die Vorſtellung von der Figur und Bewegung eines ſcharfen Stahls die Vorſtellung von dem Schmerz als einer Wirkung davon in uns bewirken kann. Die Urſache einer Empfindung und die Empfindung ſelbſt ſind bei allen einfachen Vorſtellungen zwei und zwar ganz verſchiedene Vorſtellungen. Wenn daher dieſe Kügelchen des Descartes auch noch ſo lange die Netzhaut eines

Man-

Mannes mit dem Staare berührten, ſo würde er ſich doch weder das Licht noch etwas Aehnliches vorſtellen, wenn er auch ſonſt jene Ausdrücke noch ſo gut verſtünde. Daher unterſcheiden die Carteſianer ganz recht das Licht, welches die Urſache von der Empfindung des Lichts iſt, und die dadurch bewirkte Vorſtellung, welche im eigentlichen Sinne das Licht iſt.

§. 11.

Einfache Vorſtellungen kann die Seele nur allein vermittelſt der dazu beſtimmten Organe durch Eindrücke erlangen, welche die Objecte auf uns machen. Hat man ſie nicht auf dieſem Wege erhalten, ſo können alle zur Erklärung ihrer Sprachzeichen gebrauchte Worte keine hervorbringen. Worte ſind nur Töne und können keine andere Vorſtellungen, als von eben dieſen Tönen erzeugen, und nur diejenigen erwecken, welche mit ihnen als Zeichen willkührlich ſind verknüpft worden. Wer das nicht annimmt, kann den Verſuch machen, ob ihm Worte die Empfindung von dem Geſchmacke der Ananas erzeugen können. Er kann ſich freilich eine analogiſche Vorſtellung davon machen, inſofern er von Hörenſagen weiſs, daſs andere Geſchmacksempfindungen von Dingen, die er gekoſtet hat, mit den Ananas Aehnlichkeit haben; allein das heiſst noch nicht durch die

die Definition eine Vorstellung geben, sondern man erweckt nur andere einfache Vorstellungen durch ihre Zeichen, welche von jenen noch weit genug sich entfernen. Durch Töne Vorstellungen von Licht, Farben u. s. w. hervorbringen wollen, ist soviel, als erwarten, dass die Töne sichtbar und die Farben hörbar werden, und das Gehör an die Stelle aller andern Sinne setzen. Wer daher einfache Vorstellungen nicht durch ihre eigenthümlichen Organe empfangen hat, kann von der Bedeutung ihrer Ausdrücke durch keine andere Worte, wenn sie auch nach allen Regeln der Definition zusammengesetzt sind, verständiget werden. Es muss ihm so gehen, wie jenem blinden Gelehrten, der sich über Gegenstände des Gesichts den Kopf zerbrochen, und die Belehrungen seiner Bücher und Freunde dazu gebraucht hatte; um die Worte von Licht und Farben, die ihm oft vorkamen, verstehen zu lernen; als er eines Tages sich rühmte, das Wort Scharlach zu verstehen und gefragt würde, was denn die Scharlachfarbe wäre, so gab er zur Antwort: es sey so etwas, wie der Schall einer Trompete.

§. 12.

§. 12.

Zusammengesetzte Vorstellungen können erkläret werden.

Ganz anders ist der Fall mit den zusammengesetzten Vorstellungen. Da sie aus mehreren einfachen bestehen, so ist es möglich, durch die Worte, welche die Bestandtheile bezeichnen, zusammengesetzte Vorstellungen hervorzubringen, die nie zuvor vorhanden waren. Hier finden Definitionen statt; man kann durch sie Worte von Dingen, die man nie zuvor empfunden hatte, verstehen lernen, und Vorstellungen bilden, die denen anderer Menschen entsprechen, wenn sie sich dieser Worte bedienen. Nur darf in der Definition kein Ausdruck einer einfachen Vorstellung vorkommen, welche derjenige, dem man die Sache erklären will, noch nie gehabt hat. Das Wort Statüe kann einem Blinden erklärt werden, aber nicht das Wort Gemälde, denn seine Sinne haben ihm die Vorstellungen von Figuren, aber nicht von Farben gegeben, welche letztern daher durch keine Worte erzeugt werden können.

§. 13.

Wenn einer noch nie einen Regenbogen gesehen, aber alle Farben einzeln empfunden hat, so kann dieses Wort durch die Aufzählung

der Gestalt, der Breite, der Lage und Ordnung der Farben für ihn so gut erkläret werden, dass er es vollkommen verstehet. Bei einem Blinden ist das hingegen unmöglich, weil ihm mehrere einfache Vorstellungen fehlen, die durch keine Worte hervorgebracht werden können.

§. 14.

Einfache Vorstellungen können, wie schon gezeigt worden, nur allein durch die Erfahrung von denjenigen Objecten, deren Wirkungen sie ursprünglich sind, erzeugt werden. Sind diese vorhanden und ihre Ausdrücke bekannt, so ist man im Stande, die aus ihnen zusammengesetzten Vorstellungen zu definiren und durch die Definition ihre Ausdrücke verstehen zu lernen. Durch kein Wort kann hingegen die Bedeutung eines andern erklärt werden, welches eine noch nie gehabte einfache Vorstellung bezeichnet. Wenn ein Mensch eine Vorstellung hat, aber nicht weiss, dass ein Wort das Zeichen derselben ist, so kann er durch ein anderes geläufigeres, welches dieselbe Vorstellung ausdrückt, die Bedeutung von jenem sich verständlich machen.

§. 15.

§. 15.

Die Sprachzeichen der einfachen Vorſtellungen ſind am wenigſten zweifelhaft.

IV. Obgleich die Ausdrücke der einfachen Vorſtellungen der Hülfe der Definitionen zur Beſtimmung ihrer Bedeutung entbehren, ſo ſind ſie doch weniger zweifelhaft und ungewiſs, als die Sprachzeichen der gemiſchten Beſtimmungen und der Subſtanzen. Denn man ſtimmt leicht und völlig in ihrer Bedeutung überein, weil ſie nur aus einer Vorſtellung beſteht; und es giebt daher hier wenig Stoff zu Miſsverſtändniſſen und Streitigkeiten. Wer einmal weiſs, daſs das Wort Weiſs die Farbe des Schnees oder der Milch bezeichnet, kann daſſelbe, ſo lange er die Vorſtellung behält, nicht auf einen unrechten Gegenſtand beziehen, und iſt ſie verſchwunden, ſo kann es noch weniger miſsverſtanden werden. Hier kommt keine Menge von einfachen zu verbindenden Vorſtellungen, wie bei den gemiſchten Beſtimmungen, noch ein unbekanntes Realweſen mit den darin gegründeten Eigenſchaften vor, deren beſtimmte Zahl ebenfalls unbekannt iſt; hier wird im Gegentheil die Bedeutung auf einmal gefaſst, ſie beſteht nicht aus Theilvorſtellungen, daſs die Vorſtellung durch das Zuſammenfaſſen mehrerer oder wenigerer verändert

und die Bedeutung dunkel oder ungewiſs könnte gemacht werden.

§. 16.

V. Es giebt bei den einfachen Vorſtellungen nur wenig Grade zwiſchen der niedrigſten Art und der höchſten Gattung Denn die niedrigſten Arten ſind einfache Vorſtellungen, aus denen nichts ausgelaſſen werden kann, um ſie nach Abſonderung des Unterſchiedes mit einem andern Dinge in einem gemeinſchaftlichen Gattungsbegriff übereinſtimmend zu machen. Aus der Vorſtellung Roth und Weiſs kann nichts herausgenommen werden, um beide mit einer allgemeinen Erſcheinung einſtimmig zu machen, ſo wie der Begriff Menſch, wenn man das Merkmal der Vernunftfähigkeit abſondert, mit dem Gattungsbegriff Thier einſtimmig iſt. Wenn daher die Menſchen Roth, Weiſs und mehrere Vorſtellungen der Art, um unangenehme Aufzählungen zu vermeiden, unter ein allgemeines Wort zuſammenfaſſen, ſo waren ſie genöthigt, dazu ein Wort zu gebrauchen, welches nichts als die Art und Weiſe bezeichnet, wie dieſe Vorſtellungen erzeugt werden. Das Gattungswort Farbe bedeutet nehmlich alle Vorſtellungen, welche in der Seele durch das Sehorgan hervorgebracht werden.

§. 17.

§. 17.

VI. Die Worte der gemischten Bestimmungen bezeichnen ganz willkührliche; die Worte der Substanzen nicht ganz willkührliche Vorstellungen, weil sie sich doch mit einiger Einschränkung auf wirkliche Gegenstände beziehen. Die Worte der einfachen Vorstellungen endlich schliessen alles Willkührliche aus, da sie ganz von dem objectiven Seyn der Dinge abhängen. Welchen Einfluss dieses auf die Bedeutung dieser Art von Worten hat, werden wir in den folgenden Kapiteln sehen. — Die Worte der einfachen Bestimmungen weichen nur wenig von denen der einfachen Vorstellungen ab.

Fünftes Kapitel.

Von den Wortzeichen für gemischte Bestimmungen und Verhältnisse.

§. 1.

Eigenthümlichkeiten dieser Worte.

Auch diese Worte sind allgemein, da sie Arten von Dingen nach ihrem verschiedenen Wesen

bezeichnen. Das Wesen dieser Arten ist nichts anders, als der abstracte Begriff, der mit dem Worte verknüpft ist. Ungeachtet dieser Aehnlichkeit mit andern Begriffen haben sie doch bei näherer Ansicht noch manches Eigenthümliche, welches vielleicht unsere Aufmerksamkeit verdient.

§. 2.

I. Diese abstracten Begriffe, oder, wenn man lieber will, das Wesen der verschiedenen Arten von gemischten Bestimmungen, sind ein Product des Verstandes. Dadurch unterscheiden sie sich von den einfachen Vorstellungen, welche der Verstand nicht eigenmächtig machen, sondern nur von den existirenden Dingen empfangen kann.

§. 3.

II. Sie sind nicht nur von dem Verstande gebildet, sondern auch willkührlich zusammengesetzt, ohne Rücksicht auf ein reales Object. Hierin besteht ihr Unterschied von den Substanzen. Der Verstand nimmt sich hier die Freiheit, existirende Objecte nicht so genau nachzubilden; er bildet gewisse zusammengesetzte Begriffe als eben so viele Arten, und fasst sie in Worte, während mancher Stoff dazu in der Aussenwelt nicht so

ver-

verarbeitet wird. Den Maaſsſtab zu ihrer Beurtheilung pflegt man auch nicht von den Auſſendingen zu nehmen, welche einen ſolchen Inbegriff von Merkmalen enthalten. Wird wohl ein Menſch, um zu wiſſen, ob ſein Begriff von Ehebruch richtig iſt, ihn irgendwo auſser ſich aufſuchen? Oder iſt er deswegen wahr, weil er Zeuge von einer ſolchen Handlung geweſen iſt? Nein, es iſt genug, daſs die Menſchen ſolche Vorſtellungen in eine zuſammengeſetzte verbunden haben, die nun als Original und Artbegriff anzuſehen iſt, es mag eine ſolche Handlung in der Welt begangen werden, oder nicht.

§. 4.

Doch darf man das nicht ſo verſtehen, als brächte der Verſtand eine ganz neue Vorſtellung hervor; er ſetzt nur vorhergehabte zuſammen. Hier kommen drei Akte vor: zuerſt wird eine gewiſſe Anzahl von Vorſtellungen gewählt; dann werden dieſe in eine Vorſtellung verbunden, und endlich durch ein Wort zuſammengeknüpft. Wenn wir unterſuchen, auf welche Art und mit welcher Freiheit der Verſtand dabei verfähret, ſo wird ſich die Bemerkung von ſelbſt aufdringen, daſs das Weſen der Artbegriffe von den gemiſchten Beſtimmungen ein Product des Verſtandes iſt.

§. 5.

Kein Menſch kann leugnen, daſs dieſe Vorſtellungen willkührliche Verbindungen von Vorſtellungen ſind, die unabhängig von einem Originale in der Natur gebildet werden, wenn er nur bedenkt, daſs ſie gebildet, abſtrahirt, und mit Worten bezeichnet, alſo Arten feſtgeſetzt werden können, ehe noch ein einzelner Fall dieſer Art exiſtierte. Warum ſollten nicht die Begriffe von Tempelraub und Ehebruch in dem menſchlichen Verſtande ſich gebildet haben, ehe noch eine ſolche Handlung ausgeübt war? Und ſollte man nicht eben ſo gut über ſie geſprochen, nachgedacht, und gewiſſe Wahrheiten in Beziehung auf ſie feſtgeſetzt haben, als ſie nur noch in dem Verſtande exiſtierten, als jetzt, da ſie nur zu häufig auſſer demſelben vorkommen? Die Geſetzgeber verordneten ohne Zweifel oft Geſetze für gewiſſe Arten von Handlungen, die bloſs in ihrer Vorſtellung exiſtierten.

§. 6.

Man darf nur einige gemiſchte Beſtimmungen etwas aufmerkſam betrachten, um ſich zu überzeugen, daſs das Weſen derſelben bloſs willkührlich von dem Verſtande gebildet iſt; daſs er verſchiedene zerſtreute Vorſtellungen ver-

vereiniget, die zusammengesetzten und mit einem Worte bezeichneten zum Wesen einer gewissen Art macht, ohne sich nach ihrer Verbindung in der Natur zu richten. Ist wohl die Verbindung zwischen Mensch und Tödten grösser, als zwischen Schaaf und Tödten, dass jene allein als besondere Art einer Handlung mit dem Wort Mord bezeichnet wurde? Hat die Vorstellung des Tödten eine natürlichere Beziehung und Verbindung mit Vater, als mit Sohn oder Nachbar? Und doch wird aus jenen ein Begriff Vatermord, aus diesen aber keiner zusammengesetzt. In einem Begriffe Blutschande sind hingegen die Vorstellungen von Sohn und Tochter eben so gut als die von Vater und Mutter vereiniget. So verfährt der Verstand willkührlich, er vereinigt wo er es zweckmässig findet, und lässt andere natürliche Verbindungen und Verhältnisse zwischen den Dingen ohne Begriffe und Sprachzeichen.

§. 7.

Obgleich diese zusammengesetzten Vorstellungen von dem Verstande und seiner Willkühr abhängen, so sind sie doch nicht auf das Gerathewohl und ohne alle Gründe gebildet. Sie beziehen sich auf dieselben Zwecke als abstrakte Begriffe überhaupt, wenn sie gleich nicht immer der Natur nachgebildet sind, nehmlich auf die leichtere Mittheilung der Gedan-

ken, als dem Hauptzwecke der Sprache. Ihr Gebrauch bestehet darin, durch wenig zusammengesetzte Sprachlaute allgemeine Begriffe mit Leichtigkeit anzuzeigen, unter welchen nicht nur eine grosse Menge einzelner Vorstellungen enthalten, sondern auch eine Menge isolirter Vorstellungen in eine vereiniget sind. Bei Bildung der Artbegriffe von gemischten Bestimmungen sehen daher die Menschen blofs auf solche Verbindungen, zu deren Gebrauch die gewöhnlichen Vorfälle des Lebens mehr Veranlassung geben. Wenn man mit dem Begriff Mord, den von Vater oder Mutter verband, und diese Art von Handlung vor andern durch einen eignen Begriff auszeichnete, so geschah es, ihrer grössern Abscheulichkeit und Straffälligkeit wegen.

§. 8.

Eine mäfsige Kenntnifs verschiedener Sprachen stellt uns eine grosse Menge von W o r t e n auf, f ü r w e l c h e e s i n e i n e r a n d e r n k e i n e n e n t s p r e c h e n d e n A u s d r u c k giebt. Dieses beweifset offenbar, dafs die Bewohner eines Landes vermöge ihrer Sitten und Lebensart ein besonderes Bedürfnifs zur Bildung und Bezeichnung gewisser zusammengesetzten Vorstellungen hatten, welches unter andern Völkern fehlte. Dies hätte

hätte aber nicht geſchehen können, wenn dieſe Arten unveränderliche Producte der Natur und nicht vielmehr willkührliche Verbindungen der Vorſtellungen zum Behuf ihrer Mittheilung wären. Für die Ausdrücke unſerer Geſetze, die doch nicht ohne Inhalt ſind, wird man ſchwerlich in dem Spaniſchen und Italieniſchen, an ſich gar nicht wortarmen Sprachen, entſprechende Worte finden; noch weniger würden ſie in die Karaibiſche Sprache zu überſetzen ſeyn. Für die Verſura der Römer und das Corban der Iuden finden ſich keine paſſenden Ausdrücke. Die Urſache davon leuchtet aus dem vorhergehenden ein. Ja es findet ſich bei näherer Unterſuchung und Vergleichung der Sprachen, daſs, obgleich die Ueberſetzungen und Wörterbücher gleichgeltende Worte zweier Sprachen an die Hand zu geben ſcheinen, doch unter zehen ſolchen Wörtern, welche zuſammengeſetzte Vorſtellungen, zumal der gemiſchten Beſtimmungen bezeichnen, kaum eins vorkommt, das in ſeiner Bedeutung dem aus einer andern Sprache vollkommen entſpricht. Von den gewöhnlichſten und am wenigſten zuſammengeſetzten Zeit- Länge- und Gewichtsmaaſsen können die lateiniſchen Worte Hora, Pes, Libra leicht mit Worten aus andern Sprachen vertauſcht werden; aber offenbar iſt die Vorſtellung des Römers von einem pes etwas anders, als

als die des Engelländers von einem Foot, und wenn der eine mit den Maasfsen, die durch die Worte des andern ausgedrückt werden, mesſen wollte, ſo würde er ſich ſtark verrechnen. Dieſe Beiſpiele ſprechen zu laut für unſere Wahrheit, als daſs ſie könnte bezweifelt werden; aber noch mehr beweiſet ſie der gröſste Theil der Worte für abſtraktere und zuſammengeſetztere Begriffe, z. B. von moraliſchen Gegenſtänden; wenn man ſie aus einer Sprache in die andere überſetzt, ſo wird man nur zu bald inne, daſs ſich nur wenige finden, die durch andere gleichgeltende dem ganzen Umfang ihrer Bedeutung nach ausgedrückt werden können.

§. 9.

Ich bin hier etwas umſtändlicher geweſen, um den Irrthum zu verhüten, als wären Gattungen, Arten und ihr Weſen ein unveränderliches Werk der Natur, und als hätten ſie objective Exiſtenz. Bei näherer Anſicht erſcheinen ſie als künſtliche Bildungen des Verſtandes, um ſolche Verbindungen der Vorſtellungen anzuzeigen, welche in der menſchlichen Geſellſchaft öfters vorkommen, und ſie durch allgemeine Ausdrücke zu bezeichnen, damit man durch ſie alle einzelnen verſchiedenen Fälle, die mit dem abſtrakten Begriff einſtimmig ſind, zuſammenfaſſen könnte.

§. 10.

§. 10.

Dies enge Verhältnifs zwifchen Begriffen der Gattungen, Arten, Wefen und ihren allgemeinen Sprachzeichen, zum wenigften bei gemifchten Beftimmungen, wird noch deutlicher durch die Bemerkung werden, dafs Worte eigentlich diefem Wefen Beftand und Dauer geben. Denn da die Verbindung zwifchen den unzufammenhängenden Beftandtheilen diefer Begriffe von dem Verftande herrührt, und nicht in der Natur gegründet ift, fo würde fie bald wieder aufhören, wenn nicht etwas da wäre, welches der Verbindung Haltung und Feftigkeit gäbe. Welche Mannigfaltigkeit von Vorftellungen enthält nicht das Wort Triumph? Wäre diefes Wort nicht gebildet worden oder verloren gegangen, fo hätten wir wahrfcheinlich zwar Befchreibungen von diefem Prachtaufzuge erhalten; aber gleichwohl macht nur allein das Wort, dafs wir die verfchiedenen Theile deffelben in eine zufammengefetzte Vorftellung vereinigen, und würden ohne diefes fo wenig daran denken, als man bei einem andern Schaufpiele, das vorher nur einmal gefehen worden, an eine Verbindung der Theilvorftellungen in eine Vorftellung unter einem Namen denket. Wie fehr alfo die Einheit des Wefens in gemifchten Beftimmungen von dem Verftande, und die Fixirung und Beftändigkeit diefer Einheit von dem

dem Worte und dem gemeinen Sprachgebrauche abhänge, diese Untersuchung empfehle ich denen, welche die Gattungen und ihr Wesen für reale Objecte in der Natur halten.

§. 11.

Diesem gemäss werden nur solche gemischte Bestimmungen als Arten vorgestelit, die durch Worte ausgezeichnet sind. Das Wort ist das Zeichen, dass ein Mensch verschiedene unverbundene Vorstellungen in eine vereiniget hat, und es giebt dieser Vereinigung erst Festigkeit. Sobald ein Wort an einen zusammengesetzten Begriff angeknüpft ist, so ist das Wesen der Art gleichsam fixirt und vollendet. Denn zu welchem Zwecke sollte sich das Gedächtniss mit solchen Verbindungen überladen, wenn es nicht der wäre, um sie durch Abstraction allgemein zu machen, und zu was könnte dieses dienen, als um sie zur Beförderung einer leichten Gedankenmittheilung mit allgemeinen Sprachzeichen zu versehen? So wird die Ermordung eines Menschen durch ein Schwerdt oder durch eine Axt als keine verschiedene Art von Handlung angesehen, aber die Handlung, wo die Spitze des Degens zuerst in den Körper eindringet, als eine besondre Art durch ein eignes Wort, das Erstechen (stabbing) ausgezeichnet. Wenn aber in einem Lande dieses Wort fehlet, so ist auch nicht dieser Artbegriff gebildet. Die Arten kör-

per-

perlicher Subſtanzen hingegen werden als verſchiedene Arten angeſehen, welche nicht erſt durch den Verſtand ihr Daſeyn erhalten, ungeachtet dieſer das Nominalweſen bildet, weil man annimmt, daſs die verbundenen Vorſtellungen ſchon in der Natur ohne Zuthun des Verſtandes in Verknüpfung ſtehen.

§. 12.

Da alſo hier die Arten und ihr Weſen mehr das Werk des Verſtandes als der Natur ſind, ſo führen ihre Sprachzeichen auch unſere Gedanken nicht auf etwas anders, ſondern nur auf den Verſtand zurück. Wenn wir von Gerechtigkeit und Dankbarkeit ſprechen, ſo fällt es uns nicht einmal ein, ein exiſtirendes Ding uns vorzuſtellen, und das Denken gehet nicht über den abſtrakten Begriff dieſer Tugenden hinaus. Hingegen beziehen ſich die Vorſtellungen Pferd, Eiſen auf Dinge auſser dem Verſtande, als ihre Originale. Bei den gemiſchten Beſtimmungen und vorzüglich bei Begriffen von moraliſchen Dingen, welche den beträchtlichſten Theil derſelben ausmachen, betrachten wir das Muſter als in dem Verſtande enthaltend, und hierauf ſehen wir, um die einzelnen Dinge zu klaſſificiren. Daher denn auch die Begriffe von dem Weſen und Arten derſelben Notiones. Verſtandesbe-

begriffe heiſsen, als hätte der Verſtand ein beſonderes Eigenthumsrecht an ihnen.

§. 13.

Hierin liegt auch der Grund, warum dieſe Begriffe auf mannichfaltigere Art zuſammengeſetzt werden. Denn weil ſie bloſs Producte des Verſtandes ſind, die nur zu ſeinen Zwecken und zur Beförderung der Gedankenmittheilung dienen, ſo verbindet er hier mit gröſserer Freiheit Dinge, die in der Natur nicht zuſammenhängen, und vereiniget unter ein Wort eine groſse Menge von einfach und doppelt zuſammengeſetzten Vorſtellungen. Welche Miſchung von Perſonen, Kleidungen, Fackeln, Ordnung, Bewegung, Tönen iſt nicht in dem Wort Proceſſion ausgedrückt und willkührlich verbunden? Und aus wie wenig einfachen Vorſtellungen beſtehen dagegen die zuſammengeſetzten Begriffe von den Arten der Subſtanzen?

§. 14.

Wenn die Worte der gemiſchten Beſtimmungen eine beſtimmte Bedeutung haben, ſo bedeuten ſie allezeit das reale Weſen ihrer Arten. Denn dieſe abſtrakten Begriffe, als bloſse Producte des Verſtandes, be-

beziehen ſich auf kein reales Object, und der Verſtand will durch ihre Sprachzeichen nichts als eben dieſe zuſammengeſetzten Begriffe ausgedrückt haben, von denen alle Eigenſchaften dieſer Arten abhängen. Das Sach- und Wortweſen iſt hier alſo einerlei. Von welchem Einfluſs dieſes auf die Erkenntniſs allgemeiner Wahrheiten iſt, werden wir weiter unten ſehen.

§. 15.

Hieraus läſst ſich die Urſache einſehen, warum dieſe Worte gröſstentheils vor der völligen Kenntniſs der dadurch bezeichneten Begriffe gebildet ſind. Denn da dieſe Artbegriffe nur dann, wenn ſie mit Worten bezeichnet ſind, bemerkt werden können, und willkührlich zuſammengeſetzte Abſtraktionen ſind, ſo iſt es beinahe nothwendig, die Worte zu kennen, bevor man dieſe Begriffe bilden will. Wer ſein Gedächtniſs mit Begriffen anfüllt, für welche andere keine Worte haben, der kann nichts mit ihnen anfangen, als ſie bei Seite legen und wieder vergeſſen. Zwar muſs man, wenn eine Sprache ſich bildet, den Begriff vor dem Worte haben, und ſo iſt es auch bei Bildung neuer Begriffe. Dieſes gilt aber nicht für ſchon gebildete Sprachen, welche gewöhnlich reichlichen Stoff und Anlaſs zu unentbehrlichen Begrif-

griffen enthalten. Lernen nicht in diesen die Kinder gewöhnlicherweise eher die Worte als die Begriffe von gemischten Bestimmungen? Wie wenige unter tausenden bilden wohl den Begriff von Ruhm und Ehrgeitz, ehe sie die Worte davon gehört haben? Bei einfachen Vorstellungen und Substanzen, welche objective Realität und Verbindung in der Natur haben, können freilich bald die Worte, bald die Begriffe, je nachdem es der Zufall will, früher entstehen.

§. 16.

Das Gesagte kann mit wenig Veränderung auch auf die Verhältnisse angewendet werden, und ich überlasse dieses um so mehr jedem Leser, da vielleicht schon manche denken, dass ich in diesem Buche weitläufiger bin, als ein so unbedeutender Gegenstand erfodern konnte. Ich hätte allerdings alles dieses mehr zusammendrängen können; allein ich wollte absichtlich den Leser auf einen Gegenstand aufmerksam machen, der mir neu zu seyn und nicht weit ausser meinem Plane zu liegen schien, (woran ich aber wirklich bei dem Anfang des Werks nicht dachte) um durch gründliche Untersuchung von allen Seiten seinen Berührungspunkt für andere zu finden, und den Trägern Veranlassung zu geben, über einen allgemeinen

nen, wenig bemerkten aber in seinen Folgen weit aussehenden Fehler nachzudenken. Wenn man bedenkt, welcher Unfug mit dem Wort Essentia getrieben worden, und welche Verwirrung und Schwierigkeit ein unbedachtsamer und schwankender Gebrauch der Worte über alle Arten von Kenntnisse, Räsonnements und Gespräche gebracht hat, so wird man es nicht der Mühe unwerth halten, das ganze Unwesen offen darzulegen. — Und ich glaube der Wahrheit, der Verträglichkeit und der Gelehrsamkeit einen Dienst zu erweisen, wenn ich die Menschen zum Nachdenken über den Gebrauch der Sprache bringe, und durch Gründe den Verdacht errege, was andern so oft begegnet, könne auch ihnen begegnen, dass sie sich beim Reden und Schreiben guter und bewährter Worte bedienen, die doch schwankend und von kleiner oder gar keiner Bedeutung sind.

Sechstes Kapitel.

Von den Worten für Substanzen.

---

§. 1.

Die gemeinen Worte der Substanzen bezeichnen Gattungen und Arten.

Die gewöhnlichen Worte der Substanzen bezeichnen, wie andere allgemeine, Gattungen und Arten d. h. sie sind Zeichen von solchen zusammengesetzten Begriffen, in welchen mehrere einzelne Substanzen übereinstimmen oder übereinstimmen können, so dafs sie dadurch unter einen allgemeinen Begriff und ein Wort zusammengefafst werden. Ich sage, sie können übereinstimmen. Denn ob es gleich nur eine Sonne giebt, so ist doch der Begriff abstrakt, dafs, wenn es mehrere Sonnen gäbe, sie in demselben einstimmig seyn würden, und er ist daher als ein Gattungsbegriff anzusehen. Es fehlt nicht an Gründen, die Mehrheit der Sonnen anzunehmen, und jeden Fixstern für eine zu halten; zum wenigsten würden die Fixsterne dem Begriff der Sonne entsprechen, wenn wir ihnen näher wären. Hierdurch wird

es einleuchtend, wie die Arten und Gattungen von zusammengesetzten Begriffen der Menschen und nicht von der realen Natur der Dinge abhängen. Denn es ist nicht unmöglich, daſs dem einen eine Sonne ist, was für den andern ein bloſser Stern ist, indem es dabei det sich bloſs auf die Eigenthümlichkeit der Sprache ankommt.

§. 2.

Das Wesen jeder Gattung ist der abstrakte Begriff.

Der Maasstab und die Grenze, wodurch jede einzelne Gattung bestimmt und von andern unterschieden wird, ist das Wesen derselben, d. i. der abstrakte Begriff, der an das Wort geknüpft ist. Alles was in diesem Begriff enthalten ist, ist für diese Gattung wesentlich. Obgleich dieses Wesen alles ist, was wir von den Substanzen erkennen, und wornach wir sie in Gattungen ordnen, so nenne ich es doch mit dem besondern Namen, Wortwesen, um es von der realen Beschaffenheit der Substanzen, von welcher das Wortwesen abhänget, zu unterscheiden. — Der Unterschied zwischen beiden, ist, ob sie gleich eine gemeinschaftliche Benennung führen, doch bei dem ersten Anblick zu bemerken.

§. 3.

Unterschied des Wort- und Sachwesens.

Der Begriff, den wir mit dem Wort Mensch verknüpfen, besteht aus folgenden Merkmalen: willkührliche Bewegung, Empfindung, Vernunft und ein Körper von bestimmter Gestalt. Dieser Begriff macht das Wortwesen dieser Gattung aus; aber auch das Sachwesen, die Quelle aller Thätigkeiten, die bei irgend einem Individuum gefunden werden? Das wird wohl niemand behaupten. Der reale Grund aller Eigenschaften, welche Bestandtheile jenes Begriffs sind, ist gewiss etwas ganz verschiedenes. Hätten wir von seiner innern Natur, worin das Vermögen der Bewegung, der Empfindung, Vernunft und seine regelmäfsige Gestalt gegründet ist, die Erkenntnifs, welche der Schöpfer besitzt, wir würden zuverläfsig einen andern Begriff von dem Wesen des Menschen haben, als jetzt in irgend einer Definition ausgedrückt ist. Dann würde der Begriff von einem individuellen Menschen in eben dem Verhältnifs zu unsern jetzigen stehen als ein Mann, der alle Räder, Triebfedern und Maschinen der berühmten Strafsburger Uhr erkannt hätte, zu einem neugierigen Reisenden, der nur die Bewegung des Hammers

mers gesehen, den Schall gehört, und die Aussenseite der Uhr beobachtet hat.

§. 4.

Bei einem Individuum ist nichts wesentlich.

Das Wesen in der gewöhnlichen Bedeutung des Worts beziehet sich auf Gattungen, und es kommt bei Individuen nicht weiter in Betrachtung als insofern sie Gattungen und Arten untergeordnet sind. Denn wenn man den abstrakten Begriff aufhebt, durch welchen diese Klassification geschiehet, so verschwindet sogleich jeder Gedanke von etwas wesentlichen in einem einzelnen Dinge. Wir können das eine ohne das andre nicht denken, und daraus erhellet die Beziehung zwischen beiden. Ich bin nothwendig das, was ich bin; Gott und die Natur haben mich so gebildet; aber an alle dem ist nichts wesentliches für mich. Eine Krankheit kann meine Farbe und Gestalt ändern, ein Fieber oder Fall mein Gedächtniss oder Vernunft rauben; ein Schlagfluss alles Bewusstseyn nehmen, und nur das Leben noch übrig lassen. Andere Wesen von meiner Gestalt können mehrere und bessere, oder wenigere und schlechtere Fähigkeiten haben, als ich; andere in einem ganz anders gebaueten

Körper Empfindung und Vernunft besitzen. Von allem diesen ist nichts für mich, oder ein anderes Individuum wesentlich, bis diese Individuen unter eine Art oder Gattung geordnet werden. Wenn man von etwas Wesentlichen spricht, so stellt sich sogleich der Begriff von einer Gattung oder einem allgemeinen zusammengesetzten Begriffe dar; und in dieser Beziehung ist eine Eigenschaft oder Merkmal etwas Wesentliches. So gehört die Vernunft zum Wesen eines einzelnen Menschen, insofern er unter die Gattung Mensch gezählt wird, und Vernunft ein Merkmal des zusammengesetzten Gattungbegriffs ist. W e s e n t l i c h und N i c h t w e s e n t l i c h beziehet sich also allein auf unsere abstrakte Begriffe und ihre Sprachzeichen, oder was eben so viel ist; ein Individuum, das nicht die in dem abstrakten Begriffe enthaltenen Eigenschaften hat, kann nicht unter diese Art oder Gattung gezählt werden.

§. 5.

Wenn nach einigen blos Ausdehnung oder der Raum den Begriff des Körpers ausmacht, so ist die Dichtheit nichts wesentliches für den Körper, sie ist es aber dann, wenn man nach andern jenen Begriff aus Dichtheit und Ausdehnung bestehen läst. Dasjenige ist also allein

allein wesentlich, was ein Bestandtheil eines zusammengesetzten Gattungsbegriffs ist, und ohne Beziehung auf einen solchen abstrakten Begriff kann man von keinem Gattungs- oder Artunterschied der Dinge auf eine verständliche Art sprechen. Denn wenn man diesen Maasstab auf die Seite legt, und die einzelnen Dinge nur an sich betrachtet, so ist entweder alles, was sich an ihnen findet, wesentlich oder gar nichts wesentlich. Man kann wohl fragen, ob das Angezogen werden vom Magnet ein wesentliches Merkmal des Eisens ist; aber eben diese Frage von dem Federmesser aufzuwerfen, ohne es als zur Gattung des Eisens zu betrachten, wäre ungereimt. Die abstrakten Begriffe bestimmen die Grenzen zwischen den Arten und Gattungen der Dinge, und daher kann nichts wesentlich seyn, als was in jenen Begriffen enthalten ist.

§. 6.

Ich habe oft eines realen Wesens der Substanzen gedacht, welches noch von dem Wortwesen, oder ihren abstrakten Gattungsbegriffen verschieden ist. Ich verstehe darunter die innere Einrichtung der Dinge, die Grundursache aller Eigenschaften, welche in dem Wortwesen beständig vereiniget angetroffen werden, die eigenthümliche Beschaffenheit, welche je-

jedes Ding an sich ohne Beziehung auf ein anderes besitzt. Allein auch in diesem Sinne beziehet sich das Wesen auf Gattungen, und setzt sie voraus, weil das reale Wesen der Grund der Eigenschaften ist, und diese nicht Individuen sondern Arten und Gattungen angehören. Das Wortwesen des Goldes besteht z. B. darin, dass es ein Körper von besonderer Farbe, Gewicht, Schmelzbarkeit und Ausdehnbarkeit durch den Hammer ist; das reale Wesen aber in der Beschaffenheit dieser Materientheile, wovon diese Eigenschaften und andere Eigenthümlichkeiten, welche in diesem zusammengesetzten Begriff vorkommen, nebst ihrer Verbindung abhängen. Das Wesen und die Eigenschaften lassen sich also nur unter der Voraussetzung eines Gattungs oder abstrakten Begriffs denken, der als unveränderlich betrachtet wird; mit keinem Theil der Materie sind aber diese Eigenschaften so verknüpft, dass sie demselben wesentlich und unzertrennlich anhiengen. Freilich setzen wir das reale Wesen der Substanzen nur voraus, ohne es bestimmt zu kennen; unterdessen wird es doch immer durch das Wortwesen, wovon jenes als die Grundursache angesehen wird, an die Gattungen und Arten geknüpft.

§. 7.

§. 7.

Das Wort- nicht das Realwesen bestimmt die Arten und Gattungen.

Es ist einleuchtend, daſs nicht das reale, sondern das Wortwesen die Gattungen und Arten der Substanzen bestimmt. Denn das letzte drücken allein die Worte der Gattungen und Arten aus. Nun kann aber nur allein der Begriff, der durch diese Worte bezeichnet wird, d. i. das Wortwesen, die Gattungen und Arten bestimmen. Wenn wir sagen, das ist ein Pferd, ein Maulesel, ein Thier, eine Pflanze, so geschiehet es deswegen, weil diese Individuen mit dem durch diese Worte bezeichneten abstrakten Begriffe übereinstimmen.

§. 8.

Daſs aber die Dinge unter solche Geschlechtsworte nach unsern Begriffen und nicht nach ihrem realen Wesen geordnet werden, ist daraus klar, daſs oft Dinge unter eine Gattung oder Art gerechnet werden, die doch nach ihrer eigenthümlichen Natur Beschaffenheiten haben, die unter einander so verschieden sind, als andere, von denen sie sich specifisch unterscheiden sollen. Die Erfahrung überzeugt davon alle diejenigen, welche sich mit Beobachtung natürlicher Körper beschäftigen, vorzüglich die Chemiker. Oft suchen sie vergeblich diejenigen

gen Eigenschaften an einem Stück Schwefel, Ammonium oder Vitriol, welche sie sonst an andern der Art entdeckten. Denn obgleich diese Körper zu einer Art gehören und einerlei Namenwesen haben, so finden sich doch nach schärferer Untersuchung so abweichende Eigenschaften, dass oft die Arbeit und die Erwartung sehr bedachtsamer Scheidekünstler getäuscht wird. Wenn aber die Dinge nach ihrem Realwesen in Arten und Gattungen eingetheilt wären, so müsste es eben so unmöglich seyn, in zwei individuellen Substanzen einer Art, als in zwei Cirkeln, verschiedenartige Eigenschaften zu finden.

§. 9.

Es ist unmöglich, die Dinge nach ihrem realen Wesen in Gattungen und Arten zu ordnen, und, worauf dies abzweckt, zu benennen, weil wir dieses Wesen nicht kennen. Unser Erkenntnissvermögen bringt uns in der Erkenntniss und Unterscheidung der Substanzen nicht weiter, als dass wir die an ihnen beobachteten Eigenschaften zusammenfassen; und wenn wir auch dabei mit der möglich grössten Genauigkeit verfahren, so kommen wir doch der inneren Natur, woraus jene Eigenschaften entspringen, nicht näher. Das verächtlichste Thier oder die geringste Pflanze kann die ausgebreiteste Kenntniss zu Schande machen. Die täg-

tägliche Ansicht und Benutzung der uns umgebenden Dinge vermindert unser Staunen, ohne unsere Unwissenheit zu heben. Wenn man die Steine, die man mit Füssen tritt, und das Eisen, das wir täglich in Händen haben, untersuchen wollen, so findet man sogleich, dass wir ihren innern Bau nicht kennen, und keine Rechenschaft von ihren abweichenden Eigenschaften geben können. Worin bestehet die Verbindungsart der Bestandtheile, die innere Natur, welche macht, dass Blei und Antimonium, aber nicht Holz und Steine, schmelzbar sind, dass jene, aber nicht die letzten, durch den Hammer ausdehnbar sind? Und in welchem unendlichen Abstande stehen nicht diese Eigenschaften zu dem feinern Mechanismus, zu der unergründlichen Natur der Pflanzen und Thiere? Die Werke des Allmächtigen in dem grossen Bau des Universums und aller einzelnen Theile übersteigen weit mehr die Kenntniss und Fassungskraft des weisesten und einsichtsvollsten Menschen, als die besten Kunststücke des erfinderischsten Kopfes die Vorstellungskraft des unwissendsten Menschen. Jeder Versuch, die Dinge nach ihrem innern uns unerkennbaren Wesen zu klassificiren ist daher umsonst, und es wäre wohl noch eher für einen Blinden möglich, die Dinge nach ihren Farben zu unterscheiden, als dass dieser Versuch gelingen sollte.

§. 10.

§. 10.

Daher verirrten sich diejenigen noch weiter vom rechten Wege, welche vorgaben, verschiedene Arten von Substanzen hätten ihre verschiedenen innern substantiellen Formen, und dass durch diese die Unterscheidung in Gattungen und Arten bewirkt werde; denn sie verwickelten sich in fruchtlose Speculationen über substantielle Formen, die ganz unverständlich sind, und von denen kaum so etwas als eine dunkle verwirrte Vorstellung im Allgemeinen möglich ist.

§. 11.

Noch ein Beweis für unsere obige Behauptung liegt in den Begriffen von Geistern. Denn da alle einfache Vorstellungen, welche diesen Wesen als Eigenschaften beigelegt werden, nur durch die Reflexion über die Wirkungen des menschlichen Geistes entstehen, so ist nur dadurch ein Begriff von einem Geiste möglich, dass man diese in uns beobachteten Thätigkeiten einer Art von Wesen, ohne Rücksicht auf Materie beileget. Selbst der Begriff von Gott ist auf keine andere Weise gebildet. (2. Buch, 28. Kap. §. 15, 33.) Aber ob uns gleich gesagt wird, dass es verschiedene Ordnungen der Engel giebt, so können wir uns doch keine specifischen Begriffe davon bilden. Auch hat der

der Gedanke, dafs es nur eine Art von Engeln giebt, nichts widersprechendes. Da wir nun aber keine andere Begriffe haben, welche auf diese Wesen anwendbar sind, als jene wenigen Vorstellungen der Reflexion; so können wir die Arten der Geister nicht anders unterscheiden, als dafs wir ihnen unsere Vermögen und Thätigkeiten in einem höhern oder niedern Grade beilegen. Daher ist nur allein der Begriff von Gott bestimmt, weil diesem Wesen alle diese Prädicate mit Unendiichkeit, den andern Geistern aber mit Einschränkung beigelegt werden. Demnach entfernt sich das unendliche Wesen in der Erhabenheit seiner Natur unendlich weiter von dem höchsten und vollendetsten erschaffenen Wesen, als der erhabenste Mensch, ja der reinste Seraphim von der unvollkommensten Materie, und ist daher unendlich weit über das erhaben, was wir uns nach unserm beschränktem Vermögen von ihm vorstellen können.

§. 12.

Es läfst sich ohne Widerspruch denken, dafs es verschiedene Arten von Geistern giebt, welche sich durch bestimmte, von uns nicht weiter vorstellbare Eigenschaften eben so unterscheiden, als die Dinge der Sinnenwelt durch Eigenschaften, welche wir an ihnen wahrnehmen und erkennen. Dafs es vielmehr noch mehr

mehr Arten von Intelligenzen über uns, als von materiellen Dingen unter uns giebt, ist für mich daraus wahrscheinlich, dass wir in der sichtbaren Welt keine Lücken finden. Die Naturwesen unter uns machen eine geschlossene Stuffenleiter mit allmähligen Uebergängen und wenigen Unterscheidungsmerkmalen aus. Es giebt Fische mit Flügeln, die keine Fremdlinge in der Luftregion sind; Vögel, die im Wasser wohnen, deren Blut so kalt, als der Fische, und deren Fleisch im Geschmack den letztern so nahe kommt, dass es ängstlichen Leuten an Fasttagen erlaubt wird. Manche Thiere sind mit den Fischen und Vierfüssigen so verwandt, dass sie eine Mittelgattung ausmachen. Die Amphibien verbinden die Wasser- und Landthiere mit einander. Einige Thiere scheinen so viel Kenntniss und Vernunft zu besitzen, als manche Menschen. Das Thier- und Pflanzenreich sind so nahe mit einander verbunden, dass man zwischen dem unvollkommensten aus jenem und dem vollkommensten aus diesem nur einen kleinen Unterschied findet. Man steige von da bis auf die niedrigste und am wenigsten organisirte Materie herab, und man wird allezeit bemerken, dass verschiedene Arten an einander grenzen, und nur nach unmerklichen Graden verschieden sind. Es ist also in Hinsicht auf die unendliche Macht und Weisheit des Schöpfers allerdings vernünftig, anzunehmen,

men, daſs es der erhabenen Harmonie des Weltalls, dem groſsen Plane und der unendlichen Güte des Urhebers angemeſſen iſt, daſs die Weſen von uns an durch allmählige ſanfte Abſtuffung ſich erheben und der unendlichen Vollkommenheit nähern, ſo wie ſie von uns ab gradweiſe herabſteigen. Und dann iſt es wahrſcheinlich, daſs es weit mehr Arten von Weſen über, als unter uns giebt, weil wir von der unendlichen Vollkommenheit Gottes weiter entfernt ſind, als von dem unterſten zunächſt an Nichts gränzendem Grade des Seyns. Und doch haben wir aus den angeführten Gründen von allen dieſen Arten keine deutlichen Begriffe.

§. 13.

Doch wir kehren wieder zu den Arten körperlicher Subſtanzen zurück. Sind Waſſer und Eis zwei verſchiedene Arten von Dingen? Die bejahende Antwort iſt wohl unſtreitig die richtige. Geſetzt nun ein Engländer, der zu Jamaika geboren, und in ſeinem Leben nichts von Eis geſehen oder gehöret hat, kommt des Winters nach Engelland, findet eines Morgens das Waſſer in dem Becken gröſstentheils gefroren, und nennt es, weil er kein eigenes Wort dafür hat, etwa verhärtetes Waſſer. Iſt nun das Eis ihm eine vom Waſſer verſchiedene Art? Gewiſs

wiſs eben ſo wenig, als warme und kalte Gallerte. Es iſt alſo daraus einleuchtend, daſs verſchiedene Gattungen und Arten nichts anders ſind, als verſchiedene zuſammengeſetzte Begriffe, geknüpft an gewiſſe Sprachzeichen.

§. 14 — 20.

Schwierigkeiten gegen die Hypotheſe vom realen Weſen, als Grund der Klaſſifikation.

Wenn man, wie gewöhnlich, vorausſetzt, daſs es gewiſſe beſtimmte Weſen und Formen giebt, nach welchen alle exiſtirenden Dinge durch die Natur in Gattungen und Arten geordnet ſind, ſo würde die wirkliche Klaſſifikation der Dinge nur unter folgenden Bedingungen möglich ſeyn: 1) Die Ueberzeugung, daſs die Natur bei Hervorbringung der Dinge immer die Abſicht habe, daſs die hervorgebrachten Dinge an dem beſtimmten Weſen als feſtgeſetzten Model, allezeit Theil nehmen ſollen. Ehe man dieſes in dem gewöhnlichen rohen Sinne annehmen kann, müſste erſt eine beſſere Erklärung davon gegeben werden. 2) Die Erkenntniſs, daſs die Natur bei Hervorbringung der Dinge dieſes Weſen als Model allezeit erreicht. Die abweichenden Bildungen und Miſsgeburten, die bei einigen Thierarten beob-

beobachtet werden, berechtigen uns, das eine und das andere zu bezweifeln. 3) Es müſste beſtimmt werden, ob die Miſsgeburten von beſtimmter objectiv realer Art (in dem Sinne der Scholaſtiker) ſind. Es iſt unläugbar, daſs jedes exiſtirende Ding ſeine eigenthümliche Natur hat; und einige Miſsgeburten haben wenig oder gar keine Eigenſchaften von denjenigen an ſich, welche dem Weſen der Art anhängen ſollen, der ſie ihre Erzeugung verdanken. 4) Das reale Weſen der Dinge müſste von uns durch Begriffe erkennbar ſeyn. Da wir aber in dieſen vier Punkten unwiſſend ſind, ſo hilft uns die Vorausſetzung des realen Weſens zur Unterſcheidung der Subſtanzen in Gattungen und Arten gar nichts. 5) Ein vollſtändig zuſammengeſetzter Begriff von den Eigenſchaften der Dinge, welche aus ihrem realen Weſen entſpringen, würde uns bei dieſer Unterſcheidung noch allein zu Statten kommen. Aber auch dieſes iſt unmöglich. Da wir das reale Weſen nicht erkennen, ſo iſt es auch nicht möglich, alle Eigenſchaften zu erkennen, welche in demſelben gegründet, und mit demſelben ſo verknüpft ſind, daſs wenn eine fehlte, man mit Gewiſsheit ſchlieſsen könnte, das Weſen ſey nicht vorhanden, und das Ding gehöre nicht unter die Gattung. Wir können nie die beſtimmte Anzahl von Eigenſchaften wiſſen, welche von

dem realen Wesen des Goldes abhängen, so dass mit dem Mangel der einen dieses Wesen selbst aufgehoben wäre, woferne wir von diesem Wesen selbst keinen Begriff haben. Das Resultat aus dem allen ist, dass die Klassifikation der Substanzen durch Geschlechtsnamen sich nicht auf ihr reales Wesen gründet, und dass es ein vergebliches Unternehmen ist, nach ihren innern wesentlichen Unterschieden ihre Gattungen und Arten bestimmen zu wollen.

§. 21.

Die Klassifikation gründet sich auf abstrakte Begriffe und ihre Zeichen.

Ob wir gleich das reale Wesen der Dinge nicht erkennen, so können wir doch der allgemeinen Worte nicht entbehren. Wir können daher nichts anders thun, als die einfachen Merkmale, die man nach genauer Untersuchung in den existirenden Dingen vereiniget findet, zu sammeln und sie in einen Begriff zusammen zu fassen. Dieses ist zwar nicht das reale Wesen einer existirenden Substanz, aber doch ihr specifisches Wesen, welchem das Sprachzeichen anhänget. Das Wesen und das Ding, dessen Wesen es ist, sind gleichgeltend; eins muss ohne Irrthum an des andern Stelle können gesetzt werden; hierin liegt der Probierstein der Wahr-

Wahrheit des Wortwesens. Man setze z. B. Ausdehnung sey das Wesen des Körpers, so muss man auch eben so gut sagen können: der Körper bewegt, als, die Ausdehnung bewegt. Allein die Unstatthaftigkeit des letztern Ausdrucks offenbaret sich sogleich. Denn das Wesen eines Dinges in Beziehung auf uns ist der ganze in dem Worte desselben enthaltene zusammengesetzte Begriff, und in den Begriffen der Substanzen ist ausser den einfachen Vorstellungen allezeit noch ein nothwendiger Bestandtheil, nehmlich der dunkle Begriff der Substanz als Grund und Subject der Verbindung der einfachen Vorstellungen. Daher macht nicht bloss die Ausdehnung, sondern eine ausgedehnte dichte Substanz das Wesen des Körpers aus. Man kann also gleich wahr und verständlich sagen: ein ausgedehntes dichtes Wesen oder ein Körper beweget; ein thierisches vernünftiges Wesen, oder der Mensch ist gesellig. Aber unrichtig würde man sagen: die Vernunftfähigkeit ist gesellig; denn diese ist nicht das ganze Wesen des Menschen.

§. 22.

Es giebt Geschöpfe, welche eine menschenähnliche Bildung haben, aber behaart sind, und weder Sprache noch Vernunft besitzen. Einige haben eine vollkommene menschliche Ge-

ſtalt, aber es fehlt ihnen an Vernunft oder gar auch an der Sprache. Andere haben nach gewiſſen Berichten, (welche ihre Urheber verbürgen mögen,) Sprache, Vernunft, vollkommene menſchliche Geſtalt, kurz, alles, wie wir, aber auſserdem noch behaarte Schwänze. In gewiſſen Ländern ſind die Männer unbärtig und die Weiber bärtig. Sind alle dieſe Weſen Menſchen, gehören ſie zur Menſchengattung oder nicht? Dieſe Frage beziehet ſich offenbar nur auf das Wortweſen; denn alles dasjenige iſt ein Menſch, was mit dem durch dieſes Wort bezeichneten Begriffe übereinſtimmt. Gehet aber jene Frage auf das reale Weſen, und will man wiſſen, ob die innere Natur jener verſchiedenen Geſchöpfe ſpecifiſch verſchieden iſt, ſo iſt ſie für uns ganz unbeantwortlich, weil in unſerm Gattungsbegriff nicht das geringſte von der innern Natur enthalten iſt. Daſs die innere Natur nicht ganz dieſelbe iſt, wo die Vermögen und die äuſsere Geſtalt ſo ſehr abweichen, dies läſst ſich mit Grund denken; welche Abweichung aber in der innern Natur einen ſpecifiſchen Unterſchied begründet, dies läſst ſich nicht ausmachen, weil wir jene nicht kennen, und dieſen bloſs nach unſern abſtracten Begriffen beſtimmen.

§. 23.

§. 23.

Wenn auch das Vorgeben, als wenn das Zeugungsvermögen der Thiere und Pflanzen die Gattungen und Arten rein und unvermischt erhalte, wahr wäre, so würde es uns doch nur bei der Klassifikation der Pflanzen und Thiere zu Statten kommen, und selbst hier reicht es nicht aus. Denn wenn die Geschichte nicht lügt, so sind Weiber von grofsen Affen schwanger worden; und es entsteht also eine neue Frage, unter welche reale Art oder Gattung ein solches Naturerzeugnifs gehört. Unglaublich ist das Factum nicht, da es Thiere giebt, welche aus der Vermischung eines Ochsen und eines Esels mit einer Stutte entstehen. Ich sahe einmal ein Thier, welches von einer Katze und Ratte erzeugt war, und von beiden Thierarten Merkmale an sich hatte; die Natur schien hier nicht eine Thierart von beiden zum Muster gewählt, sondern aus beiden eine neue Form gebildet zu haben. Man setze noch die so häufigen Mifsgeburten hinzu, und man wird die Schwierigkeit fühlen, durch den Stammbaum die Art zu bestimmen, wohin jedes Erzeugnifs des Thierreichs gehört. Und dann, wenn man wissen will, ob dies ein Tyger und dies Thee ist, mufs man denn erst nach Indien gehen, und die Alten von jenem, die Pflanze von diesem in Augenschein nehmen?

§. 24.

Die ſpecifiſchen Begriffe von dem Weſen ſind Producte des Verſtandes und daher veränderlich und ungewiſs.

Kurz, es iſt einleuchtend, daſs das Gattungsweſen der Subſtanzen in nichts andern als den zuſammengeſetzten Begriffen ihrer ſinnlichen Merkmale beſtehet. Ihre innere Natur kommt dabei nicht in Betrachtung, noch weniger denkt jemand an ſubſtanzielle Formen dabei, es müſste denn einer ſeyn, der die Schulſprache gelernt hat. Die Ungelehrten maſsen ſich keiner Einſicht in das innere Weſen an, und zerbrechen ſich den Kopf nicht über ſubſtanzielle Formen, ſondern ſind zufrieden, wenn ſie ein Ding von dem andern nach ſinnlichen Merkmalen unterſcheiden. Dennoch ſind dieſe oft beſſer mit den Unterſcheidungszeichen bekannt, unterſcheiden die Dinge ſchärfer nach ihrem Gebrauch, und wiſſen richtiger, was von ihnen zu erwarten iſt, als die ſcharfſichtigen Gelehrten, die ſo tief in die Dinge ſchauen, und ſo kek von verborgenern und weſentlichern Dingen ſprechen.

§. 25.

§. 25.

Gesetzt aber auch, das reale Wesen der Dinge könnte von den Gelehrten entdeckt werden, so ist es doch nicht denkbar, daſs die Substanzen darnach unter allgemeine Worte geordnet worden. Denn die Sprachen haben sich in allen Ländern lange vor den Wissenschaften gebildet. Keine Philosophen, keine Logiker, die den Kopf voll von Formen und Wesen hatten, bildeten die Substantiva, die in allen Ländern gewöhnlich sind, sondern sie bekamen ihre Bildung und Bedeutung von unwissenden und ungelehrten Leuten, welche die Dinge nach ihren sinnlichen Merkmalen klassificirten und durch Worte bezeichneten.

§. 26.

Das Namenwesen, nach welchem die Substanzen in Gattungeu und Arten geordnet werden, ist von dem Verstande und nicht von der Natur gebildet; sonst würde es nicht bei verschiedenen Menschen so abweichend und veränderlich seyn, als die Erfahrung beweiset. Denn wir werden kaum alle Menschen in dem Namenwesen einer Gattung, auch derjenigen, mit der sie am bekanntesten sind, einstimmig finden. Die Uneinigkeit in dem abstrakten Begriff, der mit dem Wort

Menſch verknüpft iſt, könnte nicht ſtatt finden, wenn er ein Werk der Natur wäre. Der eine denkt ſich in dieſem Begriff die Merkmale, Empfindung, willkührliche Bewegung und einen Körper von beſtimmter Geſtalt; der andere ſetzt noch das Merkmal Vernunftfähigkeit hinzu; beide haben eine andre Vorſtellung von dem Weſen des Menſchen, und dem einen iſt nach demſelben ein Individuum ein wahrer Menſch, dem andern nicht. Nicht leicht wird jemand die aufrechte Stellung für den weſentlichen Unterſcheidungscharakter der Menſchengattung halten; gleichwohl liegt es am Tage, inwieferne die Menſchen die Klaſſe, wohin ein Thier gehört, eher nach der Geſtalt als nach der Abkunft beſtimmen, da ſchon mehr als einmal darüber, ob ein menſchlicher Fötus auferzogen und getauft werden ſollte oder nicht, ein Streit bloſs deswegen entſtand, weil ſeine äuſsere Geſtalt nicht die gewöhnliche der Kinder war, da man doch nicht wiſſen konnte, ob er nicht ſo gut als anders gebildete Kinder der Vernunft fähig ſeyn werde. Dazu kommt noch, daſs einige Kinder von gewöhnlicher Geſtalt, ihr ganzes Leben hindurch nicht mehr Vernunft als ein Affe oder Elephante zeigten. Hiernach würde alſo die äuſsere Geſtalt und nicht das Vernunftvermögen zum weſentlichen Charakter der Menſchengattung gemacht, und die Gottesgelehrten

lehrten und Rechtsgelehrten müssen in solchen Fällen an die Stelle ihrer geheiligten Definition von dem vernünftigen Thiere eine andere setzen.

§. 27.

Worin bestehet denn also der bestimmte, unveränderliche Grenzbegriff dieser Gattung? Offenbar hat die Natur keinen solchen gemacht, und unter den Menschen als unveränderlich aufgestellt. Wir kennen das reale Wesen weder dieser noch einer andern Gattung; und daher kommt die Unentschiedenheit in dem Namenwesen, welches unser eignes Machwerk ist, dass wenn man mehrere Menschen fragen sollte, ob ein etwas ungestalteter Fötus gleich nach der Geburt ein Mensch sey oder nicht, gewiss mehrere abweichende Antworten erfolgen würden. So wenig wissen wir, was ein Mensch ist; ob es gleich vielleicht für die grösste Unwissenheit gelten wird, dieses in Zweifel zu ziehen. Allein ich darf demungeachtet behaupten, dass die Grenze zwischen einer und der andern Gattung, die bestimmte Anzahl von einfachen zu dem Namenwesen der einen gehörigen Vorstellungen, so wenig bestimmt und erkennbar ist, dass immer bedeutende Zweifel darüber entstehen werden. Keine Definition von dem

Wort

dem Wort Menfch, keine Befchreibung dieser Gattung von Wefen ift, meines Bedünkens fo fcharf und vollkommen, dafs fie einer ftrengen Prüfung Genüge thun, oder allgemeine Einftimmung erhalten, und endlich in allen ftreitigen Fällen, die Leben und Tod, Taufe und Nichttaufe u. f. w. betreffen, volle Entfcheidung geben könnte.

§. 28.

Dennoch nicht fo willkührlich als die gemifchten Beftimmungen.

Wenn gleich die Begriffe von dem Nominalwefen der Subftanzen von uns gemachte Begriffe find, fo verfährt doch der Verftand nicht fo willkührlich dabei als bei den gemifchten Beftimmungen. Zu ihrer Bildung ift erfoderlich, dafs die Beftandtheile, wie fie auch zufammengefetzt werden mögen, nur einen Begriff ausmachen; und dann, dafs die fo verbundenen Begriffe identifche und numerifche Einheit haben. Denn wenn zwei abftrakte zufammengefetzte Begriffe entweder in der Befchaffenheit oder Zahl der Beftandtheile verfchieden find, fo machen fie nicht ein fondern zwei verfchiedene Wefen aus. In dem erften Punkte befol-

folget der Verstand bei Bildung dieser Begriffe die Natur, und setzt keine Vorstellungen zusammen, die nicht wirklich oder vermeintlich in der Natur Verbindung haben. Niemand verbindet das Blöcken des Schafs mit der Gestalt des Pferdes, oder die Farbe des Bleis mit dem Gewicht und der Dichtheit des Goldes, wenn er Begriffe von wirklichen Substanzen und keine Hirngespinste bilden will; sondern man beobachtet Eigenschaften, die immer verbunden mit einander existieren, und copieret darin die Natur. Die Menschen können zwar willkührlich Begriffe zusammensetzen und mit Worten bezeichnen; allein, wenn sie von wirklichen Dingen auf eine verständliche Art sprechen wollen, so müssen sie ihre Begriffe doch einigermaasen den Dingen, von denen sie sprechen, anpassen. Es würde sonst eine Art von Sprachverwirrung entstehen; die Worte würden nur immer den Einzelnen verständlich seyn, und nicht zur allgemeinen Mittheilbarkeit und in die Verhältnisse des menschlichen Lebens passen, wenn die Begriffe, die sie bezeichnen, nicht den allgemeinen Erscheinungen der Substanzen entsprächen.

§. 29.

Obgleich sehr unvollkommen.

Obgleich der Verstand bei Bildung dieser Begriffe die Einheit von der Natur entlehnt, so hängt doch die bestimmte Zahl der Theilvorstellungen von dem veränderlichen Grade der Aufmerksamkeit, des Nachdenkens und der Einbildungskraft dessen ab, der sie bildet. Gewöhnlich schränken sich die Menschen auf einige wahrnehmbare Eigenschaften ein, und übersehen, wo nicht allezeit, doch oft eben so wesentliche. Von den wahrnehmbaren Substanzen giebt es zwei Arten. Erstlich organische Körper, welche durch den Saamen fortgepflanzt werden. Bei diesen ist die Gestalt die charakteristische Eigenschaft, welche die Art und Gattung bestimmt. Wenn auch einige einen noch so hohen Werth auf die Definition des Menschen, ein vernünftiges Thier, setzen, so würde doch ein Wesen, das Vernunft und Sprache, aber keine menschliche Gestalt besäſse, eben so wenig für einen Menschen gelten, als Bileams Esel, wenn er auch sein ganzes Leben hindurch so vernünftig gesprochen häte, als das einemal. So wie bei Pflanzen und Thieren die Gestalt, so ist bei andern Körpern, die nicht durch den Saamen fortgepflanzt werden, die Farbe das charakteristische

Merk-

Merkmal, von dem man sich am meisten leiten läſst. Wo man die Farbe des Goldes findet, da setzt man auch alle andere in dem Begriff vorkommende Eigenschaften voraus; und man hält die Gestalt und Farbe für so entscheidende Charaktere der Gattungen, daſs man bei einem guten Gemälde, blos nach Verschiedenheit der dargestellten Form und Farbe sogleich entscheidet, was ein Löwe, eine Rose, ein goldner oder ein silberner Becher ist.

§. 30.

Dieses ist zwar zu den gröbsten und daher auch unbestimmtern Grundzügen der Begriffe und zu Räsonnements, wo nicht gerade die gröſste Schärfe erfoderlich ist, zureichend. Allein die Menschen sind noch keinesweges in der Anzahl der zu einem Gattungsbegriff gehörigen einfachen Vorstellungen oder Merkmale einig. Und darüber darf man sich nicht wundern, weil viel Zeit, Mühe, Kenntniſs, strenge Untersuchung und lange Prüfung erfoderlich ist, um zu bestimmen, welche und wie viele einfache Vorstellungen beständig und unveränderlich in der Natur vereiniget und in einem Subjecte anzutreffen sind. Die meisten Menschen, denen es an dazu erfoderlicher

cher Zeit, Neigung und anhaltender Energie fehlet, begnügen sich, einige wenige äufsere auffallende Merkmale aufzufassen, die Dinge darnach zu unterscheiden, zu klassificiren, mit neuen oder schon gewöhnlichen Worten zu bezeichnen. Diese Worte sind wohl als Zeichen einiger äusserlichen coexistirender Merkmale zu den Zwecken des gemeinen Lebens brauchbar; allein sie fassen keineswegs eine bestimmte Anzahl von einfachen Vorstellungen, noch weniger alle in der Natur vereinigten, in bestimmter Bedeutung zusammen. Wenn man bedenkt, dafs nach so vielen Untersuchungen über die Gattungen, Arten und Artunterschiede doch von so wenig Worten bestimmte Definitionen vorhanden sind, so ist man wohl berechtiget, die Formen, welche ehedem so viel Lärmen gemacht haben, für blofse Chimären zu halten, die kein Licht über das Wesen der Dinge verbreiten. Und derjenige der weifs, wie wenig noch die Worte der Substanzen allgemeingeltende Bedeutung haben, der darf mit Recht schliefsen, dafs das Nominalwesen der Substanzen, wenn es gleich als von der Natur copirt angesehen wird, doch fast durchgängig, wo nicht allgemein, sehr unvollkommen ist. Die Bestandtheile dieser Begriffe sind bei verschiedenen Menschen sehr abweichend; die Grenzbestimmung der Gattungen ist nicht so, wie sie die Natur, sondern wie

wie ſie die Menſchen gemacht haben, wenn es überhaupt ſolche ſcharf gezogene Grenzlinien in der Natur giebt. Einige Subſtanzen ſind zwar von Natur ſo eingerichtet, daſs ſie gewiſſe Aehnlichkeiten unter einander haben, und ſo ihre Eintheilung in Gattungen und Arten begründen. Allein da doch unſre Klaſſification nur darauf abzielet, um die Dinge unter allgemeine Zeichen zuſammenzufaſſen, ſo ſehe ich nicht ein, wie man ſagen könne, die Natur ſetze dieſe Grenzen der Gattungen und Arten; oder wenn es an dem iſt, ſo müſſen die von uns geſetzten Grenzlinien den natürlichen nicht ganz entſprechen. Denn weil wir allgemeine Worte zum jetzigen Gebrauch nöthig haben, ſo klaſſificiren wir die Dinge nach den auffallenden Phänomenen, ohne die vollſtändige Entdeckung aller Eigenſchaften abzuwarten, welche uns freilich die weſentlichen Unterſchiede und Uebereinſtimmungen der Dinge am beſten darſtellen würden.

§. 31.

Dieſe zuſammengeſetzten Begriffe, in denen nach der Beobachtung mehrere Individuen übereinſtimmen, werden auf ſehr verſchiedene Weiſe, bald mit mehrerer bald mit weniger Genauigkeit gebildet; und ſie enthalten bald eine gröſsere bald eine kleinere Anzahl

zahl von einfachen Vorstellungen. Der Begriff des Goldes enthält bei Kindern nur die gelbe glänzende Farbe; andere setzen das Merkmal des Gewichts, der Schlagbarkeit und Schmelzbarkeit, andere noch mehrere hinzu. Denn die eine wie die andere dieser Eigenschaften hat das Recht, in den Begriff dieser Substanz aufgenommen zu werden, weil sie alle in derselben vereiniget sind. Da aber einige Menschen nach dem verschiedenen Grad des Scharfsinns, der Kenntniss und Beobachtung einige einfache Vorstellungen auslassen, welche andere aufnehmen oder umgekehrt, aufnehmen, welche andere auslassen, so haben sie nicht einerlei Begriff vom Wesen des Goldes, welches daher ihr eignes nicht aber ein Product der Natur ist.

§. 32.

Je allgemeiner die Begriffe sind, desto unvollständiger sind sie.

Wenn das Nominalwesen der untersten Arten in Ansehung der Anzahl der einfachen darin enthaltenen Vorstellungen von dem Verstande abhängt, so ist das noch mehr der Fall mit den noch allgemeinern oder den Gattungsbegriffen. Diese sind absichtlich unvollständig, insofern Eigenschaften, welche in den

den einzelnen Dingen vorkommen, nicht mit aufgenommen werden. So wie der Verstand um mehrere Individuen in allgemeine Begriffe zusammenzufassen, Zeit, Ort und andere Umstände ausläfst, welche sie nur auf ein Individuum einschränken würden, so sondert er auch in den Artbegriffen diejenigen Merkmale, welche nur einer Art angehören, von denen ab, welche allen gemeinschaftlich sind, und bildet daraus die Gattungsbegriffe. So entsteht der Begriff Metall, der Gold, Silber und noch mehrere Arten von solchen Körpern unter sich begreift. Das Wesen dieser Gattung ist dieser abstrakte Begriff, der nur die Schmelzbarkeit, Schlagbarkeit, einen gewissen Grad von Gewicht und Festigkeit, worin alle diese Körper übereinstimmen, aber kein Merkmal, welches dem Gold oder Silber allein angehörte, enthält. Bei dieser Bildung wird kein Muster, welches die Natur aufgestellt hätte, befolgt, denn es giebt keinen solchen Körper in der Natur, der nur die Gattungsmerkmale in sich vereinigte. Durch eine Gattung wird kein neues Ding gemacht, sondern nur ein Zeichen von gröfsern oder kleinern Umfang, um damit eine Anzahl von Individuen, welche in dem allgemeinen Begriff einstimmig sind, auszudrücken. Es ist leicht zu bemerken, dafs ein allgemeineres Zeichen allezeit einen unvollständigern Begriff ausdrückt, und die Gattung nur

 einen

einen Theil von dem Inhalte der untergeordneten Arten in ſich faſst. Wenn man dieſe allgemeinen Begriffe vollſtändig nennt, ſo kann es nur in Beziehung auf das beſtimmte Verhältniſs zwiſchen ihnen und ihren Sprachzeichen, nicht in Beziehung auf ein exiſtierendes Ding geſchehen.

§. 33.

Alles dieſes beziehet ſich auf den wahren Zweck der Sprache, welche kein anderer iſt, als die leichteſte und kürzeſte Art, die Gedanken auszudrücken. So braucht einer nichts als das Wort Körper, um alle diejenigen Dinge zu bezeichnen, welche in Anſehung der Dichtheit und Ausdehnung in einem Begriff einſtimmig ſind; verbindet er damit die Merkmale, Leben, Empfindung und willkührliche Bewegung, ſo zeigt er mit dem Wort Thier alle diejenigen Weſen an, welche dieſe Eigenſchaften gemeinſchaftlich beſitzen. Dies iſt die eigentliche Beſtimmung der Arten und Gattungen. Auf das reale Weſen und die ſubſtanziellen Formen wird dabei gar keine Rückſicht genommen.

§. 34.

Ich ſah vor einiger Zeit in St. James Park einen Vogel, ungefähr drei bis vier Fuſs hoch, be-

bedeckt mit einem Mitteldinge zwischen Federn und Haaren, von dunkelbrauner Farbe, ohne Flügel, anstatt derselben zwei oder drei Aestchen, die wie Sprösslinge am Spanischen Geniste hervorkamen; mit grossen langen und dreikrallichten Füssen, und ohne Schwanz. Diese lange Beschreibung ist nothwendig, um mich andern verständlich zu machen. Sobald ich aber weiss, dass der Name des Vogels Casuar ist, so kann ich dieses Wort an statt jener gebrauchen. Wenn es aber gleich ein specifisches Wort ist, so erfahre ich durch dasselbe von der Natur und dem Wesen dieser Vogelart doch nicht mehr, als ich vorher wusste.

§. 35.

Die Menschen bilden die Arten und Gattungen.

Es ist aus dem Gesagten deutlich, dass die Menschen die Arten und Gattungen der Dinge bilden. Denn da die Verschiedenheit der Arten und Gattungen allein durch die Verschiedenheit des Nominalwesens bestimmt wird, so folgt, dass diejenigen, welche die abstrakten Begriffe, worin das Nominalwesen bestehet, bilden, auch die Arten und Gattungen bilden. Wenn ein Stück Gold gefunden würde, welches alle Eigenschaften

derselben ausser der Schlagbarkeit hätte, so würde die Frage entstehen, ob es Gold, ob es zu dieser Art gehöre; diese könnte aber nicht anders als nach dem mit dem Worte verbundenen abstrakten Begriffe entschieden werden. Es würde Gold für den seyn, der das Merkmal der Schlagbarkeit aus seinem Begriff ausgeschlossen; es würde kein ächtes Gold für den seyn, der es in denselben aufgenommen hätte. Bilden also nicht Menschen die so verschiedenen Artbegriffe, welche mit einem und demselben Namen bezeichnet werden? Die Existenz eines Körpers mit allen Eigenschaften des Goldes ohne die Schlagbarkeit, ist auch keine blosse Hypothese, da es gewiss ist, dass das Gold zuweilen so spröde ist, dass es so wenig als das Glas sich hämmern läst. Was wir von einer Eigenschaft des Goldes gesagt haben, das gilt auch von allen übrigen.

§. 36.

Von der Natur rührt die Aehnlichkeit her.

Alles kommt mit einem Wort darauf hinaus. Die Natur bildet mehrere Individuen, welche in vielen wahrnehmbaren Eigenschaften, wahrscheinlich auch in ihrer innern Natur übereinstimmen

men. Aber diefes reale Wefen ordnet fie nicht in Arten und Gattungen, fondern die Menfchen thun diefes auf Veranlaffung jener wahrnehmbaren Eigenfchaften, die in den Dingen vereiniget find, um fich des Vortheils allgemeiner Wortzeichen zu verfichern.

§. 37.

Ich will keineswegs behaupten, dafs die unaufhörlich bildende Natur immer neue und andere Dinge hervorbringe; fie bildet fie allerdings fehr ähnlich und mit einander verwandt: aber es ift, wie mich dünkt, demungeachtet wahr, dafs die Grenzlinien zwifchen den Arten und Gattungen nur von den Menfchen gezogen werden. Denn die Begriffe von dem Wefen derfelben, die durch die Verfchiedenheit der Worte unterfchieden werden, find das Product des menfchlichen Verftandes, und entfprechen der innern Natur der Dinge, von denen fie hergenommen find, felten vollkommen.

§. 38.

Jeder abftrakte Begriff ift ein Wefen.

In diefer ganzen Lehre wird ohne Zweifel die Folgerung, dafs jeder abftrakte, mit

einem Worte bezeichnete Begriff eine befondere Art und Gattung beftimmt, fehr paradox vorkommen. Genug die Wahrheit erfodert es. Jener Satz bleibt alfo ftehen, bis uns jemand zeigt, dafs die Arten und Gattungen durch etwas anders beftimmt werden, und dafs die allgemeinen Sprachzeichen etwas anders als unfre abftrakten Begriffe bezeichnen.

§. 39.

Wie fehr die Bildung der Arten und Gattungen mit den allgemeinen Worten in Verhältnifs ftehet, und wie unentbehrlich die letztern, wo nicht zur Wirklichkeit doch zur Vollftändigkeit und Anerkennung der erftern find, erhellet noch aus einem bekannten Beifpiele. Uhren, die fchlagen und nicht fchlagen, machen für denjenigen, der nur ein Wort für beide hat, nur eine Art, zwei Arten aber für denjenigen aus, der zwei Worte, (wie im Englifchen clock und watch) und daher auch zwei deutliche Begriffe hat. Vielleicht wird man fagen, der innere Mechanismus und Bau fey in diefen beiden verfchieden, und der Künftler habe eine deutliche Verftellung davon. Gleichwohl machen beide nur eine Art aus, wenn nur ein Wort für beide vorhanden ift. Und was ift in dem innern Mechanismus erfo-

foderlich, um eine neue Art zu bilden? Es giebt Uhren mit vier und fünf Rädern. Ist dies ein specifischer Unterschied für den Künstler? Einige haben Stricke, andre nicht; einige werden durch bewegliche Perpendikel, andere durch Springfedern, andere durch Schweinsborsten in Bewegung gesetzt. Sind diese und andere Veränderungen in dem Mechanismus für den Künstler, der sie kennt, schon specifische Unterschiede? So viel ist gewiss, dass sie sich wirklich von einander unterscheiden; ob aber der Unterschied wesentlich und specifisch ist oder nicht, das kommt allein auf den zusammengesetzten Begriff einer Uhr an. So lange dieser mit seinem Sprachzeichen nicht verschiedene Arten unter sich begreift, sind diese Uhren weder wesentlich noch specifisch verschieden; dann aber wenn einer nach Verschiedenheit des innern Baues feinere Eintheilungen macht, diese Unterschiede in Begriffe und Worte fasst, entstehen neue Arten, unter welche die Uhren geordnet werden, und das Wort Uhr wird ein Gattungswort. Diese Arten würden aber doch nur für denjenigen, der ausser der äussern Gestalt auch Kenntniss von dem innern Mechanismus dieses Kunstwerks hätte, deutlich, für andere hingegen nur synonyme Worte für denselben Begriff seyn. Gerade so ist es auch mit den natürlichen Dingen.

§. 40. 41.

Die Arten der Kunstwerke sind weniger undeutlich, als die der Naturwesen.

Aus dem Gesagten erhellet der Grund, warum in den Arten der Kunstwerke weniger Verwirrung und Ungewisheit als in denen der Naturproducte herrscht. Denn ein Kunstwerk ist ein menschliches Product, von einem Künstler entworfen, dem daher der Begriff davon genau bekannt ist. Das Sprachzeichen dafür wird so angesehen, dass es keinen andern Begriff, kein anderes Wesen bezeichnet, als welches mit Gewisheit erkennt und leicht von andern unterschieden werden kann. Der Begriff und das Wesen eines Kunstwerkes besteht meistentheils nur in der bestimmten Form äusserer Theile, zuweilen auch in der davon abhängigen Bewegung, wozu der Künstler seinem Zwecke gemäs die Materie einrichtet. Von diesem allen einen deutlichen Begriff zu fassen, übersteigt nicht das Vermögen unserer Kräfte, und daher kann die Bedeutung der Worte, wodurch die Arten der Kunstproducte unterschieden werden, mit mehr Gewisheit, Klarheit und Bestimmtheit, festgesetzt werden, als bei Naturproducten möglich ist, deren Unter-

ter:

terſchiede und Wirkungen von einem uns unerforſchlichen Mechanismus abhängen. — Man wird mich entſchuldigen, wenn ich annehme, daſs Kunſtwerke eben ſo gut als Naturweſen von beſtimmten Arten ſind. Denn ich finde, daſs ſie gerade ſo wie die letzten durch verſchiedene abſtrakte Begriffe in verſchiedene Arten geordnet werden. Warum ſollte man nicht eine Piſtole und eine Uhr für zwei eben ſo verſchiedene Arten als Pferd und Hund halten?

§. 42.

Subſtanzen allein haben eigene Namen.

Dieſes verdient noch bemerkt zu werden, daſs es unter allen Arten von Begriffen nur für Subſtanzen allein eigene Namen giebt, wodurch ein einzelnes Individuum von ihnen angezeigt wird. Der Fall, daſs man dieſes nöthig hätte, kommt bei den einfachen Vorſtellungen, den gemiſchten Beſtimmungen und Verhältniſſen ſelten vor. Auſſerdem ſind die gemiſchten Beſtimmungen gröſstentheils Handlungen, welche in ihrem Entſtehen ſchon wieder verſchwinden, und daher keiner langen Dauer fähig ſind; dahingegen die Subſtanzen als wirkende Weſen beharrlich ſind.

§. 43.

§. 43.

Ich mufs den Lefer um Verzeihung bitten, dafs ich mich fo lange bei diefem Gegenftande aufgehalten und doch vielleicht nicht alle Dunkelheit vermieden habe. Aber man bedenke nur die Schwierigkeit, einen andern durch Worte auf das Denken eines Dinges hinzuführen, in dem alle fpecififchen Unterfcheidungsmerkmale, die wir ihm erft beigelegt haben, abgefondert werden. Ich fage gar nichts, wenn ich diefe Dinge nicht benenne, und thue ich das letzte, fo bringe ich fie unter die eine oder andere Gattung, und erwecke bei andern die gewöhnlichen abftrakten Begriffe derfelben, welches jenem Zweck Abbruch thut. Es wäre eine leere Spielerei, wenn man von einem Menfchen fpräche, und doch zu gleicher Zeit von der Bedeutung des Worts d. h. von dem daran geknüpften zufammengefetzten Begriff, abftrahirte, oder von dem Lefer verlangte, er follte fich den Menfchen denken, wie er an fich befchaffen, und durch feine innere Natur, durch fein reales Wefen, das ift durch etwas, wovon man keine beftimmte Erkenntnifs hat, von andern Dingen real verfchieden ift. So müfste aber doch derjenige verfahren, der von dem realen Wefen, den Arten und Gattungen

gen der Dinge als Natureinrichtungen reden wollte, wenn er auch keinen andern Zweck hätte, als begreiflich zu machen, dafs durch die an die Subftanzen geknüpften allgemeinen Sprachzeichen nichts dergleichen angedeutet werde. *)

Siebentes Kapitel.

Von den Partikeln.

§. 1.

Die Partikeln verbinden die einzelnen Redetheile und ganze Sätze.

Aufser den Worten zur Bezeichnung der Vorftellungen giebt es noch eine grofse Menge anderer, welche dazu beftimmt find, die durch den

*) Die folgenden §. bis zu Ende diefes Kapitels enthalten nichts als Wiederholungen.

den Verſtand zwiſchen Begriffen und Sätzen geſtiftete Verbindung anzuzeigen. Der Verſtand braucht, um ſeine Gedanken mitzutheilen, nicht nur Zeichen für die Begriffe, die er eben jetzt hat, ſondern auch für ſeine eigene beſondere Handlung, die er in derſelben Zeit an dieſen Begriffen ausübt. Dieſe Handlungen ſind ſehr mannichfaltig. So bedeutet das iſt und iſt nicht Bejahung und Verneinung. Nächſt dem aber verbindet der Verſtand nicht allein die Theile eines Satzes, ſondern auch ganze Sätze mit ihren Beziehungen und Beſtimmungen, um eine zuſammenhängende Rede daraus zu machen.

§. 2.

Die Worte, wodurch die Verbindung zwiſchen den verſchiedenen bejahenden und verneinenden Sätzen einer zuſammenhängenden Rede angezeigt wird, heiſsen gewöhnlich Partikeln, auf deren rechten Gebrauch vorzüglich die Deutlichkeit und Schönheit der Schreibart beruhet. Das richtige Denken erfodert mehr, als das Daſeyn klarer und deutlicher Begriffe, oder die Beachtung der Uebereinſtimmung und Nichtübereinſtimmung einiger derſelben, ſondern man muſs im Zuſammenhange denken, und die Abhängigkeit des einen Gedankens, des einen Schluſſes von dem andern wohl einſehen. Um dieſes Denken durch Worte ausdrücken,

zu

zu können, müssen Worte vorhanden seyn, welche die Verbindung, Einschränkung, Unterscheidung, den Gegensatz und Nachdruck jedes Theils der Rede anzeigen. Ein irriger Gebrauch dieser Wörter muss nur den Leser verwirren, anstatt ihn zu belehren. Daher ist ihr Gebrauch, ob sie gleich keine Vorstellungen ausdrücken, dennoch so unentbehrlich und von so grossem Einfluss auf den richtigen Ausdruck.

§. 3.

Dieser Theil der Sprachlehre ist vielleicht eben so sehr vernachlässiget, als andere mit unverhältnissmässigem Fleiss bearbeitet worden sind. Es ist jetzt etwas leichtes, über das Geschlecht, die Casus und Zeitwörter zu schreiben; selbst die Partikeln, als die Vorwörter und Verbindungswörter u. s. w. sind in vielen Sprachen mit grossem Anschein der Gründlichkeit unter Klassen gebracht; allein es kostet weit mehr Mühe, den rechten Gebrauch, die Bedeutung und den Nachdruck der Verbindungswörter zu zeigen, und man muss zu dem Ende über sein eigenes Denken und dessen verschiedene Modifikationen nachdenken.

§. 4.

Sie werden keinesweges dadurch hinlänglich erklärt, wenn man sie, wie es gewöhnlich

lich in Wörterbüchern geschieht, durch Worte anderer Sprachen übersetzt, die ihnen an Bedeutung am nächsten kommen. Denn es ist meistens in der einen Sprache so schwer, als in der andern, ihre Bedeutung verständlich zu machen. Sie sind Zeichen für gewisse innere Handlungen des Verstandes, und sie können daher ohne fleissiges Studium der Ansichten, Standpunkte, Wendungen, Einschränkungen, Ausnahmen und anderer Modifikationen des Denkens, für welche es entweder keine oder nur mangelhafte Sprachzeichen giebt, verstanden werden. Die Anzahl der Verbindungswörter stehet mit diesen in keinem Verhältniss; und daher ist es kein Wunder, dass viele Partikeln verschiedene oft entgegengesetzte Bedeutungen haben.

§. 5.

But ist eins der bekanntesten Wörter der englischen Sprache. Es ist eine discretive Conjunction, welche dem lateinischen sed, dem französischen mais entspricht: dies ist die gewöhnliche Erklärung. Mir scheint es dagegen verschiedene Verhältnisse zwischen manchen Sätzen und ihren Theilen auszudrücken. Als 1) einen Stillstand in dem Gange des Räsonnements, ehe es bis zum Ende fortgeführt ist; z. B. but to say no more. 2) Die Einschränkung der Bedeutung eines Ausdrucks mit Aus-

Ausſchlieſsung jeder andern: i ſaw but two Plants. 3) Die Annahme von etwas andern, als angenommen werden ſollte: you pray: but it is not that God would bring you to the true Religion. 4) Den geraden Gegenſatz von dem, was vorhergeht: but that he would confirm you in your own. 5) Die Subſumtion unter einen Oberſatz: all Animals have ſenſe: but a Dog is an Animal.

§. 6.

Ich zweifle nicht, daſs dieſe Bedeutungen noch mit vielen andern vermehrt werden könnten, wenn ich ſie vollſtändig unterſuchen wollte; und dann dürfte dieſe Partikel wohl ſchwerlich die Benennung, discretiv, durchgehends verdienen. Dieſe Beiſpiele mögen aber hinreichen, um die Aufmerkſamkeit auf den Gebrauch und die Bedeutung dieſer Wörter, und die Handlungen des Verſtandes zu lenken, welche dadurch gewiſſermaſsen offenbaret werden, da einige Partikeln beſtändig, andere nur in gewiſſen Verbindungen, die Bedeutung eines ganzen Satzes in ſich ſchlieſsen.

Achtes Kapitel.

Von abſtracten und concreten Worten.

---

§. 1.

Abſtracte Worte können nicht von einander ausgeſagt werden.

Die Betrachtung der gemeinen Worte einer Sprache und ihres gewöhnlichen Gebrauchs hätte ſchon Licht über die Natur unſerer Begriffe verbreiten müſſen, wenn ſie mit Aufmerkſamkeit wäre angeſtellt worden. Der Verſtand hat das Vermögen, ſeine Begriffe abſtrakt zu machen, und auf dieſe Art werden ſie Begriffe für das Weſen und das allgemeine Weſen, wodurch die Dinge in Arten und Gattungen unterſchieden werden. Da nun jeder abſtracte Begriff ſo beſtimmt iſt, daſs von jeden zweien der eine nicht der andere ſeyn kann, ſo muſs der Verſtand ihren Unterſchied anſchaulich wahrnehmen. Daher können in Sätzen nicht zwei abſtrakte Begriffe, wenn ſie auch noch ſo nahe verwandt ſind, ganz von einander bejahet werden. Dieſes finden wir ſchon in dem gemeinen Sprachgebrauche beſtätiget. So gewiſs es iſt, daſs der Menſch ein Thier oder vernünftig iſt, ſo gewiſs leuchtet auch jedem unmittelbar

bar die Falschheit der Sätze: die Menschheit ist die Thierheit, die Vernünftigkeit, ein. In allen unsern bejahenden Sätzen wird also nicht ausgesagt, dass ein abstracter Begriff ein anderer, sondern nur dass einer mit dem andern verbunden sey. Die abstracten Begriffe können bei Substanzen Arten und Gattungen bedeuten, gewöhnlich aber zeigen sie Vermögen, und sonst ausschliessend Verhältnisse an. Der Mensch ist weiss, bedeutet, das Ding, welches das Wesen eines Menschen besitzt, besitzt auch das Wesen der Weisse in sich, d. i. das Vermögen, die weisse Farbe in einem empfänglichen Auge hervorzubringen; der Mensch ist vernünftig, heisst, er besitzt das Wesen der Vernünftigkeit, d. h. das Vermögen, zu schliessen.

§. 2.

Dieser Unterschied in den Worten zeigt uns auch einen Unterschied in den Begriffen. Denn wir bemerken, dass es für unsre einfachen Vorstellungen sowohl abstrakte als concrete Worte, oder, nach den Ausdrücken der Sprachlehre, sowohl Substantive als Adjective giebt, z. B. weiss, die Weisse, süss, die Süssigkeit. Eben das gilt auch von den Begriffen der Bestimmungen und Verhältnisse, als gerecht, Gerechtigkeit; gleich,

Gleichheit; nur mit dem Unterschiede, daſs einige concrete Worte von Verhältniſſen vorzüglich der Menſchen, Subſtantive ſind, z. B. die Vaterſchaft: wovon ſich der Grund leicht angeben läſst. Für Begriffe von Subſtanzen hingegen giebt es wenig oder gar keine abſtracten Worte. Denn obgleich die Schulen die Thierheit, die Menſchheit, die Körperlichkeit mit einigen andern der Art eingeführt haben, ſo ſtehen ſie doch in keinem Verhältniſs mit der Unzählbarkeit der Subſtanzen. Auch machte die Schule nie den lächerlichen Verſuch, für alle Subſtanzen abſtracte Worte zu bilden, und die wenigen, die ſie erfunden hat, ſind nie über die Schule gekommen, oder mit allgemeiner Beiſtimmung in den gemeinen Sprachgebrauch aufgenommen worden. Hierin ſcheint mir ein Geſtändniſs der Menſchen zu liegen, daſs ſie, ſo wie keine Worte, ſo auch keine Begriffe für das reale Weſen der Subſtanzen haben; und gewiſs würde es an den erſten nicht fehlen, wenn ſie nicht das Bewuſstſeyn ihrer Unwiſſenheit von dem vergeblichen Verſuche zurückgehalten hätte. Ungeachtet ſie daher genug Begriffe hatten, um Gold von Steinen, und Metalle vom Holze zu unterſcheiden, ſo wagten ſie doch nur mit groſser Schüchternheit Worte, wie aurietas, ſaxietas, metallietas, lignietas und ähnliche zu bilden, welche das reale Weſen dieſer Subſtanzen, wovon es keinen Begriff giebt

giebt, anzeigen zu wollen ſcheinen. In der That war es bloſs die Lehre von den ſubſtantiellen Formen und der Wahn einer Erkenntniſs, was zuerſt die Ausdrücke Thierheit und Menſchheit prägte und einführte, ob ſie gleich nie bei dem gemeinen Menſchenverſtande ihr Glück machten. Humanität war freilich bei den Römern ein gewöhnliches Wort, aber in einer ganz andern Bedeutung, und bezeichnete das Abſtracte von einem Accidenz, nicht von einer Subſtanz, von humanus und nicht von homo.

Neuntes Kapitel.

Von der Unvollkommenheit der Worte.

§. 1.

Die Worte werden entweder zur Wiedererinnerung oder zur Mittheilung der Gedanken gebraucht.

Aus dem, was wir in den vorhergehenden Kapiteln geſagt haben, läſst ſich leicht einſe-

hen, welche Unvollkommenheit der Sprache anhängt, und dafs die Ungewifsheit der Bedeutung einiger Worte von ihrer Natur faſt unzertrennlich iſt. Die Unterfuchung über die Vollkommenheit oder Unvollkommenheit der Worte fetzt aber eine andere, über ihren Zweck und Gebrauch, voraus; denn je mehr oder weniger fie ihren Zweck erreichen, deſto mehr oder weniger vollkommen find fie. Diefer Zweck iſt nach dem vorhergehenden gedoppelt, die Erinnerung unferer Vorſtellungen und die Mittheilung derfelben an andere.

§. 2.

Für den erſten Zweck find alle und jede Worte ohne Unterfchied tauglich. Denn da die Töne willkührliche Zeichen der Vorſtellungen find, fo kann Jeder beliebigen Gebrauch von Worten machen, um fie für fich felbſt zu bezeichnen. Hier kann keine Unvollkommenheit ſtatt finden, wenn er nur beſtändig einerlei Zeichen für einerlei Vorſtellung gebraucht; denn es kann alsdann nie fehlen, dafs er fich felbſt verſteht, und die Worte haben ihren Zweck erreicht.

§. 3.

Die Mittheilung der Vorſtellungen iſt von gedoppelter Art, eine gemeine und eine

ne philoſophiſche. Unter der erſten verſtehe ich einen ſolchen Umtauſch von Vorſtellungen und Gedanken, als die geſellſchaftliche Unterhaltung und die Geſchäfte und Bedürfniſſe des bürgerlichen Lebens erfodern. Die letztere iſt derjenige Gebrauch von Worten, wodurch beſtimmte Begriffe von den Dingen gegeben, und gewiſſe unbezweifelte Wahrheiten in allgemeinen Sätzen ausgedrückt werden, welche dem Verſtande Befriedigung bei ſeinem Streben nach Erkenntniſs gewähren. Es iſt zwiſchen dieſem und jenem Gebrauche in Anſehung der gröſsern oder kleinern Genauigkeit ein groſser Unterſchied, wie wir hernach ſehen werden.

§. 4.

Ungewiſſe zweifelhafte Bedeutung iſt die Unvollkommenheit der Worte. Urſachen derſelben.

Der Hauptzweck der Sprache bei der Mittheilung, der Wunſch, verſtanden zu werden, wird weder in dem gemeinen noch in dem philoſophiſchen Gebrauche durch ſolche Worte ſonderlich erreicht, welche in dem Zuhörer nicht dieſelben Vorſtellungen erwecken, welche der Sprechende mit ihnen verband. Da nun die Sprachlaute keine natürliche Verknüpfung mit den Vorſtellungen, ſondern nur durch

willkührliche Verbindung ihre Bedeutung haben, so hat die oben erwähnte Unvollkommenheit der Worte, oder das Ungewisse und Zweifelhafte ihrer Bedeutung mehr ihren Grund in den Vorstellungen, als in den Sprachzeichen. Denn die letzten sind in Ansehung ihrer Tauglichkeit zur Bezeichnung der Vorstellungen einander vollkommen gleich. Es muss also die Ursache, dass die Bedeutung des einen Worts zweifelhafter als des andern ist, in dem Unterschiede der Vorstellungen liegen.

§. 5.

Da die Worte ursprünglich keine Bedeutung haben, so muss die durch sie bezeichnete Vorstellung von denjenigen gelernt und behalten werden, welche ihre Gedanken umtauschen, und sich mit andern verständlich unterhalten wollen. Dieses kann aber nicht wohl geschehen, 1) wenn die bezeichneten Vorstellungen aus einer zu grossen Anzahl von Theilvorstellungen zusammengesetzt sind; 2) wenn sie keine gewisse Verbindung, also kein bestimmtes Object, in der Natur haben, nach dem sie angepasst und berichtiget werden können. 3) Wenn die Bedeutung eines Worts sich auf ein Object beziehet, das nicht leicht erkennbar ist. 4) Wenn die Bedeutung eines Worts und das reale Wesen eines Dinges nicht vollkommen iden-

identisch sind. Dieses sind die Schwierigkeiten, welche die Bedeutung verständlicher Worte betreffen. Die Erwähnung ganz unverständlicher, als der Worte für einfache Vorstellungen, wofür Jemand keine Organe, keine Fähigkeit hat, Worte der Farben für einen Blinden, gehört nicht hieher. — Diese Unvollkommenheit der Worte soll jetzt weitläuftiger in Beziehung auf die verschiedenen Arten der Vorstellungen erklärt werden. Denn es wird sich ausweisen, dass die Worte der gemischten Bestimmungen wegen der zwei ersten, die Worte der Substanzen hingegen wegen der zwei letzten Gründe vorzüglich dieser Unvollkommenheit unterworfen sind.

§. 6.

Ungewissheit der Worte der gemischten Bestimmungen.

Viele Worte der gemischten Bestimmungen haben eine sehr ungewisse und zweifelhafte Bedeutung, 1) weil sie zu sehr zusammengesetzt sind. Die Worte müssen nach dem Zweck der Sprache eben dieselbe Vorstellung in dem Zuhörer erwecken, welche der Sprechende durch sie bezeichnete, woferne nicht der Kopf mit blossen leeren Tönen angefüllt werden soll, die keine Vorstellungen zuführen. Wenn nun ein Wort eine Vorstellung

ausdrückt, welche aus sehr vielen auch schon zusammengesetzten Bestandtheilen bestehet, so können die Menschen dieselbe nicht immer so bilden und behalten, dass das Wort in dem gemeinen Gebrauche immer dieselbe Vorstellung ohne die geringste Veränderung ausdrückte. Daher haben die Worte für sehr zusammengesetzte Vorstellungen, dergleichen meistentheils die moralischen sind, bei verschiedenen Menschen selten durchaus dieselbe Bedeutung, indem ihre dadurch bezeichneten Vorstellungen selten mit denen anderer Menschen übereinstimmen, ja sogar oft bei einem Menschen die heutigen von den gestrigen abweichen.

§. 7.

2) Auch deshalb ist ihre Bedeutung sehr veränderlich und zweifelhaft, weil es in der Natur kein Object giebt, wodurch als nach einer Regel ihre Bedeutung könnte berichtiget und bestimmt werden. Der Verstand verbindet in ihnen willkührlich eine Menge Vorstellungen nach eignen Zwecken und Ansichten, ohne ein existirendes Ding zu kopieren, bloss in der Absicht, um Dinge, insofern sie mit diesen Begriffen übereinstimmen, zu benennen und zu ordnen. Derjenige, der die Worte Scherz, Spass, Liebkosung aufbrachte, setzte diese Vorstellungen nach Gutbefinden

finden zusammen. Wie es jetzt mit neuen Modewörtern ist, so war es ehedem mit alten, als sie zuerst eingeführt wurden. Solche Worte müssen daher nothwendig von ungewisser Bedeutung seyn, da ihre Bestandtheile nirgends in der Natur beständig vereiniget vorkommen, noch ein Original vorhanden ist, wonach sie berichtiget werden könnten. Was das Wort Mord, oder Kirchenraub bedeutet, kann durch keine Anschauung der Dinge selbst erkannt werden. Die Absicht, die Beziehung auf heilige Sachen, welche in jenen Begriffen mit enthalten ist, stehet in keiner nothwendigen Verbindung mit der äussern Handlung, und wird durch diese auch nicht sichtbar. Das Losdrücken des Gewehrs, womit der Mord ausgeübt wird, ist das einzige sichtbare in der Handlung, und doch in keiner natürlichen Verbindung mit den andern Bestandtheilen jenes Begriffs. Da diese nur durch den Verstand in einem Worte verbunden sind, aber ohne Regel, ohne Vorbild, so muss die Bedeutung solcher Worte bei verschiedenen Menschen sehr veränderlich seyn, da sie keine feste Regel für solche willkührliche Begriffe haben.

§. 8.

§. 8.

Der eigentliche Sprachgebrauch ist kein hinreichendes Gegenmitte.

Der gemeine Sprachgebrauch kommt hier freilich durch die Festsetzung der Bedeutungen gewissermaſsen zu Hülfe; und dieses reicht zum wenigsten für das gemeine Leben hin. Da aber kein Einzelner das Ansehen hat, die Bedeutung der Worte unabänderlich zu entscheiden, oder zu bestimmen, mit welchen Begriffen sie verknüpft werden sollen, so ist der gemeine Sprachgebrauch unzureichend, den Worten Bestimmtheit zu geben, wie sie für philosophische Untersuchungen gehört. Denn es giebt kein Wort eines zusammengesetzten Begriffs (vielleicht überhaupt keines) welches nicht in dem gemeinen Leben einen gröſsern Umpfang hätte, indem es, ohne die Grenzen seiner eigentlichen Bedeutung zu überschreiten, als Zeichen ganz verschiedener Begriffe kann gebraucht werden. Dazu kommt noch, daſs selbst keine Regel für den Sprachgebrauch festgesetzt ist, und oft darüber gestritten wird, ob diese oder jene Bedeutung zum eigentlichen Sprachgebrauch gehöre, oder nicht. Alles dieses beweiſst, daſs die Worte dieser Art ihrer Natur nach der Unvollkommenheit einer ungewissen und zweifelhaften

Bedeutung unterworfen find, und felbft bei denen, die den Willen haben, einander zu verftehen, nicht immer einerlei Vorftellung in dem Sprechenden und Hörenden bezeichnen. Die Begriffe, welche durch die Worte Ruhm, Dankbarkeit ausgedrückt werden, weichen, obgleich diefe Laute in einem Lande vollkommen einartig find, doch bei verfchiedenen Menfchen augenfcheinlich fehr ab.

§. 9.

Selbft die Art, wie diefe Worte gewöhnlich gelernet werden, trägt nicht wenig zur Unbeftimmtheit ihrer Bedeutung bei. Man weift die Kinder, um ihnen die Worte für einfache Vorftellungen und Subftanzen verftändlich zu machen, auf diefe Dinge hin, und wiederholt oft dabei die Benennungen: das ift weifs, füfs, das ift Milch, Zucker u. f. w. Bei den Worten für gemifchte Beftimmungen und vorzüglich für moralifche Gegenftände werden hingegen zuerft die Sprachlaute erlernt, und ihre Bedeutung kennen zu lernen, überläfst man entweder der Erklärung anderer, oder, welches der gewöhnlichfte Fall ift, dem eignen Beobachtungsgeifte und Nachdenken. Gewöhnlich wird aber auf die Erforfchung diefes Gegenftandes wenig Mühe gewendet, und daher

find

ſind dieſe Worte bei den meiſten Menſchen wenig mehr als leere Töne; oder wenn ſie auch noch einen Sinn haben, ſo iſt er gröſstentheils veränderlich und unbeſtimmt, und folglich dunkel und verwirrt. Auch ſelbſt diejenigen, welche ihre Sprachzeichen mit mehr Beſonnenheit beſtimmen, können doch ſelten den Nachtheil vermeiden, daſs ſie damit zuſammengeſetzte Begriffe bezeichnen, welche von denen anderer eben ſo bedachtſamer Menſchen abweichen. Wer bemerkt nicht ſowohl in den geſellſchaftlichen Unterhaltungen, als in den gelehrten Streitigkeiten über Ehre, Glauben, Gnade, Religion, Kirche u. ſ. w. daſs die Menſchen über dieſe Dinge verſchieden denken, oder daſs ſie in dem Sinne dieſer Worte nicht einſtimmig und ihre Streitigkeiten daher Wortſtreitigkeiten ſind. Daher iſt die Auslegung der göttlichen und menſchlichen Geſetze endlos; Hypotheſen erzeugen Hypotheſen, und Erklärungen geben Stoff zu neuen Erklärungen, und es iſt kein Ende in dem Einſchränken, Unterſcheiden und Verändern der Bedeutung dieſer Worte. Solche Begriffe werden als Bildungen menſchlicher Willkühr ins Unendliche vermehrt. Viele Menſchen, welche bei dem erſten Durchleſen eines Abſchnitts in der Bibel oder dem Geſetzbuche einen Sinn gefunden hatten, der ſie vollkommen befriedigte, verloren denſelben wieder, ſobald ſie die Erklä-

rer

rer zu Rathe zogen, und die Erläuterungen derfelben erweckten oder vermehrten Zweifel und Dunkelheit über jene Stellen. Diefes foll nicht beweifen, dafs die Kommentare unnütz, fondern wie ungewifs die Worte der gemifchten Bedeutungen ihrer Natur nach felbft bei denjenigen find, welche den Willen und das Vermögen haben, ihre Gedanken fo deutlich, als es die Sprache erlaubt, auszudrücken.

§. 10.

Daher unvermeidliche Dunkelheit in allen Schriftftellern.

Welche Dunkelheit diefes in die Schriften der Männer, welche in entfernten Zeiten und Ländern fchrieben, gebracht hat, bedarf keiner Erwähnung, da die zahlreichen zu ihrer Erklärung gefchriebenen Werke nur zu fehr beweifen, was für Aufmerkfamkeit, Gelehrfamkeit, Scharffinn und Nachdenken erfodert wird, um den wahren Sinn der Alten zu finden. Da aber nur diejenigen Schriften uns in dem Grade intereffiren, dafs wir ihren Inhalt rein auffaffen fuchen, welche entweder Glaubenswahrheiten oder gefetzliche Vorfchriften enthalten, deren Verfälfchung und Uebertretung nachtheilig für uns werden kann, fo haben wir weniger Urfache, dem Sinne anderer Schriftfteller ängftlich nachzuforichen, welche

nur

nur ihre eignen Meinungen schriftlich niederlegen, die ohne Einfluss auf unsere Glückseligkeit oder Unglückseligkeit, uns unbekannt bleiben können. Wenn sie daher in ihren Schriften nicht die gehörige Klarheit und Deutlichkeit des Ausdrucks anwenden, so können wir sie bei Seite legen, und ohne ihnen Unrecht zu thun, nach der Maxime verfahren: Wer nicht verstanden seyn will, der verdient nicht gelesen zu werden.

§. 11.

Ungewisse Bedeutung der Worte für Substanzen.

Wenn die Bedeutung der Worte für gemischte Bestimmungen ungewiss ist, weil sie sich auf kein reales Object in der Natur beziehen, wonach sie könnten berichtiget werden; so haben die Worte für Substanzen aus der entgegengesetzten Ursache eine zweifelhafte Bedeutung, weil man voraussetzt, dass die enthaltenen Begriffe mit realen Dingen übereinstimmen und sich auf Originale in der Natur beziehen. Bey diesen Begriffen haben wir weniger Freiheit, als bei jenen; wir müssen der Natur folgen, die Begriffe existierenden Dingen anpassen, und nach diesen die Bedeutung der Worte bestimmen, wenn diese Zeichen von jenen seyn sollen.

Hier

Hier haben wir alſo wirklich Originale vor uns, aber ſolche, welche die Bedeutung der ſich auf ſie beziehenden Worte ſehr ungewiſs machen müſſen; denn das muſs die Folge ſeyn, wenn die Begriffe ſich auf Objecte beziehen, welche entweder gar nicht oder doch ſehr unvollkommen und ungewiſs erkannt werden können.

§. 12.

In Beziehung auf das reale Weſen.

Die Worte der Subſtanzen enthalten, wie ſchon geſagt worden, in ihrem gewöhnlichen Gebrauche eine doppelte Beziehung. Erſtlich, werden ſie zuweilen ſo angeſehen, als entſpräche ihre Bedeutung dem realen Weſen der Dinge, aus dem, wie aus einem Mittelpunkte, alle Eigenſchaften derſelben entſpringen. Da aber dieſes Weſen für uns ganz unerkennbar iſt, ſo muſs jedes Wort, wodurch es dargeſtalt werden ſoll, ſehr ungewiſs in ſeiner Anwendung ſeyn, und es kann nach dieſer Vorausſetzung unmöglich erkannt werden, was ein Pferd, oder Antimonium an ſich für Dinge ſind. Die Bedeutung dieſer Worte kann daher durch Originale, die unerkennbar ſind, nicht beſtimmt und berichtiget werden.

§. 13.

In Beziehung auf die coexistirenden Eigenschaften.

Zweitens die Worte der Substanzen bezeichnen unmittelbar die einfachen Vorstellungen, welche in den Substanzen vereiniget vorkommen, und diese sind daher in ihrer Vereinigung das eigentliche Original, worauf sich jene Worte beziehen, und wornach ihre Bedeutung am besten berichtiget werden kann. Demungeachtet kann dadurch allein noch nicht alle Veränderlichkeit und Ungewissheit ihrer Bedeutung verhütet werden. Denn da diese coexistirenden einfachen Merkmale so zahlreich sind, und alle gleiches Recht auf eine Stelle in dem zusammengesetzten Begriff der Art oder Gattung haben, so bilden die Menschen sehr verschiedene Begriffe von einem und demselben Gegenstande. Die Bestandtheile der zusammengesetzten Begriffe sind grösstentheils Vorstellungen von Vermögen, und diese in Beziehung auf die Veränderungen, welche die Substanzen bewirken oder erleiden, fast unzählich. Welche mannichfaltige Veränderungen, können nicht blofs durch verschiedentliche Anwenduug des Feuers in den unedlen Metallen bewirkt werden? Und wie weit mannichfaltiger sind nicht die Modificationen, welche einige Metalle unter den Händen der Che-

Chemiker durch die Verbindung mit andern Körpern erleiden? Wer dieses bedenkt, wird sich nicht wundern, wenn ich behaupte, dafs die Eigenschaften jeder Art von Körpern auf keinem Erkenntnifswege vollständig erkannt und gesammlet werden können. Zum wenigsten kann niemand ihre bestimmte Anzahl angeben. Daher kommt es, dafs nach Verschiedenheit der Kenntnifs, Beschäftigung und Aufmerksamkeit, der eine Mensch diese, ein andrer jene Eigenschaften erkennet; nothwendig entstehen daher von einer und derselben Substanz verschiedene Begriffe, und folglich müssen auch diese Worte eine sehr ungewisse und wandelbare Bedeutung erhalten. (3 Buch 6 Kapitel §. 29. 31.). Wer soll darüber entscheiden? Jeder hat seine Regel in der Natur, jeder hält sich mit Grund für eben so berechtiget, in seinen Begriff von Gold die Merkmale aufzunehmen, die er durch Versuche fand, als ein Anderer, der nicht so genau beobachtete, sie auszuschliefsen, und ein Dritter, der andere Versuche machte, andere aufzunehmen. Hat einer mehr Recht dazu, als der andere, da die Verknüpfung aller dieser Eigenschaften in der Natur der wahre Grund ihrer Vereinigung in einen Begriff ist? Die Begriffe der Substanzen müssen daher, ungeachtet sie durch e i n Sprachzeichen ausgedrückt werden, unvermeidlich sehr verschieden und veränderlich seyn.

 §. 14.

§. 14.

Fast jedes Individuum stimmt in Rücksicht gewisser Merkmale bald mit mehrern bald mit wenigern andern existirenden Dingen überein. Wer soll in diesem Falle vorschreiben, aus welchen der Geschlechtsbegriff zusammenzusetzen ist, oder welche ausgeschlossen werden müssen? Alle diese Ursachen verfehlen selten oder nie ihres Erfolgs, die Bedeutung der Worte für Substanzen zweifelhaft und veränderlich zu machen, und dadurch in ihrem philosophischen Gebrauch Streitigkeiten oder Missverständnisse zu veranlassen.

§. 15.

Diese generellen Worte der Substanzen, welche in ihrer gewöhnlichen Bedeutung nur einige in die Sinne fallende Eigenschaften (z. B. Gestalt, Form, Farbe) in sich fassen, entsprechen zwar in dem gemeinen Leben der Absicht ihres Gebrauchs, die Dinge anzuzeigen, welche man will verstanden und von andern unterschieden wissen. Allein das ist nicht der Fall in philosophischen Untersuchungen, wo allgemeine Wahrheiten festgesetzt und daraus Folgesätze hergeleitet werden sollen. Hier wird man finden, dass die Bedeutung dieser Art Worte entweder nicht scharf genug oder gar nicht bestimmt ist. Wenn einer z. B. die Schlag-

bar-

barkeit und einen Grad der Feuerbeſtändigkeit in ſeinen Begriff von Gold aufnimmt, ſo kann er gewiſſe Sätze vortragen und Folgerungen daraus herleiten, welche aus dieſer Bedeutung des Worts richtig und deutlich abgeleitet ſind; dennoch kann ein Anderer, der dieſe Merkmale nicht in den Begriff leget, nie gezwungen werden, jene anzunehmen, und ſich von ihrer Wahrheit zu überzeugen.

§. 16.

Dieſes iſt eine natürliche und faſt unvermeidliche Unvollkommenheit, welche Jeder faſt an allen Worten der Subſtanzen in jeder Sprache entdecken wird, wenn er von den verwirrten und loſen Begriffen zu ſtrengeren Unterſuchungen übergehet; und er wird dann überzeugt werden, wie zweifelhaft und dunkel auch die Bedeutung derjenigen Worte iſt, welche in dem gemeinen Gebrauche ſehr klar und beſtimmt ſcheinen. In einer Geſellſchaft von gelehrten und ſcharfſinnigen Naturforſchern, wo ich zugegen war, wurde die Frage aufgeworfen: ob irgend ein Saft (liquor) durch die Nervenfaſern dringen könne? Nachdem der Streit eine ziemliche Zeit gedauert hatte, und eine Menge Gründe für und wider zur Sprache gekommen waren, äuſserte ich den Wunſch: man möchte den Streit einſtellen, und zuvor die Be-

 deu-

deutung des Worts Saft unterſuchen und feſt-ſetzen; denn mir pflegte ſich immer bei allen Streitigkeiten der Verdacht aufzudringen, als hätten ſie mehr die Bedeutung der Worte, als abweichende Begriffe von den Dingen zum Grunde. Dieſer Vorſchlag erregte zuerſt allgemeines Erſtaunen, und wären dieſe Männer weniger Denker geweſen, er wäre als ſinnlos und ungereimt verworfen worden. Jedermann bildete ſich ein, das Wort genugſam zu verſtehen; und in der That iſt es auch keines von den verwickeltſten. Unterdeſſen lieſsen ſie ſich doch den Vorſchlag endlich gefallen, und die Unterſuchung wies aus, daſs die Bedeutung dieſes Wortes nicht ſo gewiſs und beſtimmt war, als ſie ſich eingebildet hatten, und daſs Jeder einen verſchiedenen zuſammengeſetzten Begriff damit verbunden hatte. Nun ſahen ſie ein, daſs der Hauptpunkt ihres Streits nur auf der Bedeutung eines Worts beruhete. Sie waren faſt völlig einverſtanden, daſs eine gewiſſe feine flüſſige Materie durch die Nerven dringe, nur konnten ſie ſich nicht darin vereinigen, ob dieſe ein Saft (Liquor) oder nicht zu nennen ſey.

§. 17.

Ich werde an einem andern Orte Gelegenheit zu der Bemerkung finden, daſs dieſes meiſtentheils in den hitzigſten Streitigkeiten der

der Fall ist. Wir wollen hier nur noch etwas bei dem Worte Gold stehen bleiben, um zu zeigen, wie schwer eine scharfe Bestimmung seiner Bedeutung ist. Ich setze als einverstanden voraus, dass darunter ein Körper von einer gewissen gelben glänzenden Farbe verstanden wird — der erste Begriff, den Kinder mit diesem Worte verbinden. Andere entdekken ausser der Farbe auch die Schmelzbarkeit als Eigenschaft dieser Materie, und setzen daraus ihren Begriff von Gold zusammen. Hierdurch werden also alle Substanzen, welche die glänzende gelbe Farbe besitzen, und die das Feuer zum Schmelzen bringt, unter diesen Artnamen zusammengefasst, und alle diejenigen ausgeschlossen, welche das Feuer in Asche verwandelt. Ein anderer setzt aus demselben Grunde das Gewicht hinzu, und hält den vorigen Begriff für unvollständig. So gehet es mit allen übrigen Eigenschaften. Und niemand kann einen Grund angeben, warum einige von diesen in der Natur unzertrennlichen Eigenschaften als wesentliche in den Begriff aufgenommen und andere davon ausgeschlossen werden, warum z. B. die Auflösbarkeit in Goldwasser nicht eben so gut als die Schmelzbarkeit diese Art Körper bestimmen soll; denn eine ist so unzertrennlich vom Golde als die andere, und beide sind nichts als Verhältnisse zu andern Körpern, welche mit verschiedenen

Kräften auf das Gold wirken. Oder aus welchem Rechte käme die Schmelzbarkeit dazu, einen Theil des Wesens, die Auflösbarkeit hingegen nur eine eigenthümliche Beschaffenheit des Goldes zu bedeuten? Warum soll die Farbe zum Wesen, die Schlagbarkeit zu den eigenthümlichen Beschaffenheiten gehören? Ich denke hierüber so. Alle diese Merkmale sind nur eigenthümliche, von dem realen Wesen abhängige Bestimmungen, und entweder leidende oder thätige Vermögen in Beziehung auf andere Körper. Es ist also kein Grund vorhanden, die Bedeutung dieses Worts auf den Inbegriff dieser oder jener Merkmale einzuschränken, und sie muss daher nothwendig ungewiss bleiben. Denn verschiedene Menschen beobachten auch verschiedene eigene Merkmale an einer Substanz; aber keiner dürfte sie wohl alle entdecken.

§. 18.

Resultate.

Aus dem Gesagten läst sich leicht eine der obigen Bemerkungen ableiten, nehmlich: dass, und aus welchen Gründen, die Worte für einfache Vorstellungen am wenigsten Missverständnissen ausgesetzt sind. Sie bezeichnen nehmlich nur einzelne Vorstellungen, welche leichter gefasst und treuer be-

behalten werden können, als zusammengesetzte. Daher sind diese Worte von keiner solchen ungewissen Bedeutung, als gewöhnlich den Worten für Substanzen und gemischte Bestimmungen anhängt, da man sich bei denselben über die bestimmte Zahl von einfachen Vorstellungen, welche ihren Inhalt ausmachen sollen, nicht leicht vereinigen kann, und das Ganze schwerer zu behalten ist. Dann werden sie auch auf kein anderes Wesen, als die Vorstellung, bezogen, welche ihre unmittelbare Bedeutung ist; diese Beziehung macht aber die Bedeutung der substanziellen Worte so verwickelt. Wenn die Worte nicht verkehrt und absichtlich zu Selbsttäuschungen gebraucht werden, so verkennet nicht leicht jemand in einer ihm bekannten Sprache den Gebrauch und die Bedeutung der Worte für einfache Vorstellungen, z. B. weiss, süss, gelb, bitter; ihr Sinn ist so einleuchtend, dass man ihn entweder sogleich vollkommen fasst, oder sich bewusst wird, ihn nicht zu verstehen.

§. 19.

Nach derselben Regel ist die Bedeutung der einfachen Bestimmungen nächst den einfachen Vorstellungen am wenigsten zweifelhaft und ungewiss. Vorzüglich gilt das von den Bestimmungen der

Figur und der Zahl, deren Begriffe ausserordentlich klar und deutlich sind. Wer hat wohl je den Sinn von sieben und einem Triangel missverstanden, wenn er nur die Worte verstand? Ueberhaupt sind die Worte der weniger zusammengesetzten Begriffe in der Regel auch weniger zweifelhaft.

§. 20.

Die Worte der nicht sehr zusammengesetzten gemischten Bestimmungen sind daher gewöhnlich nicht sehr unbestimmt; hingegen ist die Bedeutung derer, welche sehr zusammengesetzte bezeichnen, in der Regel sehr schwankend und zweifelhaft. Aber noch weit unvollkommner sind die Worte für Substanzen, vorzüglich in ihrem philosophischen Gebrauche.

§. 21.

In wiefern diese Unvollkommenheit den Worten beigelegt wird.

Da die Unvollkommenheit der Worte für Substanzen grösstentheils von dem Mangel unserer Erkenntniss und von dem Unvermögen, das innere Wesen der Substanzen zu ergründen, herrührt, so wird es wahrscheinlich befremden: warum ich sie doch mehr den Worten, als dem Verstande beimesse. Dieser

ser Einwurf scheint so gerecht zu seyn, dass ich nothwendig mein Verfahren rechtfertigen muss. Ich gestehe also, dass, als ich dieses Werk begann, und auch nachher noch, die Betrachtung der Worte ganz und gar nicht für meinen Zweck nothwendig erachtete. Als ich aber von den einfachen Vorstellungen und ihrer Zusammensetzung gehandelt hatte, und im Begriff war, den Umfang und die Gewissheit unserer Erkenntniss zu untersuchen, so entdeckte sich der enge Zusammenhang zwischen der Erkenntniss und den Worten, und dass sich über jene kaum etwas Bestimmtes sagen lasse, wenn man nicht vorher über den Werth und Bedeutung der letztern richtig nachgedacht habe. Die Erkenntniss hat die Wahrheit zum Gegenstande und immer mit Sätzen zu thun; und wenn sie sich auch auf Dinge beziehet, so geschiehet es doch meistentheils vermittelst der Worte. Diese können daher kaum von unserer Erkenntniss getrennt werden; zum wenigsten treten sie so sehr in die Mitte zwischen unsern Verstand und der Wahrheit, die man erkennen will, dass ihre Dunkelheit und fehlerhafte Beschaffenheit nicht selten, wie bei den Gesichtsempfindungen das Medium, das Auge des Verstandes umnebelt und berückt. Wenn wir erwägen, welchen grossen Antheil die Worte und ihre unsichere Bedeutung an den Täuschungen und Missverständnissen in Begriffen

und

und Streitigkeiten haben, so müssen wir darin kein geringes Hindernifs für den Fortgang der Erkenntnifs finden, und uns um so sorgfältiger davor warnen lassen, da die Menschen, anstatt dieses Hindernifs mit allen nachtheiligen Folgen zu beachten, vielmehr auf Künste gedacht haben, es noch zu vermehren, und diese Künste sogar den Ruhm der Gelehrsamkeit und des Scharfsinnes davon getragen haben. (S. 10. Kapitel. §. 7—13.) Wenn die Unvollkommenheiten der Sprache, als eines Erkenntnifsmittels, reiflicher erwogen würden, so dürfte wohl, wie ich denke, ein grofser Theil von Streitigkeiten, welche in der Welt so viel Geräusch machen, von selbst aufhören, und der Weg zur Erkenntnifs, vielleicht auch zum Frieden, grofsentheils geebneter seyn.

§. 22.

Folgen daraus für die Erklärung alter Schriftsteller.

So viel ist wohl gewifs, dafs Menschen von einer Sprache und aus einem Lande schon unvermeidliche Schwierigkeiten finden müssen, die bestimmte Bedeutung der Worte ihrer Sprache zu finden, da diese so sehr von dem Denken, Gesichtspunkt und Begriffen des Sprechenden oder Schreibenden abhängt. Einen augenscheinlichen Beweis davon liefern die grie-

griechischen Schriftsteller. Wenn man sie durchlieſt, so findet man zwar durchgehend dieselben Worte, aber bei jedem eine andere Sprache. Wenn aber zu diesen in der Natur gegründeten Schwierigkeiten einer jeden Landessprache noch die Verschiedenheit des Landes und die Entfernung des Zeitalters kommt, worin die Sprechenden und Schreibenden ganz andere Sinnesarten, Begriffe, Gewohnheiten, Ausschmückungen und Wendungen der Sprache hatten, so würde die Kenntniſs dieser uns jetzt unbekannten Umstände, die so groſsen Einfluſs auf die Bedeutung der Worte haben, sehr wohlthätig bei Erklärung der alten Schriften werden, welche, ungeachtet ihr richtiges Verständniſs uns so sehr interessirt, dennoch allen unvermeidlichen Schwierigkeiten der Sprache unterworfen sind. Keine Sprache kann, wenn man nicht alle Ausdrücke entwickelt, den Sinn und den Zweck des Sprechenden dem Zuhörer offenbaren, ohne einigen Grad von Zweifel und Ungewiſsheit zurückzulassen, die Worte für die einfachen Vorstellungen und die gewöhnlichen Dinge des Lebens etwa ausgenommen. Diese Schwierigkeit ist am bedeutendsten bei Abhandlungen von so wichtigem Interesse, als Religion, Moralität und Gesetze sind.

§. 23.

§. 23.

Die Werke der Erklärer des alten und neuen Teſtaments ſind die ſprechendſten Beweiſe davon. Alles, was der Text enthält, iſt untrüglich wahr; und doch kann, ja muſs der Leſer oft in der Erklärung deſſelben irren. Und es iſt um ſo weniger befremdend, daſs der Wille Gottes, in Worte eingekleidet, eben den Zweifeln und der Ungewiſsheit unterworfen iſt, welche von jeder Sprache unzertrennlich iſt, da ſein Sohn in Menſchengeſtalt allen Schwachheiten und Ungemach der menſchlichen Natur, die Sünde ausgenommen, ausgeſetzt war. Wir ſollten vielmehr ſeine Güte preiſen, daſs er ſo leſerliche Züge ſeiner Werke und Vorſehung vor der ganzen Welt aufgeſtellt hat, und jedem Menſchen ſo viel Licht der Vernunft gegeben hat, daſs auch diejenigen, zu denen ſein geſchriebenes Wort nie kam, ſich ſowohl von dem Daſeyn Gottes, als von den Pflichten gegen ihn überzeugen können, wenn ſie ernſtlich darnach forſchen. Weil nun die Vorſchriften der natürlichen Religion ſo klar, ſo allgemein verſtändlich und ſo wenig ſtrittig; die geoffenbarten Wahrheiten hingegen, welche uns durch die Schriftſprache mitgetheilt werden, allen natürlichen Unvollkommenheiten der Dunkelheit und Ungewiſsheit unterworfen ſind, welche Worten ge-

gewöhnlich anhängt, ſo möchte es uns vielleicht nicht übel anſtehen, wenn wir in Beobachtung der erſtern mehrern Ernſt und Eifer bewieſen und mit weniger Dünkel und Herrſchſucht unſern eignen Sinn in die letztern hineintrügen.

Zehntes Kapitel.

Miſsbrauch der Worte.

§. 1.

Auſser der natürlichen Unvollkommenheit, der beinahe unvermeidlichen Dunkelheit und Verwirrung in dem Gebrauche der Sprache, machen ſich die Menſchen noch mancher vorſätzlichen Fehler und mancher Nachläſſigkeit ſchuldig, wodurch die Bedeutung der Gedankenzeichen noch dunkler und undeutlicher wird, als ſie ihrer Natur nach ſeyn könnte.

§. 2.

Gebrauch der Worte ohne alle oder ohne bestimmte Bedeutung.

Der erste und auffallendste Missbrauch ist der Gebrauch der Worte ohne klare und bestimmte Vorstellungen, oder was noch schlimmer ist, ohne alle Bedeutung. Er ist aber von zweierlei Art.

1) Es giebt in jeder Sprache gewisse Worte, welche, wenn man ihrem Ursprung und ihrem eigentlichen Gebrauch nachforschet, keinen klaren und bestimmten Sinn hatten. Meistentheils sind diese durch verschiedene Secten in der Religion und Philosophie eingeführt worden. Ihre Stifter und Verbreiter unterlassen selten, neue und zwar solche Worte zu prägen, welche man nach genauerer Untersuchung mit Recht bieutungslose Ausdrükke nennen kann, theils aus Hang nach dem Sonderbaren und Ausgezeichneten, theils um darauf sonderbare Meinungen zu gründen, theils um die Schwächen ihrer Hypothesen zu verbergen. Sie knüpften entweder an diese Worte ihrer Erfindung eine unbestimmte Zahl von Vorstellungen, oder wenigstens solche, welche nach näherer Untersuchung unzusammenhängend befunden werden müssen. Diese Wor-

Worte bleiben nachher in dem gemeinen Gebrauch derselben Partie nur leere wenig bedeutende Töne, zumal bei denjenigen, welche nichts anders zu thun haben, als sie in der Eigenschaft unterscheidender Merkmale ihrer Kirche oder Secte beständig im Munde zu führen, ohne über ihren bestimmten Inhalt mühsam nachzudenken. Beispiele davon zu sammlen ist unnöthig; Lectüre und Umgang bieten sie Jedem in Menge dar; und wer will, kann bei den Scholastikern und Metaphysikern (worunter auch die streitsüchtigen Natur und Moralphilosophen dieser Zeit gehören) welche die gröfsten Meister in dieser Wortmünzerei sind, noch einen gröfsern Vorrath finden.

§. 3.

2) Andere treiben diesen Mifsbrauch noch weiter, indem sie nicht nur wenig darauf achten, ob sie Worte in das Gedächtnifs fassen, mit denen gleich anfänglich kaum eine deutliche Vorstellung verbunden war, sondern auch mit unverzeihlicher Nachlässigkeit, solche Worte, an die der Sprachgebrauch wichtige Begriffe geknüpft hat, gewöhnlich ohne Sinn gebrauchen. W e i s h e i t, R u h m, G n a d e sind Worte, die man von allen Seiten hört; wenn man aber nach dem Sinn derselben fragen sollte, so würden gewifs nur wenige et-

was darauf zu antworten wissen, ein Beweis, dass sie mit diesen gelernten und so geläufigen Lauten doch keinen deutlichen mittheilbaren Begriff in ihrem Verstande verbunden haben.

§. 4.

Veranlassung zu diesem Missbrauch.

Die Menschen werden von Jugend auf gewöhnt, Worte zu lernen und zu behalten, ehe sie die daran geknüpften Vorstellungen kennen oder selbst gebildet haben. Dieses setzen sie ihr ganzes Leben hindurch fort, gebrauchen Worte für ihre schwankenden und verwirrten Vorstellungen ohne weitere mühsame Bestimmung, und es ist ihnen genug, wenn sie dieselben Worte aussprechen, deren sich andere bedienen, gleich als wenn der Laut nothwendig und unveränderlich denselben Sinn herbeiführte. Zwar behelfen sie sich damit in den gewöhnlichen Angelegenheiten, wo sie das Bedürfniss fühlen, verstanden zu werden, und sie bedienen sich derselben Zeichen, so lange als sie den Zweck erreichen; allein, wenn sie über ihre eigenen Meinungen oder Vortheile räsonniren, so wird ihre Rede eben deswegen mit einem leeren und unverständlichen Wortschwall angefüllt, vorzüglich

lich in moralischen Materien, wo die Worte gröfstentheils willkührliche und sehr zusammengesetzten Begriffe bedeuten, für welche die Natur kein unveränderliches Object darbietet, dafs man gewöhnlich nur an die blofsen Sprachzeichen denket, oder doch nur dunkle, schwankende Begriffe daran bindet. Die Menschen entlehnen die Worte, die sie bei ihren Nachbarn im Umlaufe finden, und gebrauchen sie keck ohne mühsames Nachdenken über ihren Sinn, um nicht den Schein zu geben, als wüfsten sie denselben nicht. Hierdurch erhalten sie auſſer der Bequemlichkeit noch den Vortheil, dafs, so wie sie in ihren Räsonnement selten Recht haben, sie eben so wenig von dem Gegentheil überführt werden können. Denn Menschen, die keine festen Begriffe haben, aus Irrthümern herausreifsen wollen, und Landläufer aus ihrem Wohnsitze verjagen, ist eins.

§. 5.

Veränderlicher Gebrauch der Worte.

II. Ein anderer bedeutender Misbrauch der Worte ist die Veränderlichkeit in dem Gebrauche derselben. Es wird nicht leicht eine Schrift geben, vorzüglich wenn sie polemisch ist, worinn man nicht nach auf-

merksamer Durchlesung finden sollte, dass dieselben Worte (meistentheils die wichtigsten auf denen die ganze Sache beruht) verschiedene Begriffe bezeichnen. Dies ist aber ein Missbrauch im eigentlichen Sinne. Denn wenn die Worte Zeichen meiner Vorstellungen seyn sollen, um sie andern zu offenbaren, und das nicht durch ihre natürliche Bedeutung sondern durch willkührliche Verbindung, so ist es ein Missbrauch und Betrug, wenn ich durch sie bald diese bald jene Sache ausdrücke. Wer es willentlich thut; der macht sich einer grossen Thorheit oder einer noch grössern Unredlichkeit schuldig. Es wäre zum wenigsten ein eben so unredliches Betragen, als wenn einer in seinen Rechnungen mit andern ein Zahlzeichen bald für diese bald für jene Zahl setzen wollte. Wenn einer in Geschäften die 8 bald für 7 bald für 9 gebrauchte, wie es sein Vortheil verlangte, so würde er sich bald einen von den zwei verhassteften Namen zuziehen, und niemand würde gerne mit ihm zu thun haben wollen. Gleichwohl gilt dasselbe Verfahren in gelehrten Abhandlungen und Streitigkeiten für Witz und Gelehrsamkeit; allein mir scheint es unmoralischer und ein grösserer Betrug zu seyn, als wenn man die Zahlen in einer Schuldrechnung absichtlich aus ihrer Stelle verrückt, weil die Wahrheit von grössern Werth und Interesse, als das Geld ist.

§. 6.

§. 6.

Abſichtlich geſuchte Dunkelheit.

III. Ein anderer Miſsbrauch iſt die ab-ſichtliche Dunkelheit theils durch den Gebrauch alter Worte in einer neuen ungewöhnlichen Bedeutung, theils durch die Einführung neuer zweideutiger Ausdrücke ohne weitere Erklärung, theils endlich durch eine ſolche Wortverbindung, daſs die gewöhnliche Bedeutung verdunkelt wird. Die peripatetiſche Schule hat ſich von dieſer Seite am meiſten ausgezeichnet, doch ſind die andern philoſophiſchen Secten auch nicht ganz rein davon geblieben. Ihre Syſteme ſind faſt alle mit Schwierigkeiten verwickelt; ſie ſuchten dieſe durch dunkle Ausdrücke und durch Verwirrung der Bedeutungen der Worte zu verdecken, und dadurch die Augen anderer Menſchen in Nebel zu hüllen, hinter welchem man ihre Blöſsen nicht entdecken ſollte. Es koſtet nicht viel Nachdenken, um einzuſehen, daſs die Ausdrücke Körper und Ausdehnung zwei verſchiedene Begriffe bezeichnen. Denn hätten ſie einerlei Sinn, ſo müſste die Wortverbindung, der Körper einer Ausdehnung eben ſo ſchiklich und verſtändlich als folgende: die Ausdehnung eines Körpers, ſeyn. Gleichwohl giebt es Leute, welche ein Intereſſe darin finden, beide Bedeutun-

gen zu vermengen. Die Logik nebst andern Wissenschaften hat durch ihre Behandlung in den Schulen diesem Mißbrauch und dem Unwesen, die Bedeutungen der Worte zu verwirren, Ansehen verschaft; die natürliche Unvollkommenheit der Sprachen ist durch die bewunderte Disputirkunst vermehrt worden. Denn sie läßt sich nicht nur dazu brauchen, den Sinn der Worte zu verwirren, sondern sie giebt auch mehr dazu, als zur Erkenntniß der Wahrheit, Anleitung. Wenn man daher einen Blick in diese Art Schriften thut, so findet man die Worte weit dunkler, ungewisser und unbestimmter, als in dem gemeinen Leben.

§. 7.

Die Logik und Disputirkunst trägt viel zu diesem Mißbrauche bei.

Dieses wird allezeit das unvermeidliche Schicksal seyn, wo menschliches Wissen nach der Geschicklichkeit im Disputieren geschätzt wird. Und wenn diese Eroberungen, welche größtentheils von Subtilität und Spitzfindigkeit der Worte abhängen, Ruhm und Ehre begleiten, so darf man sich nicht wundern, wenn ein solcher Gebrauch des Verstandes die Bedeutung der Worte so verwirret, verwickelt und

und auf die Spitze ſtellt, daſs man immer etwas zu ſagen ſindet, man mag einen Satz vertheidigen oder beſtreiten, indem der Sieg nicht dem, der die Wahrheit auf ſeiner Seite hat, ſondern dem, der das letzte Wort im Streite behält, zuerkannt wird.

§. 8.

Dieſe unnütze und, wie mir ſcheint, jedem Wege zur Erkenntniſs gerade entgegengeſetzte Kunſt hat gleichwohl bisher den ehrenvollen Beinamen des Scharfſinnes, den Beifall der Schulen und die Aufmunterung eines groſsen Theils der Gelehrten zu erwerben gewuſst. Doch dies iſt nichts Unerwartetes. Denn die alten Philoſophen, (ich meyne die ſtreitſüchtigen, welche Lucian mit eben ſo viel Witz und Spott, als Gründlichkeit geiſselt) und die neuen Scholaſtiker ſuchten durch ihre groſse und allumfaſſende Wiſſenſchaft, die ſich eher vorſpiegeln als wirklich erwerben läſst, nur Ehre und Ruhm zu gewinnen, und fanden in jener Kunſt ein gutes Mittel, unter ein ſonderbares und undurchdringliches Gewebe von verwickelten Worten ihre Unwiſſenheit zu verſtecken, und durch unverſtändliche Ausdrücke, die je weniger man ſie verſtand, deſto mehr Bewunderung fanden, Aufſehen bei andern zu erregen. Indeſſen zeigt die Geſchichte, daſs

diese tiefsinnigen Wisser weder weiser noch nützlicher als ihre Nebenmenschen waren, und um das menschliche Leben und die Gesellschaft, in der sie lebten, sich nur wenig Verdienst erwarben. Oder sollte man die Erfindung neuer Worte, die auf keine neue Gegenstände des Denkens hinweisen, die Verwirrung und Verdunkelung der Bedeutung alter, und die Verbreitung des Zweifels und der Streitsucht über alle Gegenstände für etwas der Menschheit Vortheilhaftes, der Empfehlung und der Belohnung Würdiges halten?

§. 9.

Denn nicht diesen gelehrten Streitern und alleswissenden Lehrern haben die Staaten Ruhe, Vertheidigung und Freiheit zu verdanken, sondern dem unscholastischen Staatsmann, und von ungelehrten, verachteten Handwerkern erhielten sie die Cultur nützlicher Künste. Unterdessen nahm doch in dem letzten Zeitalter diese kunstmäsige Unwissenheit und dieser gelehrte Wirrwarr durch das Interesse und die Ränke derjenigen so sehr überhand, welche auf keinem leichteren Wege den höchsten Gipfel ihres Ansehens und ihrer Herrschaft erreichen konnten, als wenn sie Geschäftsmännern und Unwissenden mit schweren Worten ein

Gai-

Gaukelſpiel vormachten, müſsige und denkende Köpfe in verwirrte Streitigkeiten über unverſtändliche Sätze verwickelten, und in dieſem Labyrinthe unaufhörlich verſtrickt erhielten. Ungereimte Lehren können überdem nicht anders als hinter der Schutzwehr einer Menge dunkler, zweifelhafter, unbeſtimmter Worte Eingang finden, und vertheidiget werden. Dieſe gelehrten Verſchanzungen geben jedoch mehr das Anſehen von einer Räuberhöle, als einer Veſtung für brave Krieger, und ſie ſind nicht ſowohl durch ihre natürliche Stärke, als durch eine undurchdringliche Hecke von Dornen und Geſträuch, die ſie von allen Seiten umgeben, unüberwindlich. Denn Unwahrheit iſt dem menſchlichen Verſtande nie willkommen, und die Unvernunft kann nur allein in der Dunkelheit Schutz finden.

§. 10.

Auf dieſe Art wurde dieſe gelehrte Unwiſſenheit und die Kunſt, ſelbſtdenkende Köpfe von der Erkenntniſs entfernt zu halten, in der Welt mehr verbreitet, und ſie verwirrte den Verſtand, während ſie vorgab, ihn aufzuklären. Denn wir ſehen, daſs gutdenkende, verſtändige Männer, ohne durch Erziehung und eigenes Talent dieſe Spitzfindigkeit erreicht zu haben, ſich verſtändlich gegen einander aus-

drücken, und eben darin eine Wohlthat der Sprache finden. Allein obgleich Ungelehrte die Worte weiſs und ſchwarz ſehr gut verſtehen, und damit zwei verſchiedene Vorſtellungen beſtändig verbinden, ſo fanden ſich doch Philoſophen, welche nach ihrem Scharfſinn und Einſicht beweiſen wollten, der Schnee ſey ſchwarz, d. i, Weiſs ſey Schwarz. Welcher Vortheil konnte dadurch erreicht werden, als das Hülfsmittel zum Denken, zur Unterhaltung, Belehrung und Geſelligkeit zu zernichten, durch übergroſse Kunſt und Subtilität die Bedeutung der Worte zu verwirren und die Sprache weniger brauchbar zu machen, als ſie es bei ihrer blos natürlichen Unvollkommenheit ſeyn könnte. Ein Vortheil, deſſen die Nichtgelehrten freilich entbehren müſſen.

§. 11.

Die Bildung des Verſtandes und das practiſche Leben gewinnt durch ſolche Gelehrte ungefähr eben ſo viel, als durch die Erfindung jenes Mannes, der, um die Ueberlegenheit ſeines Verſtandes über den gemeinen einfältigen Mann zu beweiſen, gelernt hatte, die Bedeutung der bekannten Schriftzüge zu verändern, und zu nicht geringer Bewunderung und Erbauung ſeiner Leſer A für B, D für E zu ſetzen. Dieſe Verwechſelung iſt ſo ſinnlos, als der Gebrauch

brauch eines Worts, an welches eine beſtimmte Vorſtellung geknüpft iſt, z. B. Weiſs, für eine andere oder die entgegengeſetzte.

§. 12.

Dieſes Unweſen blieb nicht bei logiſchen Subtilitäten und leeren Speculationen ſtehen; es hat ſich über alles verbreitet, was die Menſchheit intereſſirt, die Wahrheiten der Rechtswiſſenſchaft und Theologie verdunkelt, Verwirrung, Unordnung und Ungewiſsheit in die menſchlichen Angelegenheiten gebracht und die zwei groſsen Grundpfeiler des menſchlichen Lebens, Religion und Gerechtigkeit, wo nicht umgeſtürzt, doch gröſstentheils unbrauchbar gemacht. Welchen Gewinn haben die meiſten Erklärungen und Streitigkeiten über göttliche und menſchliche Geſetze der Welt gebracht, als ihren Sinn dunkler und verwickelter zu machen? Hatten die vervielfältigten haarſcharfen Unterſcheidungen und Spitzfindigkeiten einen andern Erfolg als Dunkelheit und Ungewiſsheit, wobei die Worte immer unverſtändlicher werden, der Leſer immer tiefer verwickelt wird? Kommt es nicht daher, daſs die Fürſten, wenn ſie an ihre Diener ſchreiben, oder mit ihnen ſprechen, oder etwas gewöhnliches befehlen, leicht verſtanden werden, aber nicht, wenn ſie in Geſetzen zu ihrem Volke ſprechen? Und

iſt

ist es nicht ein gewöhnlicher Fall, daſs ein Mann von gewöhnlichem Verstande eine Schriftstelle oder ein Gesetz richtig versteht, bis er einen Ausleger oder einen Gerichtshof zu Rathe zieht, welche, während sie die Stellen erklären, die Worte entweder nach Belieben deuten, oder gar alles Sinnes berauben?

§. 13.

Ich will hier nicht untersuchen, ob diese Stände der Gelehrten etwa ein Nebeninteresse dabei hatten, sondern ich bitte nur, zu beherzigen, ob es nicht für Menschen, deren Interesse darauf beruhet, die Dinge zu erkennen wie sie sind, zu thun, was sie thun sollen und nicht ihr Leben in thatenlosen Gerede zu verschwenden oder mit den Worten wie mit einem Balle zu spielen, ich sage, ob es nicht für diese Menschen gut wäre, wenn der Gebrauch der Worte an Bestimmtheit und Deutlichkeit gewönne, wenn die Sprache, deren Zweck Beförderung der Erkenntniſs und Geselligkeit ist, nicht dazu angewendet würde, die Wahrheit zu verdunkeln, die Menschenrechte umzustürzen, Religion und Moralität zu umnebeln und dem Lichte des Verstandes zu entrücken; ob nicht wenigstens, wenn so etwas geschähe, es mit dem Titel der Gelehrsamkeit und Einsicht nicht gestempelt werden sollte?

§. 14.

§. 14.

Es ist ein Misbrauch, wenn man die Worte für die Dinge selbst nimmt.

IV. Ein anderer grosser Misbrauch bestehet darin, dass man die Worte für die Dinge nimmt; und er kann in einem gewissen Grade bei allen, vorzüglich aber doch bei den substanziellen Worten, vorkommen. Diejenigen Menschen begehen ihn am leichtesten, welche ihre Gedanken auf ein System einschränken, und einen zu starken Glauben an die Vollkommenheit irgend einer angenommenen Hypothese haben, wodurch leicht die Ueberredung entsteht, als entsprächen die Kunstworte einer Secte der Natur der Dinge als hätten sie objective Realität. Ist wohl einer in der peripatetischen Philosophie aufgewachsen, der nicht die zehen Worte, unter welche die zehn Prädicamente geordnet sind, für Etwas der Natur der Dinge vollkommen entsprechendes halten sollte? Wer gehört zu dieser Schule, ohne mit inniger Ueberzeugung die substanziellen Formen, die vegetative Seele, den Abscheu vor dem Leeren und die species intentionales für etwas Reales zu halten? Sie lernten diese Worte bei ihrer ersten Beschäftigung mit den Wissenschaften, sahen, welches Gewicht ihre Lehrer und Systeme darauf legten, und konn-

konnten daher ſich nicht von der Meinung losmachen, als ſtellten ſie etwas objectiv Reales dar. Die Platoniker haben ihre Weltſeele, die Epikuräer ihre Atomen mit dem Streben nach Bewegung. Kurz, faſt jede Secte der Philoſophie hat eine eigne Reihe von Ausdrükken, welche für andere unverſtändlich ſind. Dieſe unverſtändliche Kunſtſprache, welche bei der Schwäche des menſchlichen Verſtandes ſehr brauchbar iſt, Unwiſſenheit und Irrthum zu bemänteln, erhält dennoch in derſelben Secte durch den allgemeinen Gebrauch das Anſehen von der gröſsten Wichtigkeit und Bedeutung.

§. 15.

Ein aufmerkſamer Leſer philoſophiſcher Schriften wird genug Stoff zu der Bemerkung finden, wie ſehr die Worte, wenn ſie für objective Realitäten genommen werden, den Verſtand irre führen können. Beiſpiele davon geben ſehr gemeine Worte, die nicht den geringſten Verdacht deswegen erwecken. Wie viele Streitigkeiten hat nicht die M a t e r i e veranlaſst, als wäre ſie eben ſo ein reales von Körpern verſchiedenes Ding, als jenes Wort einen von Körpern verſchiedenen Begriff bezeichnet. Daſs beide Begriffe verſchieden ſind, iſt klar, denn ſonſt müſste jeder in allen Fällen an des andern Stelle können geſetzt werden. Allein man kann wohl-

wohl ſagen: alle Körper beſtehen aus einer Materie, ein Körper iſt gröſser als der andere, aber nicht, alle Materie beſteht aus einem Körper, eine Materie iſt gröſser, als die andere. Woher kommt dieſes? Materie und Körper ſind nicht real verſchieden, ſondern wo das eine iſt, da iſt auch das andere; aber gleichwohl werden durch dieſe Worte zwei verſchiedene Begriffe ausgedrückt, wovon der eine unvollſtändig und nur ein Beſtandtheil des andern iſt. Denn Körper bedeutet eine dichte ausgedehnte Subſtanz, unter einer gewiſſen Form, Materie hingegen ſcheint mir eine dunklere Theilvorſtellung für die Dichtheit und Subſtanz des Körpers, abgeſondert von der Figur und Ausdehnung, zu ſeyn. Daher ſpricht man von der Materie immer als einer, weil dieſes Wort in Wahrheit nichts als die Vorſtellung von einer dichten Subſtanz enthält, welche in jedem Raume einerlei und einartig iſt. Man denkt ſich eben ſo wenig verſchiedene Materien in der Welt, als verſchiedene Arten der Dichtheit, aber wohl verſchiedene Körper, weil Figur und Ausdehnung vieler Modifikationen fähig ſind. Da aber Dichtheit ohne Ausdehnung und Figur nicht exiſtiren kann, ſo muſste die Annahme eines realen Dinges, welches durch das Wort Materie angedeutet würde, nothwendig die dunkeln unverſtändlichen Er-

Erörterungen und Streitigkeiten veranlassen, welche wir in den Schriften der Philosophen über die erste Materie finden. Ich will hier nicht untersuchen, in wiefern dieser Missbrauch bei mehreren allgemeinen Ausdrücken angetroffen wird: allein das darf ich wohl behaupten, dass es weit weniger Streitigkeiten in der Welt geben würde, wenn man die Worte nur für das, was sie sind, für Zeichen unserer Vorstellungen und nicht der Dinge selbst, nähme. Denn wenn die Materie nichts als ein Object unsers Denkens ist, so denken wir blofs über den in diesem Wortzeichen ausgedrückten Begriff, er mag einem real existirenden Dinge vollständig entsprechen oder nicht. Und wenn allezeit die Begriffe bestimmt würden, welche durch Worte ausgedrückt werden sollen, so würde man bei Erforschung und Behauptung der Wahrheit weniger Dunkelheit und Streit bemerken, als jetzt wirklich der Fall ist.

§. 16.

Ausser andern Nachtheilen, mufs dieser Missbrauch, wenn er zur Gewohnheit wird, die Menschen nothwendig in Begriffe hineinzaubern, welche sich von der Wahrheit der Dinge sehr weit entfernen. Es würde gewiss Schwierigkeit haben, einem die Ueberzeugung beizubringen, dass die Worte, welche sein Vater, Schul-

Schulmeifter, Prediger oder ein anderer geehrter Lehrer gebrauchte, nichts Reales bedeuten. Hierin liegt vielleicht keine unbedeutende Urfache, warum die Menfchen felbft bei philofophifchen Meinungen, wobei kein anderes Intereffe al Wahrheit ftatt findet, fo ungerne ihre Irrthümer aufgeben. Denn da die Worte, in welche fie eingekleidet waren, fich in dem Gedächtnifs feftgefetzt haben, fo darf man fich nicht wundern, wenn die daran geknüpften falfchen Begriffe unbeweglich find.

§. 17.

Es ift ein Mifsbrauch, wenn man fie zum Zeichen deffen macht, was fie nicht bezeichnen können.

V. Ein anderer Mifsbrauch der Worte befteht darin, wenn man fie an die Stelle der Dinge fetzt, welche fie gar nicht bezeichnen, oder nicht bezeichnen können. Wenn wir die allgemeinen Worte der Subftanzen, deren Nominalwefen uns nur allein bekannt ift, in Urtheile faffen, und von ihnen etwas bejahen oder verneinen, fo fetzt man gewöhnlich ftillfchweigend voraus, dafs nun die Rede von dem realen Wefen einer Art Subftanzen fey. Wenn ein Menfch fagt: Gold läfst fich durch das

Schlagen dehnen, so will er das nicht von dem, was er Gold nennt, verstanden wissen, ob es gleich der einzige mögliche Sinn des Satzes ist, sondern er meint damit etwas mehreres, nehmlich: Gold, d. h. dasjenige, was das reale Wesen des Goldes hat, ist dehnbar, welches so viel bedeutet, als die Dehnbarkeit ist von dem realen Wesen des Goldes abhängig und unzertrennlich. Allein da er das reale Wesen des Goldes nicht erkannt hat, so kann auch das Prädicat Dehnbarkeit nicht mit diesem, sondern nur mit dem Worte, welches an jenes Stelle gesetzt ist, verbunden seyn. — Wenn man sagt: ein vernünftiges Thier sey eine bessere Definition von dem Menschen, als die: ein zweifüſsiges, unbefiedertes Thier mit breiten Nägeln, so setzt man offenbar voraus, daſs das Wort Mensch in diesem Fall das reale Wesen einer Gattung bedeute, und man will damit sagen, daſs das reale Wesen durch die erstere Definition besser, als durch die zweite beschrieben werde. Denn warum hätte nicht Plato mit eben dem Recht das Wort *ανθρωπος* zum Zeichen seines zusammengesetzten Begriffs von einem durch eine gewisse Gestalt und andere äuſsere Merkmale von andern unterschiedenen Körper machen können, als Aristoteles damit einen Begriff bezeichnete, der aus den Merkmalen Körper und Vernunft zusammengesetzt war,

war, wenn man nicht vorausſetzte, das Wort bedeute etwas anders, als was es bedeutet, und es vertrete die Stelle eines andern Dinges, als desjenigen Begriffs, den Jemand nach ſeiner eigenen Erklärung damit anzeigen will.

§. 18.

Freilich würden die Worte der Subſtanzen von wichtigern Gebrauch, und die daraus gebildeten Sätze von gröſserer Gewiſsheit ſeyn, wenn das reale Weſen der Subſtanzen der Begriff des Verſtandes wäre, und durch jene Worte bezeichnet würde. Die Worte gewähren wegen dieſes Mangels ſo wenig Kenntniſs und Gewiſsheit in dem Räſonnement von Subſtanzen; und um dieſe Unvollkommenheit ſo viel als möglich zu entfernen, macht ſie der Verſtand durch eine dunkle Vorausſetzung zu Zeichen desjenigen Dinges, welches dieſes reale Weſen hat, als käme er demſelben dadurch näher. Die Worte M e n ſ c h oder G o l d bedeuten eigentlich nichts als einen zuſammengeſetzten Begriff von Eigenſchaften, welche in einer Art Subſtanzen vereiniget ſind. Dennoch gebraucht ſelten Jemand dieſe Worte ohne die Vorausſetzung, daſs ſie dasjenige Ding bezeichnen, welches das reale Weſen hat, von dem dieſe Eigenſchaften abhängen. Hierdurch wird aber die Unvollkommenheit dieſer Worte

ſo wenig vermindert, daſs ſie durch dieſen offenbaren Miſsbrauch nur noch mehr vermehret wird; denn was nicht in dem Begriffe enthalten iſt, kann auf keine Weiſe durch das Wort bezeichnet werden.

§. 19.

Daher die Vorſtellung, daſs nicht jede Veränderung in den Begriffen der Subſtanzen auch die Gattung und Art ändere.

Hieraus erhellet die Urſache, warum bei gemiſchten Beſtimmungen die Auslaſſung oder Veränderung eines Merkmals in dem zuſammengeſetzten Begriffe ein anderes Ding oder eine andere Art beſtimmt, wie in den Worten Todtſchlag, Mord, Meuchelmord einleuchtend iſt. Die Urſache liegt nehmlich darin, daſs dieſe Worte einen Begriff bezeichnen, welcher ſowohl das Wort als Sachweſen iſt, und daſs keine Beziehung auf ein anderes Weſen als dieſes hier ſtatt findet. Allein bei Subſtanzen iſt es nicht ſo. Wenn gleich einer in den Begriff Gold ein Merkmal aufnimmt, was der andere ausſchlieſst und umgekehrt, ſo glaubt doch in der Regel Niemand, daſs dadurch die Gattung oder Art verändert werde, weil man unvermerkt vorausſetzt, das Wort ſtehe in Beziehung und Verknüpfung mit einem realen unveränderlichen

We-

Wesen eines existirenden Dinges, von dem diese Eigenschaften abhängen. Wenn Einer zu seinem Begriff von Golde die Merkmale Feuerbeständigkeit und Aflösbarkeit in Goldwasser hinzusetzt, die er vorher nicht aufnahm, so glaubt er nicht eine andere Art von Ding sondern vielmehr durch den Zusatz eines neuern einfachen, mit den übrigen in der Natur verbundenen Merkmals, einen vollständigern Begriff erlanget zu haben. Allein diese Beziehung des Worts auf eine Sache, von der wir keine Vorstellung haben, hilft uns zu weiter nichts, als daſs sie uns nur mehr in Schwierigkeiten verwickelt. Denn das Wort Gold wird dadurch völlig bedeutungslos, wenn es für etwas gesetzt wird, wovon wir gar nicht die geringste Vorstellung haben, und es kann auf die Art gar nichts bedeuten, wenn dieser Körper selbst entfernt ist. Es ist ein sehr groſser Unterschied, ob das Gold dem Worte nach oder an sich zum Gegenstande der Betrachtung gemacht wird; ob man gleich das gewöhnlich für einerlei hält, und gerne das Ding dem Worte unterschiebt.

§. 20.

Die Ursache dieses Misbrauchs ist die falsche Voraussetzung, dass die Natur jederzeit regelmässig wirke.

Was die Menschen geneigt macht, blosse Worte an die Stelle des Realwesens der Gattungen zu setzen, ist, wie ich glaube, die schon erwähnte Hypothese, dass die Natur immer einförmig bei Hervorbringung der Dinge verfahre, und jeder Gattung und Art dadurch Grenzen setze, dass sie jedem Individuum, das wir einem generellen Namen unterordnen, dieselbe innere Natur gebe. Allein wer die verschiedenen Eigenschaften der Individuen einer Art beobachtet, kann sich schwerlich des Gedankens enthalten, dass sie in ihrer innern Natur eben so von einander abweichen, als Individuen verschiedener Arten. Gleichwohl macht die Voraussetzung, dass immer dieselbe innere Natur mit demselben specifischen Worte in Verbindung stehe, die Menschen geneigt, diese Worte für Repräsentanten des realen Wesens dieser Arten zu halten, ob sie gleich nichts anders als die zusammengesetzten Begriffe ihres Verstandes bezeichnen. Diese Art des Gebrauchs, da sie für etwas gesetzt werden, was sie nicht bedeuten können, verursacht in dem menschlichen

lichen Denken grofse Ungewifsheit, vorzüglich bei denen, welche fteif und feft an der Lehre von den fubftanziellen Formen hängen und glauben, dafs durch fie die verfchiedenen Arten der Dinge beftimmt und unterfchieden werden müffen.

§. 21.

Es ift unftreitig ein verkehrtes und ungereimtes Verfahren, die Worte für die Begriffe, die wir nicht haben oder welches eins ift, für das Wefen, das wir nicht kennen, zu gebrauchen, weil es den Erfolg hat, dafs es die Worte zu Zeichen von einem Nichts macht. Und doch gefchiehet es fehr häufig, wie einige aufmerkfame Beobachtung zeigt. Wenn ein Menfch, der etwa einen grofsen Affen oder eine menfchliche Mifsgeburt fiehet, fragt, ob das ein Menfch fey oder nicht, fo hat feine Frage offenbar nicht den Sinn: ob diefes Gefchöpf mit feinem Begriff von einem Menfchen übereinftimme, fondern ob es das reale Wefen der Art an fich habe, welches feiner Meinung nach in dem Wort Menfch enthalten ift. Diefer Gebrauch der Worte der Subftanzen beruhet auf zwei falfchen Voraussetzungen. 1) Dafs es ein gewiffes beftimmtes Wefen giebt, nach welchem die Natur alle einzelne Dinge bildet, und wonach fie in Arten und Gattun-

gen geordnet werden. Es leidet keinen Zweifel, dafs jedes Ding feine Natur hat, wodurch es ift, was es ift, und von welcher feine finnlichen Eigenfchaften abhängen; dagegen ift aber auch, wie ich glaube, erwiefen worden, dafs diefes nicht die Unterfcheidung der Arten, unter welche wir fie ordnen, noch die Grenzlinie ihrer Benennungen beftimmt. 2) Man fetzt alfo auch ftillfchweigend voraus, dafs wir diefes Wefen begreifen. Denn zu welchem Zweck diente fonft die Frage: ob diefes oder jenes Ding das Realwefen eines Menfchen habe? Und doch ift diefes durchaus falfch. Diefer Gebrauch der Worte, da man fie Begriffe bedeuten läfst, die uns fehlen, mufs nothwendig grofse Verwirrung in dem Denken verurfachen, und die Gedankenmittheilung durch fie erfchweren.

§. 22.

Auch die Vosausfetzung, als hätten die Worte eine gewiffe und evidente Bedeutung, ift ein Mifsbrauch.

VI. Ein noch allgemeinerer aber eben deswegen vielleicht weniger beobachteter Mifsbrauch beftehet darin, dafs die Menfchen, nachdem fie den Worten durch öftern Gebrauch gewiffe Vorftellungen einmal angehängt ha-

haben, so gerne glauben, die Verbindung zwischen den Worten und dieser Bedeutung sey so innig und nothwendig, dass ihr Sinn sogleich müsste verstanden werden, und dass man bei den überlieferten Worten stehen bleiben müsse, als wäre es ausser allem Zweifel gesetzt, dass in dem Gebrauch derselben die Sprechenden und Hörenden eben dieselben Vorstellungen im Bewusstseyn haben. Da sie sich nun einbilden, durch ein ausgesprochenes Wort auch den Gegenstand, wovon die Rede ist, andern gleichsam vor Augen dargestellt zu haben, und die Worte anderer ebenfalls so nehmen, als bedeuteten sie von Natur eben das, was sie mit demselben zu verknüpfen gewohnt sind, so geben sie sich keine Mühe, den Sinn ihrer und fremder Worte mit aller Schärfe zu erforschen oder zu bestimmen. Es entsteht daraus nur Lermen und Streit ohne Gewinn für die Wissenschaft und Belehrung, wenn die Menschen die Worte, die in Wahrheit nur willkührliche und wandelbare Zeichen ihrer eignen Vorstellungen sind, für feste bestimmte Zeichen allgemein eingestandener Begriffe ansehen. Gleichwohl befremdet es, wenn man in Unterredungen oder Disputationen, wo es oft schlechterdings nothwendig ist, nach dem Sinne der Ausdrücke fragt, da doch die tägliche Beobachtung des Räsonnements in solchen

Fällen es nur zu gewiſs macht, daſs ſelten zwei Menſchen ein Sprachzeichen für zuſammengeſetzte Begriffe mit einem und demſelben Begriff verbinden. Faſt jedes Wort bietet ſprechende Beiſpiele dar. Das Wort Leben iſt eines der gebräuchlichſten, und es könnte faſt beleidigend ſcheinen, wenn man einen um den Sinn deſſelben fragte. Wenn aber die Frage entſteht: ob die Pflanze, die in dem Saamen ſchon völlig gebildet dalieget, Leben habe; ob der Embryo in einem Ey vor dem Ausbrüten, oder ein Menſch in einer Empfindung und Bewegung raubenden Ohnmacht, belebt ſey oder nicht, ſo iſt es leicht zu bemerken, daſs nicht allezeit ein deutlicher beſtimmter Begriff jeden Gebrauch dieſes ſo bekannten Wortes begleitet. Einige grobe und dunkle Vorſtellungen verbinden die Menſchen gewöhnlich mit den gemeinen Worten ihrer Sprache, und mit dieſem ſchwankenden Gebrauch reichen ſie in den gewöhnlichen Unterredungen und Geſchäften aus. Allein dies iſt für philoſophiſche Unterſuchungen nicht genug: Erkenntniſs und Vernunft erfodert genau beſtimmte Begriffe. Man will zwar weder ſo dumm und grob noch ſo ein beſchwerlicher Kunſtrichter ſeyn, daſs man andere nie verſteht, ohne Erklärung ihrer Ausdrücke zu verlangen, und jeden Gebrauch der Worte, den man von andern hört, hofmeiſtert;

ſtert; allein wo es Wahrheit und Erkenntniſs gilt, kann es da wohl ein Verbrechen ſeyn, die Erklärung der Worte zu fodern, deren Sinn zweifelhaft ſcheint? Oder darf hier wohl Jemand vor dem Geſtändniſs erröthen, nicht zu wiſſen, in welchem Sinne ein Andrer ſeine Worte nehme, da er auf keinem andern Wege, als auf dem der Belehrung zur Gewiſsheit kommen kann? Dieſer Miſsbrauch, Worte auf Treu und Glauben anzunehmen, iſt nirgends ſo ausgebreitet noch von ſo ſchädlichen Folgen als unter den Gelehrten, und er iſt die Haupturſache von der Vervielfältigung und Hartnäckigkeit der Streitigkeiten, welche die gelehrte Welt ſo zerrüttet haben. Denn anſtatt der gewöhnlichen Meinung, daſs die groſse Mannichfaltigkeit widerſtreitender Meinungen in Büchern und Streitigkeiten die Welt verwirre, ſo finde ich doch darin die Hauptſache, daſs die ſtreitenden Gelehrten von verſchiedenen Secten nicht einerlei Sprache mit einander reden. Könnten ſie nur mit Vergeſſung ihrer Terminologie über Gegenſtände denken, und wüſsten ſie, was ſie denken, ſo würden ſie, wie ich glaube, alle eben daſſelbe denken, wenn gleich vielleicht dasjenige, was jeder wünſchte gefunden zu haben, noch immer verſchieden wäre.

§. 23

§. 23 — 25.

Zwecke der Sprache.

Wir beſchlieſsen dieſes Kapitel mit folgender Betrachtung. Der Zweck der Sprache bei Unterredungen mit andern iſt von dreifacher Art. 1) Andern ſeine Gedanken und Begriffe bekannt zu machen 2) Dieſes mit ſo viel Leichtigkeit und Geſchwindigkeit als möglich zu thun; 3) Dadurch Erkenntniſs von Dingen beizubringen. Wenn einer von dieſen Zwecken verfehlt wird, ſo liegt es entweder an der Unvollkommenheit oder an dem Miſsbrauche der Sprache. I) Die Worte verfehlen den erſten Zweck a) wenn die Menſchen Worte gebrauchen, mit denen ſie keine beſtimmten Vorſtellungen bezeichnen; b) wenn ſie gewöhnliche Worte mit ſolchen Vorſtellungen verbinden, auf welche ſie nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauch nicht angewendet werden; c) wenn ſie in dem Gebrauch derſelben veränderlich ſind, und mit einem Wort bald dieſen bald jenen Begriff bezeichnen. II) Der Zweck einer leichten und ſchnellen Gedankenmittheilung wird verfehlet, wenn man zuſammengeſetzte Begriffe denkt, aber keine beſtimmten Sprachzeichen für ſie hat. Dies iſt zuweilen die Schuld der Menſchen, die noch keine Zeichen für dieſe

Be-

Begriffe gelernt haben. III) Die Worte gewähren keine Kenntniſs der Dinge, wenn die bezeichneten Begriffe nicht der Realität der Dinge entſprechen. Dieſer Mangel entſpringt zwar aus unſern Begriffen, welche der Natur der Dinge nicht ſo angemeſſen ſind, als ſie es durch Aufmerkſamkeit, Fleiſs und Nachdenken werden könnten, erſtreckt ſich aber auch über unſre Worte, wenn wir ſie zu Zeichen von realen Dingen machen, die doch keine objective Realität oder Exiſtenz haben.

§. 26.

Weitere Ausführung dieſer Miſsbräuche.

I. Wer Worte in ſeinem Munde führet, ohne in ſeinem Verſtande deutliche Vorſtellungen daran zu knüpfen, der giebt einen bloſſen Laut ohne Sinn und Bedeutung von ſich. Und wie gelehrt auch einer durch den Gebrauch unverſtändlicher Worte und Terminologien ſcheinen mag, ſo iſt er doch deshalb eben ſo wenig in der Erkenntniſs fortgerückt, als ein Anderer durch den Beſitz von vielen Büchertiteln Fortſchritte in der Gelehrſamkeit gemacht hat. Denn ſolche Worte haben, wenn ſie auch nach den grammatiſchen Regeln der Wortverbindung und nach den Geſetzen

hat-

harmonifch gebauter Perioden, in die Rede eingeflochten werden, doch keinen andern Werth als leere Töne.

§. 27.

II. Wer zufammengefetzte Begriffe ohne befondere Sprachzeichen hat, ift nicht viel beffer daran als ein Buchhändler, in deffen Niederlage Bücher ungebunden und ohne Titel herumliegen, die er andern nicht anders bekaunt machen kann, als dafs er ihnen einen Bogen nach dem andern in die Hände giebt. Er kann diefe Begriffe aus Mangel eines Sprachzeichens andern nicht mittheilen, und ift daher genöthiget, fie durch die Aufzählung aller einzelnen Theilvorftellungen kenntlich zu machen; und was ein Andrer durch ein Wort ausdrückt, dazu mufs er oft zwanzig gebrauchen.

§. 28.

III. Wer nicht immer einerlei Zeichen für einerlei Vorftellung braucht fondern die Bedeutung eines Wortes verändert, ift in Anfehung der Redlichkeit dem Kaufmanne an die Seite zu fetzen, der verfchiedene Waaren unter einem Namen verkauft.

§. 29.

§. 29.

IV. Wenn einer die Worte einer Sprache mit andern Begriffen verbindet, als dem Sprachgebrauch des Landes angemessen ist, so kann er durch solche Worte, wenn er sie nicht näher erkläret, nicht viel zur Verbreitung der Wahrheit und Aufklärung beitragen, wenn auch sein Verstand noch so aufgeklärt ist. Die Sprachzeichen sind zwar bekannt und finden daher bei den Zuhörern leichten Eingang; da sie aber andere Vorstellungen bezeichnen als diese gewöhnlich mit ihnen verbinden, so können sie die Gedanken dessen, der sich ihrer bedienet, nicht zu erkennen geben.

§. 30.

V. Wer Substanzen dichtet, die nie existierten, seinen Kopf mit Begriffen anfüllet, welche mit der wirklichen Natur in keiner Beziehung stehen, und diese an Sprachzeichen bindet, die schon einen bestimmten Sinn haben, der thut keinen Schritt vorwärts in wahrer Erkenntniss, sollte er auch seine Reden oder fremde Köpfe, mit den schimärischen Geburten seiner Einbildungskraft vollpfropfen.

§. 31.

Blosse Worte ohne Vorstellungen haben keinen Sinn und sind leere Töne. Zusammenge-

gesetzte Begriffe ohne Sprachzeichen erschweren die Gewandtheit und Kürze des Ausdrucks und nöthigen zu Umschreibungen. Ein veränderlicher unsteter Gebrauch der Worte hat zur Folge, daſs man nicht angehöret oder nicht verstanden wird. Wer mit seinen Worten andere Begriffe andeutet als der Sprachgebrauch will, dem fehlt es an Sprachrichtigkeit, und er redet eine verfälschte Sprache. Begriffe von Substanzen, die der Natur widersprechen, sind keine Materialien zur wahren Erkenntniſs für den Verstand, sondern Schimären.

§. 32.

Anwendung auf die Substanzen.

Alle vorerwähnten Fehler finden bei den Begriffen von Substanzen statt. 1) Einer spricht zum Beispiel das Wort Tarantel aus, aber ohne eine Vorstellung von der Bedeutung desselben zu haben, und so lange denkt er nicht dabei. 2) Wenn einer in einem neu entdeckten Lande verschiedene Arten von Thieren und Pflanzen siehet, die ihm vorher unbekannt waren, so kann er sich dieselben zwar so richtig vorstellen, als Pferde oder Hirsche, aber nur durch Beschreibungen von ihnen sprechen, bis er ihren Landesnamen erfahren, oder ihnen selbst Namen gegeben hat.

3)

3) Wer das Wort Körper zuweilen für die bloſse Ausdehnung, zuweilen aber für die Ausdehnung und Dichtheit zuſammengenommen gebraucht, der redet auf eine täuſchende Art. 4) Wer durch das Wort Pferd dasjenige Thier bezeichnet, was nach dem gemeinen Sprachgebrauch Mauleſel heiſst, redet uneigentlich und will nicht verſtanden ſeyn. 5) Wer ſich in dem Worte Centaur ein wirkliches Ding vorſtellt, täuſcht ſich ſelbſt, und nimmt Worte für Dinge.

§. 33.

Anwendung auf Beſtimmungen und Verhältniſſe.

Bei den Beſtimmungen und Verhältniſſen finden überhaupt nur die vier erſten Fehler ſtatt. 1) Man kann die Worte Dankbarkeit, Mildthätigkeit in dem Gedächtniſs haben, ohne einen beſtimmten Begriff damit zu verbinden. 2) Man kann Vorſtellungen haben, ohne die ihnen zugehörigen Worte zu kennen, z. B. die Vorſtellung, daſs ein Menſch bis zu dem Grade trinkt, daſs ſeine Farbe und Gemüthsſtimmung ſich ändert, die Zunge ſtammelt, die Füſse wanken und die Augen roth ausſehen, ohne zu wiſſen, daſs ſie durch das Wort Trunkenheit bezeichnet wird. 3) Man kann Begriffe von Tugenden und Laſtern und ihren Sprachzeichen haben, aber ſie un-

recht anwenden, z. B. das Wort Sparſamkeit mit dem Begriff verbinden, den andere durch das Wort Habſucht ausdrücken. 4) Man kann endlich alle dieſe Worte bald in dieſer bald in jener Bedeutung nehmen. Der fünfte Fehler kann aber hier nicht ſtatt finden. Kein Begriff dieſer Art kann einem exiſtirenden Dinge unangemeſſen ſeyn. Denn Beſtimmungen ſind beliebig zuſammengeſetzte Begriffe, Verhältniſſe, eine beſtimmte Art Dinge zu betrachten und zu vergleichen; beide ſind keine Kopieen der Dinge, ſondern ihre eigenen Originale. (3. Buch. 5. Kap. §. 12—14.) Gewöhnlich verſieht man es nur darinn, daſs man dieſen Begriffen ein unrechtes Sprachzeichen anhängt, und alſo Worte in einem andern als dem gewöhnlichen Sinne gebraucht, ſo daſs man nicht verſtanden wird. Gewöhnlich ſchreibt man dieſes unrichtigen Begriffen zu, da doch nur die Bezeichnung unrichtig iſt. Nur dann, wenn dieſe Begriffe aus unverträglichen Vorſtellungen zuſammengeſetzt werden, füllet man den Kopf mit Schimären an; denn alsdenn kann ihnen eigentlich eben ſo wenig ein Daſeyn in dem Verſtande zukommen, als wirkliche Dinge nach ihnen benennt werden können.

§. 8.

§. 34.

Bildliche Ausdrücke ſind auch ein Miſsbrauch der Sprache.

VII. Witz und Einbildungskraft finden gewöhnlich eine beſſere Aufnahme in der Welt, als trockne Wahrheit und reelle Erkenntniſs. Bildliche Ausdrücke und Anſpielungen werden daher kaum als eine Unvollkommenheit und als Miſsbrauch der Sprache betrachtet werden. Wo der Zweck iſt, mehr zu unterhalten und zu vergnügen, als zu belehren und zu unterrichten, da finden dieſe Ausſchmückungen der Sprache ihre Stelle und ſind keine Fehler. Allein wenn man von den Dingen reden will, wie ſie ſind, da iſt in der That jede Redekunſt, auſser Ordnung und Deutlichkeit, jede künſtliche und uneigentliche Anwendung der Worte, welche die Beredſamkeit erfand, nur dazu tauglich, falſche Begriffe einzuflöſsen, die Leidenſchaften zu erregen, den Verſtand dadurch irre zu führen, und eigentlich eine wahre Betrügerei. So lobenswürdig oder zuläſſig dieſes alles in Reden, vorzüglich in den an das Volk gerichteten, nach den Anpreiſungen der Rhetorik ſeyn mag, ſo muſs es doch durchaus da, wo Belehrung und Unterricht der Zweck iſt, vermieden werden, und wo bloſs das Intereſſe der Wahrheit und Erkenntniſs gelten ſoll, iſt es für einen groſsen Fehler entweder

der Person oder der Sprache anzusehen. Die verschiedenen Arten dieser uneigentlichen Ausdrücke aufzuzählen, ist hier überflüssig, man kann sie in den so zahlreichen Anweisungen zur Beredsamkeit finden. Eine Bemerkung aber kann ich hier nicht unterdrücken. Wie wenig die Erhaltung und Erweiterung des Gebiets der Wahrheit die Menschen interessirt, siehet man daraus, daſs die Künste der Täuschung so sehr begünstiget und vorgezogen werden. Die Menschen wollen gerne betrügen und betrogen werden; denn die Redekunst, dieses mächtige Werkzeug des Irrthums und der Täuschung, hat ihre besoldeten Lehrer, wird öffentlich gelehrt, und war immer in groſsem Ansehen. Wahrscheinlich wird es für groſse Kühnheit, ja wohl für einen Mangel an Humanität angesehen werden, daſs ich sie so sehr miſsbillige. Die Beredsamkeit besitzt, wie das schöne Geschlecht, zu mächtige Reize, als daſs sie Widerspruch erdulden sollte; und es ist umsonst, die Künste der Täuschung zu tadeln, durch welche die Menschen sich mit Vergnügen täuschen lassen.

Eilf.

Eilftes Kapitel.

Von den Gegenmitteln wider die angeführten Unvollkommenheiten und Misbräuche.

§. 1.

Wichtigkeit dieser Gegenmittel, Schwierigkeit, sie aufzufinden.

Wir haben die natürlichen Unvollkommenheiten der Sprache weitläuftig dargestellt, und gesehen, wie diese noch durch Fehler der Menschen vermehrt werden. Da nun die Sprache das grosse Band der Gesellschaft und das allgemeine Mittel ist, wodurch die bereicherten Kenntnisse von einem Menschen dem andern, von einer Generation der andern überliefert werden, so muss dieses unser ernstlichstes Nachdenken auffodern, Mittel gegen jene Unvollkommenheiten aufzusuchen.

§. 2.

Ich halte das Unternehmen eines Mannes, seine Landessprache oder gar alle Sprachen in der Welt gänzlich umzubilden, für thöricht und lächerlich. Die Foderung, dass alle Men-

ſchen ihre Worte beſtändig in einerlei Bedeutung und nur für beſtimmte unveränderliche Begriffe gebrauchen ſollen, iſt ſoviel, als, daſs ſich alle einerlei Begriffe und nur dasjenige denken ſollen, wovon ſie deutliche Begriffe haben. So etwas kann nur derjenige erwarten, der ſo viel Eitelkeit beſitzt, daſs er ſich ſchmeichelt, er könne die Menſchen dahin bringen, daſs ſie ſchweigen, wenn ſie etwas nicht vollkommen wiſſen. Und derjenige muſs ſehr unbekannt mit der Welt ſeyn, der glaubt, eine bewegliche Zunge ſey immer in Geſellſchaft eines guten Verſtandes, oder viel und wenig reden ſtehe in geradem Verhältniſs mit der Erkenntniſs.

§. 3.

Man muſs freylich dem Markte und den Kaffeehäuſern ihre Sprache und den Kinderſtuben ihre alten Privilegien laſſen; und vielleicht würden es die Gelehrten für keinen Gewinn halten, wenn man ihnen ein Mittel anböte, wodurch ihre Streitigkeiten abgekürzt oder verringert werden könnten. Gleichwohl muſs jeder, dem es ein Ernſt iſt, die Wahrheit zu ſuchen und zu vertheidigen, es für Pflicht halten, auf Mittel zu denken, wie er ſich ohne Dunkelheit, Ungewiſsheit und Zweideutigkeit Fehler, die den Worten von Natur anhängen, wenn man

man ihnen nicht vorbeugt — gegen andere ausdrücken könne.

§. 4.

Mifsbrauch der Worte, eine Urfache grofser Irrthümer.

Wenn man die Irrthümer, die Dunkelheit, Verwirrung und Mifsverftändniffe betrachtet, welche durch einen verkehrten Gebrauch der Worte in der Welt verbreitet find, fo dürfte man nicht ohne Grund bezweifeln, ob die Sprache, wie fie bisher angewendet wurde, mehr zur Vervollkommung oder zur Einfchränkung der menfchlichen Erkenntnifs beigetragen habe. Wie viele richten ihre Aufmerkfamkeit, vorzüglich bei moralifchen Gegenftänden, nur auf Worte, während fie Objecte denken wollen? Und wenn fich das Denken nicht viel weiter als über Worte erftreckt, an denen nur dunkle und fchwankende oder gar keine Begriffe angeknüpft find, ift es denn ein Wunder, dafs, nicht ein deutliches Urtheil oder Erkenntnifs, fondern nur Mifsverftändnifs und Dunkelheit zu Tage kommen?

§. 5.

Diefer Nachtheil zeigt fich nicht nur in dem Selbftdenken jedes Menfchen, fondern auch vorzüglich in Unterredungen und in dem Dispu-

tiren mit andern. Wer die Sprache, dieses grosse Hülfsmittel Entdeckungen, Schlüsse und Erkenntnisse einander mitzutheilen, unrichtig gebrauchet, verdirbt zwar die Quelle der Erkenntnifs, welche in den Dingen liegt, selbst nicht, allein er verstopft doch, so viel an ihm ist, die Kanäle, durch welche die Erkenntnifs zum allgemeinen Besten der Menschheit verbreitet wird. Wer mit seinen Worten keinen festen, deutlichen Sinn verbindet, verleitet nothwendig sich und andere in Irrthümer, und wer das absichtlich thut, sollte als ein Feind der Wahrheit und Erkenntnifs angesehen werden. Und wem darf es befremden, dafs alle Wissenschaften und alle Theile der Erkenntnifs mit dunkeln und zweideutigen Terminologien, mit sinnlosen oder zweifelhaften Ausdrücken, welche auch den Aufmerksamsten und Scharfsinnigsten wenig oder gar nicht in die richtige Einsicht der Dinge weiter einführen, so sehr überladen sind, da die Spitzfindigkeit bei denen, welche die Wahrheit zu lehren oder zu vertheidigen vorgeben, den Rang einer Tugend erhalten hat. Diese Eigenschaft, welche in der That gröfstentheils nur in dem betrüglichen Gebrauche dunkler und täuschender Terminologien besteht, mufs nur die Menschen mit D ü n k e l bei ihrer U n w i s s e n h e i t und mit R e c h t h a b e r e i in ihren Irrthümern erfüllen.

§. 6.

§. 6.

Wenn wir in die Streitſchriften jeder Art einen Blick thun, ſo finden wir, daſs dunkle, zweideutige oder ſchwankende Ausdrücke keine andere Wirkung haben, als Lärmen und Streit über bloſse Töne zu veranlaſſen, wodurch kein Menſch überzeugt und aufgeklärt wird. Denn wenn die Sprechenden und Zuhörenden nicht in dem Begriffe einig ſind, der durch die Worte bezeichnet wird, ſo wird nicht über Dinge, ſondern über Worte geſtritten. So oft ein Wort, deſſen Bedeutung nicht ausgemacht iſt, in Gebrauch kommt, ſo hat der Verſtand kein Object, über welches man einverſtanden iſt, als den Laut, indem die Dinge, die man zu der Zeit als durch das Wort ausgedrückt ſich denkt, ganz verſchieden ſind.

§. 7.

Ein Beleg dazu iſt die Streitfrage, ob die Fledermaus ein Vogel ſey? Die Frage iſt nicht, ob die Fledermaus ein anderes Ding ſey, als ſie wirklich iſt, ob ſie andere Eigenſchaften habe, als ſie wirklich hat; denn dieſes zu bezweifeln wäre die gröſste Ungereimtheit. Die Frage findet vielmehr 1) entweder bei denen ſtatt, die von beiden durch jene Worte bezeichneten Thierarten unvollkommene Begriffe haben. Dann betrifft ſie eine objective Unterſu-

chung über die Natur des Vogels und der Fledermaus, um den mangelhaften Begriff vollständiger zu machen, durch die Nachforschung, ob alle einfache Vorstellungen, welche einstimmig durch das Wort Vogel bezeichnet werden, bei einer Fledermaus anzutreffen sind. Diese Frage bezieht sich also nicht auf Streitende, sondern auf Forschende, welche die Streitfrage weder bejahen noch verneinen, sondern untersuchen. Einen andern Sinn hat die Frage 2) bei Streitenden, wo der eine bejahet, der andere verneinet, dafs die Fledermaus ein Vogel ist. Hier kommt alles auf die Bedeutung des einen oder beider Worte an. Indem beide nicht einerlei zusammengesetzte Begriffe mit diesen Worten verbinden, so bejahet der eine, was der andere läugnet, dafs das eine Wort von dem andern bejahet werden kann. Denn wären sie in der Bedeutung derselben einstimmig, so könnten sie gar nicht darüber streiten, sondern müfsten sogleich mit völliger Evidenz einsehen, ob alle einfache Merkmale des allgemeinen Worts Vogel in dem Begriffe einer Fledermaus enthalten sind, oder nicht. — Ich wünschte hierbei, dafs man recht ernstlich untersuchen möchte, ob nicht die meisten Streitigkeiten in der Welt Wortstreitigkeiten sind, die bald beendigt werden, oder von selbst aufhören würden, wenn man alle dabei vorkommende Worte sorgfältig bestimmte und auf deutliche

liche Begriffe zurückführte. Möchte man doch beherzigen, wozu die Erlernung der Disputirkunſt hilft, und welchen Vortheil für ſich und andere diejenigen gewinnen, deren einziges Geſchäft ein leeres Wortgepränge iſt, d. i. die ihr ganzes Leben in Streitigkeiten und Disputiren verſchwenden. Wenn ich aber einen dieſer Streitenden von aller ſeiner dunkeln und zweideutigen Terminologie entkleidet ſehe, (welches jeder mit ſeinen Worten thun kann,) dann erblicke ich in ihm nicht einen Sklaven des eiteln Ruhms, des Ehrgeitzes und der Partheiſucht, ſondern einen Kämpfer für die Wahrheit, Erkenntniſs und den Frieden.

§. 8.

Erſtes Gegenmittel. Kein Wort ohne Bedeutung zu gebrauchen.

Um den angegebenen Unvollkommenheiten der Sprache, zum wenigſten in einigem Grade abzuhelfen, und den daraus entſtehende Nachtheilen vorzubeugen, halte ich die Beobachtung folgender Regeln ſo lange für möglich, bis ein geſchickterer Denker dieſen Gegenſtand ſeines reiflichen Nachdenkens werth findet.

I. Jeder Menſch ſollte darauf denken, kein Wort ohne Bedeutung, ohne daran geknüpfte Vorſtellung zu gebrauchen. Dieſe Regel

gel wird demjenigen nicht ganz unnütz ſcheinen, der bedenkt, wie oft ſolche Worte als Inſtinct, Sympathie, Anthipathie u. a. in den Reden vorkommen und ſo gebraucht werden, daſs man bald gewahr wird, die Redenden wiſſen keine Begriffe an ſie anzuknüpfen, und ſprechen ſie blos als Töne aus, die doch gleichwohl in manchen Fällen als Erklärungsgründe mancher Erſcheinungen dienen müſſen. Dieſe Worte haben zwar ihre eigentliche Bedeutung; da aber die Verbindung zwiſchen beiden nicht natürlich ſondern willkührlich iſt, ſo werden ſie durch die Gewohnheit auswendig gelernt, und von ſolchen Menſchen gebraucht, welche keine Begriffe im Bewuſstſeyn haben, um ſie durch jene auszudrücken. Dieſes iſt aber doch nothwendig, wenn auch nur um ſich ſelbſt zu verſtehen.

§. 9.

Man muſs bei Beſtimmungen beſtimmte Begriffe mit den Worten verbinden.

II. Es iſt nicht genug, die Worte zu Zeichen von gewiſſen Vorſtellungen zu machen, ſondern die mit ihnen verknüpften einfachen Vorſtellungen müſſen klar und deutlich, die zuſammengeſetzten aber beſtimmt, d. h. nur eine feſtgeſetzte Anzahl von einfachen

chen Vorſtellungen, und keine andere, darf mit dem Worte als Zeichen verbunden ſeyn. Dieſes iſt bei Worten der Beſtimmungen, vorzüglich der moraliſchen ſehr nöthig. Gerechtigkeit iſt ein ſehr gemeines Wort, aber von ſehr ſchwankender Bedeutung, und dieſe wird es ſo lange behalten, bis man alle Beſtandtheile dieſes Begriffs in dem Gemüthe beſtimmt zuſammengefaſst hat; und ſind dieſe wieder zuſammengeſetzt, ſo muſs man ſie ſo lange zergliedern, bis ſie in ihre einfachen Vorſtellungen aufgelöſt ſind. Woferne dieſes nicht geſchiehet, ſo wendet man die Begriffe unrichtig an. Ich behaupte nicht, daſs man jederzeit, wenn das Wort Gerechtigkeit vorkommt, auf dieſe Entwickelung ſich beſinnen, und ſie jedesmal wieder von neuem vornehmen müſſe; aber nothwendig iſt es doch, die Bedeutung des Worts ſo weit zu unterſuchen und feſtzuſetzen, daſs man ſie ſo oft, als es nöthig ſcheint, analyſiren kann. Wenn man unter Gerechtigkeit eine gewiſſe, dem Geſetze angemeſſene, Behandlung fremder Perſonen und Güter verſtehet, kann ſich aber keinen deutlichen Begriff von dem Merkmale Geſetz machen, ſo iſt jener Begriff ſelbſt undeutlich und unvollkommen. Wahrſcheinlich wird dieſe Genauigkeit zu beſchwerlich ſcheinen, und der gröſste Theil der Menſchen wird ſich daher erlauben, dieſe Begriffe nicht ſo beſtimmt zu faſſen; dann

darf

darf man ſich aber auch nicht über die Dunkelheit und Verwirrung in ihren Köpfen und die Zänkereien in ihren Unterredungen wundern.

§. 10.

Die Begriffe von Subſtanzen müſſen naturgemäſs ſeyn.

Zum richtigen Gebrauch der Worte für Subſtanzen iſt noch etwas Mehreres als die Beſtimmtheit erfoderlich; ſie müſſen nehmlich den Dingen angemeſſen ſeyn, inſofern ſie exiſtieren. Ich werde ſogleich Gelegenheit bekommen, weitläuftig davon zu handeln. Dieſe Genauigkeit iſt in philoſophiſchen Unterſuchungen und Streitigkeiten, wo es um die Wahrheit zu thun iſt, durchaus erfoderlich. Es wäre freilich auch gut, wenn ſie auch über die Unterhaltungen und Geſchäfte des gemeinen Lebens ausgedehnt würde; allein das dürfte kaum zu hoffen ſeyn. Die gewöhnlichen Geſpräche richten ſich nach den gemeinen Begriffen; beide ſind zwar verwirrt genug, aber doch reichen ſie zu ihren Zwecken aus. Kaufleute und Liebhaber, Köche und Schneider haben ihre Worte, wodurch ſie ihre Geſchäfte bequem abthun können. Warum ſollten das Philoſophen und

Dis-

Disputirende nicht auch, wenn ſie den Willen hätten, einander zu verſtehen und verſtanden zu werden.

§. 11.

Sprachrichtigkeit.

III. Nächſt der Beſtimmtheit der Begriffe muſs man ſo viel als möglich darauf bedacht ſeyn, durch Worte diejenigen Begriffe auszudrücken, welche der Sprachgebrauch mit ihnen verknüpft hat. Denn über die Worte, zumal in ſchon gebildeten Sprachen, hat kein Einzelner ein Eigenthumsrecht; ſie ſind das allgemeine Mittel der Mittheilung und gleichſam eine Geldmünze des Gedankenumtauſches. Daher hat kein Einzelner das Recht, ihren Stempel oder die daran geknüpften Vorſtellungen zu verändern; zum wenigſten muſs er es anzeigen, wenn er dazu genöthiget iſt. Der Zweck der Sprache, ſich verſtändlich zu machen, kann, wenn man von dem Sprachgebrauch abweichet, nicht ohne öftere Erklärungen, Anfragen und andere unangenehme Unterbrechungen erreicht werden. Die Sprachrichtigkeit verſchaft unſern Gedanken den leichteſten und vortheilhafteſten Eingang bei andern Menſchen, und in dieſer Hinſicht verdient ſie gewiſs unſere Nachforſchung und Achtung, vorzüglich bei mora-

moralischen Worten. Die sprachrichtige Bedeutung und Anwendung der Worte läfst sich am besten von denen lernen, welche in Schreiben und Reden die bestimmtesten Begriffe äussern, und dazu die geschiktesten Ausdrücke mit der schärfsten Auswahl anwenden. Wenn gleich dieser sprachrichtige Gebrauch der Worte nicht allezeit so glücklich ist, Verständlichkeit zu gewähren, so entgeht doch selten derjenige dem Tadel, der so ungeschickt ist, dafs er den Sprachgebrauch seiner Sprache nicht einmal auffassen kann.

§. 12.

Erklärung der Bedeutung der Worte.

IV. Allein die Bedeutung, welche der Sprachgebrauch an einige Worte geknüpft hat, ist nicht allezeit so klar, dafs sie jederzeit mit Bestimmtheit erkannt werden kann. Auch kommen die Menschen bei Erweiterung ihrer Erkenntnifs auf Begriffe, welche von den gewöhnlichen und aufgenommenen abweichen, und sie müssen daher für diese entweder neue Wörter bilden (welches man aber selten wagt, um den Schein der Neuerungssucht zu vermeiden), oder alte Wörter in neuer Bedeutung gebrauchen. Daher ist es, nächst der Beobachtung der vorigen Regeln, oft nothwendig, die

Be-

Bedeutung der Worte durch Erklärung ihres Sinnes kenntlich zu machen, wo sie entweder der Sprachgebrauch ungewiss und schwankend gelassen hat, welches vorzüglich bei den Worten für sehr zusammengesetzte Begriffe der Fall ist, oder wo der Ausdruck in wesentlicher Beziehung mit dem Hauptgegenstande stehet, und Missverständnissen unterworfen ist.

§. 13.

Dieses kann auf dreierlei Weise geschehen.

Da die Vorstellungen, welche durch Worte bezeichnet werden, verschieden sind, so wird auch die Bedeutung der Worte auf verschiedene Art erklärt. Gewöhnlich wird die Definition für das einzige Mittel dazu gehalten; allein es giebt Worte, die nicht definirt werden können, andere, deren Bedeutung nur allein Definitionen zu erkennen geben, und vielleicht noch eine dritte Klasse, welche von beiden etwas Gemeinschaftliches hat. Wir werden dieses bei den Worten für einfache Vorstellungen, Bestimmungen und Substanzen zeigen.

§. 14.

1) Bei einfachen Vorſtellungen durch ſynonyme Ausdrücke und Aufzeigung des Gegenſtandes.

Wenn Jemand ein Wort für eine einfache Vorſtellung gebraucht, von dem er vermuthen kann, daſs es nicht verſtanden oder miſsverſtanden werde, ſo iſt er durch die Pflicht der Aufrichtigkeit und den Endzweck der Sprache verpflichtet, ſeinen Sinn zu erklären, und die Vorſtellung, welche er bezeichnen will, bekannt zu machen. Definitionen finden hier nicht ſtatt (3 Buch 4 Kapitel §. 7.); wenn es alſo an ſynonymen Worten fehlt, ſo kann es nur auf folgende zwei Arten geſchehen. 1) Zuweilen kann man dadurch ein Wort einer einfachen Vorſtellung verſtändlich machen, daſs man das Object nennt, worin dieſes Merkmal angetroffen wird. vorausgeſetzt, daſs jenes Object ſelbſt ein verſtändliches Sprachzeichen hat. So darf man, um den Landleuten die Farbe feuillemorte zu erklären, nur ſagen, daſs es die Farbe der verwelkten im Herbſte abfallenden Blätter iſt. 2) Der einzig ſichere Weg iſt aber der, daſs man den Sinnen das Object darſtellt, welches in dem Gemüthe dieſe einfache Vorſtellung erzeugen kann, indem man dadurch die Vor-

Vorſtellung, welche das Wort bezeichnet, wirklich entſtehen läſst.

§. 15.

2) Bei gemiſchten Beſtimmungen durch Definitionen.

Da die gemiſchten Beſtimmungen, vorzüglich die moraliſchen, meiſtentheils willkührliche Verbindungen der Vorſtellungen ſind, und daher ſich auf kein beharrliches Object beziehen, ſo kann die Bedeutung ihrer Sprachzeichen nicht, wie bei den einfachen Vorſtellungen, durch Darſtellung des Objects erklärt, dagegen aber genau und vollkommen definirt werden. Durch dieſes Mittel kann man die einzelnen Vorſtellungen, aus welchen der Begriff zuſammengeſezt iſt, vollſtändig erkennen, und die Worte in einer beſtimmten gewiſſen Bedeutung gebrauchen. Von dieſer Seite erſcheinen diejenigen ſehr tadelswürdig, welche ſich über moraliſche Gegenſtände nicht deutlich und beſtimmt ausdrücken. Denn die beſtimmte Bedeutung der Worte für gemiſchte Beſtimmungen, oder welches eben ſo viel iſt, das Realweſen jeder Art kann vollſtändig erkannt werden, weil es das Werk der Menſchen und nicht der Natur iſt; und es verräth daher eine groſse Nachläſſigkeit oder Verkehrtheit, wann

man von moralischen Dingen dunkel und ungewiſs spricht. Zum wenigsten ist dieses verzeihlicher, wenn man von körperlichen Substanzen handelt, wo aus dem entgegengesetzten Grunde zweifelhafte Ausdrücke weniger zu vermeiden sind.

§. 16.

Die Moral ist einer Demonstration fähig.

Hierauf wage ich die Behauptung zu gründen, daſs die Moral nicht weniger als die Mathematik einer Demonstration fähig ist. Denn das reale Wesen moralischer Gegenstände, welche durch Worte bezeichnet werden, kann vollständig erkannt, und daher die Uebereinstimmung oder Nichtübereinstimmung der Dinge selbst mit Gewiſsheit eingesehen werden. Hierin bestehet aber die vollkommene Erkenntniſs. Ich erwarte hier nicht den Einwurf, daſs durch die Worte der Substanzen, welche ebenfalls oft in der Moral vorkommen, Dunkelheit entstehen werde. Denn in diesen Fällen wird die verschiedene Natur der Substanzen in der Moral nicht sowohl untersucht, als vorausgesetzt. Wenn wir sagen, der Mensch ist dem Gesetz unterworfen so wird unter Mensch nur ein körperliches, vernünftiges Wesen verstanden, dessen innere

innere Natur und wesentlichen Eigenschaften hier nicht weiter in Betrachtung kommen. Ob ein Kind im physischen Sinne ein Mensch sey, kann vielleicht unter den Naturforschern streitig seyn; allein das gehet den moralischen Menschen (wenn ich so sagen darf) nichts an, welcher nichts anders als diese unveränderliche Idee, sinnlich vernünftiges Wesen, ist. Der Gebrauch der substanziellen Worte kann daher, wo er vorkommt, eben so wenig der Moral als mathematischen Erörterungen nachtheilig seyn. Wenn der Mathematiker von einem Würfel oder Kugel von Gold spricht, so denkt er sich einen deutlichen unveränderlichen Begriff, wenn er gleich durch Missverstand auf einen Körper, dem er nicht zukommt, kann angewendet werden.

§. 17.

Ich habe dies nur im Vorbeigehn erwähnt, um zu zeigen, von welchen wichtigen Folgen es ist, die Worte für gemischte Bestimmungen und folglich auch in moralischen Abhandlungen, wo es nöthig ist, zu definiren, weil die moralische Erkenntniss hierdurch zu einen hohen Grade von Gewissheit und Evidenz kann gebracht werden. Wer das nicht thun will, verräth, um nicht etwas schlimmeres zu sagen, einen grossen Mangel an Aufrichtigkeit; denn

die Definition ist der einzige Weg, wodurch die bestimmte Bedeutung moralischer Worte mit völliger Gewissheit kann erkannt werden. Diejenigen, welche sich nicht deutlicher in moralischen als in physischen Gegenständen ausdrücken, beweisen eine unverzeihliche Nachlässigkeit oder Verkehrtheit. Denn in der Moral beschäftiget man sich mit Begriffen des Verstandes, die weder falsch noch unangemessen sind, und kein äusseres Ding zum Vorbild haben, dem sie entsprechen müssten. Es ist leichter, einen Begriff zu bilden, nach welchem als einer Regel alle Handlungen, die damit übereinstimmen, das Prädicat Gerechtigkeit erhalten sollen, als eine Vorstellung zusammensetzen, die dem Aristides in allen Dingen vollkommen ähnlich seyn soll. Dort darf man nur den Zusammenhang der Vorstellungen, welche in dem Verstande zusammengesetzt werden, erkennen, hier muss man die ganze innere verborgene Natur und die mannichfaltigen Eigenschaften eines ausser dem Verstande existierenden Dinges erforschen.

§. 18.

Ein anderer Grund, der die Definitionen hier nothwendig macht, bestehet darinn, dass nur auf diesem Wege allein die Bedeutung der Worte für gemischte

Be-

Bestimmungen kann erkannt werden. Denn diese Begriffe sind gröfstentheils von der Art, dafs ihre Bestandtheile nirgends zusammen sondern zerstreut und mit andern Dingen vermischt, existieren, und dafs sie der Verstand auffammlen, und in einen Begriff verbinden mufs. Daher läfst sich nur durch Worte, indem man die einzeln Vorstellungen aufzählt, welche der Verstand verbunden hat, andern der Inhalt dieser Worte bekannt machen. Denn hier laffen uns die Sinne ohne Beistand, und sie können uns nicht, wie bei den einfachen Vorstellungen und selbst oft bei den Substanzen, das Object des Wortes darstellen.

§. 19.

3) Bei Substanzen durch Definitionen und durch Darstellung des Objects.

Zur Erklärung der Bedeutung der substanziellen Worte, insofern diese verschiedene Arten und Gattungen anzeigen, sind in vielen Fällen beide vorhin erwähnte Wege, nehmlich die Anschauung und die Definition, erfoderlich. In der Regel hat jede Gattung und Art gewiffe leitende Eigenschaften, an welche wir uns die übrigen Merkmale

zusammengesetzten Begriffe geknüpft denken, und wir sind geneigt, das Gattungswort demjenigen Dinge beizulegen, an dem wir jene charakteristischen Merkmale finden. Diese leitenden oder charakteristischen Begriffe (wie ich sie nennen möchte) sind bei den Thieren und Pflanzen vorzüglich die Gestalt, und bei leblosen Körpern theils die Farbe, theils beide zusammen. (3. Buch. 6. Kapitel. §. 29).

§. 20.

Die leitenden Merkmale werden am besten durch die Anschauung dargestellt.

Diese leitenden sinnlichen Merkmale sind die Hauptbestandtheile unserer Gattungsbegriffe und daher auch dasjenige, was in den Definitionen derjenigen Geschlechtsworte am meisten ausgezeichnet und am wenigsten veränderlich ist, welche den für uns erkennbaren Arten der Substanzen beigelegt werden. Das Wort Mensch kann an sich sowohl den zusammengesetzten Begriff, dessen Merkmale, Thierheit und Vernunft, in einem Subject vereiniget, sind, als einen andern bezeichnen; wenn es aber als Kennzeichen für eine Art von Geschöpfen gebraucht wird, welche wir zu unsrer

rer eigenen Gattung rechnen, ſo muſs die äuſsere Geſtalt vielleicht eben ſo nothwendig als jedes andere Merkmal in den durch dieſes Wort bezeichneten Begriff aufgenommen werden. Von dieſer Seite wird ſich daher ſchwerlich etwas gegen die Platoniſche Definition vom Menſchen erinnern laſſen. Denn die Geſtalt als charakteriſtiſches Merkmal ſcheint dieſe Gattung mehr zu beſtimmen, als das Vernunftvermögen, welches ſich erſt ſpäter und bei einigen gar nicht äuſsert. Will man dieſes nicht einräumen, ſo ſehe ich nicht ein, wie diejenigen von einer Mordthat freizuſprechen ſind, welche eine ungeſtaltete Geburt (wie ſie es nennen) tödten, bloſs wegen der ungewöhnlichen Geſtalt, ohne zu wiſſen, ob nicht darin eine vernünftige Seele wohnet, welches man gleich nach der Geburt weder einem wohl noch einem übelgeſtalteten Kinde anſehen kann. Und wer hat uns belehrt, daſs eine vernünftige Seele keinen Körper bewohnen und beleben kann, wenn er nicht gerade die Auſſenſeite und die äuſsere Bildung, wie der unſere, hat.

§. 21.

Dieſe leitenden Eigenſchaften nun werden am beſten und kaum auf einem andern Wege als durch die

Anschauung bekannt gemacht. Denn die Gestalt eines Pferdes, eines Kasuars kann durch Worte nur sehr unvollkommen aufgefaßt werden; die Ansicht dieser Thiere giebt sie tausendmal besser. Die besondere Farbe des Goldes läßt sich nicht durch eine Beschreibung sondern durch die öftere Betrachtung des Auges erkennen, wie die Kenner dieses Metalls beweisen, welche sehr oft das ächte Gold von dem nachgemachten, das reine, von dem verfälschten bloß durch das Gesicht unterscheiden, wo andere, die eben so gute Augen, aber nicht die bestimmt treffende Vorstellung dieser Farbe durch die Uebung erlangt haben, nicht den geringsten Unterschied bemerken. Eben das läßt sich auch von andern einfachen einer Art von Substanzen eigenthümlichen Merkmalen sagen, für welche es keine besondern Worte giebt. Der besondre Klang des Goldes, der sich von andern unterscheidet, ist eben so wenig als die besondere gelbe Farbe desselben, durch ein eigenes Wort bezeichnet worden.

§. 22.

Die Merkmale von Vermögen werden am besten durch Definitionen erklärt.

Viele einfache Merkmale, welche den Inhalt unsrer Gattungsbegriffe von Substanzen aus-

ausmachen, ſind Vermögen, welche nach den gewöhnlichen Erſcheinungen der Dinge nicht in die Sinne fallen. Daher wird ein Theil der Bedeutung in den ſubſtanziellen Worten beſſer durch die Aufzählung dieſer einfachen Vorſtellungen als durch die Vorweiſung an den Subſtanzen ſelbſt, erkläret werden. Wenn Jemand mit der gelben Farbe des Goldes, die ihm die Anſchauung giebt, folgende Merkmale verbindet, ſo wie ich ſie in Worten darſtelle, nehmlich, groſse Ausdehnbarkeit, Schmelzbarkeit, Feuerbeſtändigkeit und Auflösbarkeit in Goldwaſſer, ſo wird er einen vollkommenern Begriff von dieſem Metalle erhalten, als durch die bloſse Anſicht eines Stücks Goldes und durch die Beobachtung der ſinnlichen Eigenſchaften möglich war. Wäre aber die innere Natur dieſes Metalls, woraus alle dieſe Eigenſchaften entſpringen, eben ſo anſchaulich für die Sinne als das formale Weſen eines Triangels, ſo könnte die Bedeutung des Wortes Gold eben ſo durch die Anſchauung beſtimmt werden, als es bei dem Triangel möglich iſt.

§. 23.

Hieraus läſst ſich beſtimmen, in wiefern alle unſre Erkenntniſs der Körperweſen in unſern Sinnen gegründet iſt. Denn wie die ganz reinen Geiſter, deren Er-

Erkenntnifs doch gewifs weit vollkommener als unfere ift, fie erkennen, davon haben wir keinen Begriff. Unfere eigene Vorftellungen, auf unfere Erkenntnifsart eingefchränkt, begrenzen den Umfang unferer Erkenntnifs, unferer Einbildungskraft. Wenn es auch nicht bezweifelt werden kann, dafs die Geifter einer höheren Ordnung, als die an Körper gebundenen, eben fo deutliche Begriffe von dem Grundwefen der Subftanzen, als wir von dem Triangel haben, und dafs fie erkennen, wie alle Eigenfchaften, alle Wirkungen darin gegründet find, fo können wir doch nicht die Art und Weife begreifen, wie fie zu folcher Erkenntnifs gelangen.

§. 24.

Aber obgleich die Definitionen ein gutes Mittel zur Erklärung der Worte der Subftanzen find, in fo fern die Worte **unfere Begriffe bezeichnen**, fo können fie doch nicht alle Unvollkommenheiten derfelben tilgen, **infofern fie Dinge darftellen.** Denn diefe Worte werden nicht blofs als Zeichen unferer Begriffe, fondern zuletzt auch als Zeichen der Dinge, die ihre Stelle vertreten, gebraucht. Ihre Bedeutung mufs daher fowohl mit unfern Begriffen, als mit der Wahrheit der Dinge übereinftimmen. Folglich können wir bei Subftanzen

zen nicht immer bei dem gemeinen zusammengesetzten Begriffe stehen bleiben, der gewöhnlich für die Bedeutung dieses Worts genommen wird, sondern müssen etwas weiter gehen, die Natur und Eigenschaften der Dinge selbst untersuchen, und dadurch die Begriffe von ihren Arten und Gattungen so vollkommen machen, als möglich ist, oder doch von denjenigen lernen, welche Erfahrungskenntnisse davon besitzen. Denn da die Sprachzeichen der Substanzen nicht nur Begriffe, wie sie in dem Verstande anderer Menschen vorkommen, sondern auch solche Inbegriffe von einfachen Merkmalen bezeichnen sollen, als sie in den Dingen selbst wirklich vorhanden sind, so muss man die Naturgeschichte studiren und die Eigenschaften der Dinge mit kritischer Sorgfalt ausfindig machen, wenn man diese Worte richtig definiren will. Es ist nicht genug, um Fehler in den Untersuchungen und Räsonnements über Körper und Naturwesen zu vermeiden, dass man von dem Sprachgebrauche den gemeinen aber dunkeln oder unvollkommenen Begriff lerne, an welchen jedes Wort angeknüpft ist, und dass man ihn bei dem Gebrauche allezeit mit diesem verbinde, sondern wir müssen uns selbst mit der Geschichte dieser Art Dinge bekannt machen, dadurch unsere Begriffe berichtigen und fixiren, und wenn uns

andere miſsverſtehen, den Begriff beſtimmt angeben, den wir durch dieſes Wort ausdrücken. Dieſe Pflicht kann denen, welche nach Erkenntniſs und philoſophiſcher Wahrheit ſtreben, um ſo weniger erlaſſen werden, da wir als Kinder bei ſehr unvollkommenen Begriffen von den Dingen Worte kennen lernen, ſie aufs Gerathewohl ohne vieles Nachdenken anwenden, und ſelten beſtimmte Begriffe bilden, um ſie durch jene auszudrücken. Dieſes Verfahren wird zur Gewohnheit und auch noch von Männern gerne fortgeſetzt, weil es bequem und für die Verhältniſſe des gemeinen Lebens zureichend iſt. Unterdeſſen fängt man es doch verkehrt an, daſs man erſt die Worte vollkommen lernet, und dann hinterdrein die Begriffe, zu welchen jene gebraucht werden, mit groſser Flüchtigkeit bildet. Dadurch geſchiehet es, daſs Menſchen, welche nach dem Sprachgebrauch ihres Landes und den Regeln der Grammatik ganz richtig ſprechen, ſich doch ſehr unrichtig von den Dingen ſelbſt ausdrücken, daſs ſie durch ihr Denken und Disputiren doch in Entdeckung nützlicher Wahrheiten und in der Erkenntniſs der Dinge, wie ſie an ſich und nicht in unſerer Einbildungskraft exiſtiren, nur geringe Fortſchritte machen, und daſs es von wenig Einfluſs für die Erweiterung der Erkenntniſs iſt, wie ſie die Dinge nennen.

§. 25.

§. 25.

Es wäre daher zu wünschen, dafs die Naturforscher, welche mit den verschiedenen Arten der Körper bekannt sind, die einfachen Merkmale festsetzten, welche sie an allen Individuen einer Art beobachten. Hierdurch würde gröfstentheils der Verwirrung abgeholfen, welche daraus entsteht, dafs verschiedene Menschen durch dasselbe Wort einen Inbegriff von wenigern oder mehreren sinnlichen Merkmalen ausdrücken, je nachdem sie dieselben mehr oder weniger kennen und sorgfältig an den Objecten, die unter dem Worte begriffen sind, untersucht haben. Allein ein Wörterbuch dieser Art, welches gleichsam eine Naturgeschichte enthalten würde, erfodert zu viele Hände, zu viel Zeit, Kosten, Mühe und Scharfsinn, als dafs man es je erwarten dürfte. Bis dahin mufs man sich aber mit solchen Definitionen der substantiellen Worte begnügen, die nur ihre gewöhnliche Bedeutung erklären. Doch wäre es schon gut, wenn auch dieses nur, wo es nöthig ist, geschähe, welches aber der gewöhnliche Fall nicht ist. Die Menschen drücken sich vielmehr in Unterredungen und Disputationen durch solche Worte aus, über deren Sinn sie nicht einverstanden sind; eine Folge von dem falschen Grundsatze, dafs die Bedeutung gemeiner Worte sicher festgesetzt, und die bestimmten Begriffe, welche dadurch bezeichnet wer-

 den,

den, vollkommen bekannt ſeyen, und daſs man ſich ſchämen muſste, wenn man ſie nicht wüſste. Beide Vorausſetzungen ſind falſch. Kein Wort für zuſammengeſetzte Begriffe hat eine ſo feſte beſtimmte Bedeutung, daſs es immer nur zur Bezeichnung eines und deſſelben Begriffs gebraucht würde. Es iſt auch keine Schande, eine gewiſſe Erkenntniſs auf keinem andern Wege erlangen zu können, als auf dem einzig möglichen. Niemand ſetzt ſeine Ehre dadurch aufs Spiel, daſs er die beſtimmte Bedeutung nicht weiſs, welche ein Anderer mit einem Worte verbindet, ſo lange dieſer ſie nicht durch ein beſſeres Mittel, als der bloſse Laut iſt, bekannt gemacht hat. Das Bedürfniſs, ſich durch die Sprache mitzutheilen, nöthiget die Menſchen freilich, ſich über die Bedeutung der Worte in einem gewiſſen Umfange zu vereinigen, ſo weit es für die gewöhnlichen Bedürfniſſe des geſelligen Lebens nothwendig iſt, und man kann daher vorausſetzen, daſs jeder Bewohner eines Landes die Vorſtellungen, welche nach dem Sprachgebrauch mit Worten verbunden ſind, zum wenigſten in einigem Grade kenne. Allein der Sprachgebrauch ſelbſt iſt eine ſehr ungewiſſe und veränderliche Regel, weil er zuletzt doch nur auf Vorſtellungen einzelner Menſchen beruhet. Wenn gleich aber das eben erwähnte Wörterbuch für unſer Zeitalter nicht zu erwarten iſt, ſo iſt doch, wie ich glau-

be,

be, der Vorſchlag nicht unſtatthaft, diejenigen Worte, welche Dinge bezeichnen, die durch ihre äuſsere Geſtalt erkannt und unterſchieden werden, durch Zeichnungen und Kupferſtiche von dieſen Dingen genauer zu beſtimmen. Ein Wörterbuch, nach dieſer Methode ausgearbeitet, würde die Bedeutung vieler Worte, vorzüglich aus Sprachen entfernter Zeiten und Lande, viel bequemer und in kürzerer Zeit lehren, und von vielen Dingen, welche in der Lectüre alter Schriftſteller vorkommen, richtigere Begriffe verbreiten, als die groſsen und mühſamen Kommentare der Gelehrten. Die Naturkündiger, welche von Pflanzen und Thieren handeln, haben die Vortheile dieſer Methode erfahren, und wer ſie zu leſen Gelegenheit hatte, wird geſtehen müſſen, daſs er durch eine kleine Abbildung eine klärere Vorſtellung von einer Pflanze oder einem Thiere erhielt, als ihm eine lange Definition dieſer Worte hätte geben können. Eben das würde auch der Fall mit dem Strigil und Siſtrum der Römer ſeyn. Die Worte *Toga*, Tunica und Pallium laſſen ſich leicht durch die Worte Oberkleid, Unterkleid und Mantel überſetzen, aber dadurch erhält man noch keine anſchauliche Vorſtellung von dieſer Tracht der Römer. Doch dies hier nur im Vorbeigehen.

§. 26.

Einförmigkeit in dem Gebrauch der Worte.

V. Wenn Menſchen die Mühe ſcheuen, den Sinn ihrer Worte zu erklären, und nicht allezeit Definitionen davon möglich ſind, ſo darf man doch wenigſtens ſoviel von ihnen erwarten, daſs ſie da, wo gegenſeitige Belehrung und Ueberzeugung ihr Zweck iſt, ein Wort immer in einerlei Sinn gebrauchen. Wenn dieſes allezeit geſchähe, was jedem die Redlichkeit zur Pflicht macht, ſo wäre manches geſchriebene Buch überflüſſig, viele Streitigkeiten würden beendiget ſeyn, viele dicke Bände, aufgeſchwellt mit zweideutigen Ausdrücken, in einen kleinen Umfang zuſammenfallen, und viele philoſophiſche und dichteriſche Werke in eine Nuſsſchale zu faſſen ſeyn.

§. 27.

Wo die Veränderung der Bedeutung muſs angegeben werden.

Bei dem allen iſt doch der Vorrath der Worte in Verhältniſs zu der unendlichen Mannichfaltigkeit der Dinge ſo klein, daſs die Menſchen, ungeachtet aller angewandten Vorſicht, doch durch den Mangel an paſſenden Ausdrükken ſich genöthigt ſehen werden, ein und daſſelbe

ſelbe Wort in einem etwas veränderten Sinne zu gebrauchen. Wenn es gleich in einer zuſammenhängenden Rede oder Schrift wohl immer an Raume fehlen wird, jedesmal, wenn die Bedeutung eines Worts verändert wird, eine beſondere Definition einzuſchieben, ſo wird doch die Einleitung und die Abſicht derſelben einen redlich forſchenden und denkenden Leſer immer auf den wahren Sinn der Worte hinführen, wenn nicht etwa eine abſichtliche Täuſchung zum Grunde liegt. Iſt dieſes aber nicht hinreichend, ſo erfordert es das Intereſſe eines Schriftſtellers, den Sinn zu erklären, in welchem er in dieſer Stelle ein Wort gebraucht hat.

Ende des zweiten Theils.

